Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Antoinette von Steinwart.

Erster Band.

Nie fand ein ungerechter Mann Glückseligkeit,
Hoffnung des Glückes schimmert dem Gerechten nur.

Euripides.

In seiner Seele trägt der Mensch den Boden selbst,
Allwo er Frohes ziehet und Betrübtes auch,
Und Thränen gießt er, ob er dies, ob jenes fand.

Sophocles.

Antoinette von Steinwart.

Roman

von

Oswald Stein.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Göthe.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1856.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

An den Leser.

Indem ich der gebildeten Lesewelt hiermit das erste größere Werk meines Strebens zur freundlichen Aufnahme überlasse, kann ich nicht umhin, einige einleitende Worte an den freundlichen Leser zu richten. Denn es ist für den Verfasser eines Werks immer ein eigenthümlich banges und freudiges Gefühl zugleich, wenn er ein Produkt seines Fleißes vom Stapel laufen und vor das Forum der kritischen Welt treten sieht; wie viel mehr sollte ihn nicht dieses Hoffen und Bangen bei seinem ersten Auftreten bewegen! Gleicht er nicht einem Vater, der seinem in die Fremde wandernden Sohne Segen und Glückwünsche nachschickt, aber den beunruhi-

genden Gedanken wohl nicht unterdrücken kann: „wird er mir auch Freude und Frieden bringen?"

Es war bei diesem Werke zunächst die Absicht des Verfassers, dem Leser eine Reihe von Begebenheiten vorzuführen, welche in ihrer Einzelnheit aus dem Leben gegriffen und, sich auf wirkliche Ereignisse stützend, in ihrer Zusammenstellung und Aufeinanderfolge ein Spiegelbild der Zeit und des alltäglichen Lebens abgeben sollten. Dabei war sein eifrigstes Bemühen, das Ganze mit möglichst frischen Farben zu malen und die Entwicklung so zu leiten, wie er es, seinem Stoffe angemessen, besonders für das zu erweckende und zu fesselnde Interesse des Lesers geeignet und günstig hielt.

In wie weit dies gelungen, möge der gebildete Leser mit Schonung beurtheilen; denn es ist wohl ganz natürlich, daß bei dem ersten derartigen Versuch verschiedene Fehler einschleichen können, die dann aber sicherlich Zeit und Erfahrung, eifriges Streben, Uebung und wohlmeinender Rath nach und nach abschleifen. So bleibt aber doch immerhin dieses erste größere Werk ein Spiegelbild seines Verfassers, ein characterisirendes Produkt seiner Schaffungsgabe.

Vom innigsten Wunsche beseelt für alles Gute und Schöne, für alles Tiefe und Wahre wirksam zu sein, konnte es nicht fehlen, daß der Verfasser in seiner Anlage den Ernst der Zeit nicht unberührt ließ, und somit Alles, was sich daran anschließen mochte, insoweit es seiner Darstellungsweise nicht zuwider war, vorübergehend in das Bereich seiner Erzählung aufnahm.

Ohne irgendwie seinem Roman eine Tendenz unterzuschieben, war es doch nebenbei mehr oder weniger die Absicht des Verfassers, ein Sittengemälde der Gegenwart, besonders aber ein Spiegelbild der wenig günstigen und glücklichen Verhältnisse des immer mehr sinkenden Mittelstandes und der Noth und Dürftigkeit der Armen zu geben. Die Gegenwart macht in tausend und abertausend Stimmen auf eine ernste Zukunft aufmerksam, und fordert Alle zur Vorbereitung auf; — auch unsere Romanliteratur hat die Verpflichtung, für das Wohl der Menschheit zu wirken, und für alles Schöne, Wahre und Gute anzufeuern.

Wie aber dieser Punkt seitens der Romanliteratur oft gar nicht berücksichtigt oder doch sehr vernachlässigt wird, beweisen die besonders in

neuerer Zeit so häufig auftretenden Uebersetzungen ausländischer Romane, die in ihrem frivolen Sinne nichts Wahres, Schönes und Gutes kennen, sondern nur die Sinnlichkeit der Leser so verderblich zu wecken und zu reizen wissen.

Sollte es mir gelungen sein, in die Baumschule unsrer besseren Romane einen neuen, wenn auch nur wenig fruchtbringenden Stamm gepflanzt zu haben, so würde ich mich für meine Arbeit reichlich belohnt sehen.

Im März 1856.

Der Verfasser.

Erstes Capitel.

Genug, wenn Fehler sich mit größ'rer Tugend decken;
Die Sonne zeugt das Licht, und hat doch selber Flecken.
v. Haller.

In den Anlagen einer deutschen Residenz pflegten kurz vor Sonnenuntergang zwei Männer ihren regelmäßigen Spaziergang zu machen. Ihr Aeußeres war einfach und schlicht, ihr Benehmen freundlich und Vertrauen erweckend, ohne jede Auszeichnung und auffallende Eigenthümlichkeit vor den übrigen Spaziergängern, welche zu jeder Tageszeit in den schattigen Alleen und freundlichen Anlagen lustwandelten. Demungeachtet hatten Beide bald die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt erweckt. Sie gingen gewöhnlich Arm in Arm, in traulichen Gesprächen vertieft; und wenn wohl Hunderte, wie sie, die fürstlichen Anlagen besuchten, viel wichtigere, bedeutendere Gegenstände mit eben so ernster Miene behandelten, so hatte doch lange Niemand mehr das allgemeine Interesse gefunden, als unsere beiden Spaziergänger, der pensionirte Landrath Köhler und sein Neffe

Oskar d'Oerwel. Besonders war es der Letztere, ein junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, der vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Damenwelt auf sich zog. So mancherlei Geschichten und Abenteuer erzählte man sich von ihm in den Thee= und Kaffeegesellschaften der Vornehmen und Reichen, und doch war er in keiner Familie eingeführt, und doch kannte ihn außer seinem Onkel und dessen ziemlich bejahrter Haushälterin keine Seele der volkreichen Stadt. Erst seit einigen Wochen in ihren Mauern, hatten ihn so vielerlei, und mitunter so dringende Arbeiten zu Hause gefesselt, daß es ihm bisher nur kurz vor Sonnenuntergang vergönnt war, einen kleinen Ausflug zu machen. — Sein Onkel, der, wie er, während dieser Zeit seltener wie sonst ausgegangen war, begleitete ihn dann gewöhnlich.

Oskar d'Oerwel war ein stattlicher Mann, von ernstem männlichen Aussehen. Seine Augen, schwarz und lebhaft, verkündeten einen unternehmenden Geist, und um die hohe Stirne spielten schwarze Locken, zierlich verschlungen. Das Haupt trug er gewöhnlich nachdenkend gesenkt, die Stirne in ernste Falten gezogen. Vorübergehende hätten ihn für einen Finsterling halten können, wenn nicht sein freundliches Auge für sein gutes Herz und seine offene redliche Gesinnung gesprochen hätte.

„So lasse Dich doch endlich einmal zu einigen Besuchen bewegen, lieber Oskar," sagte der Onkel, als sie beide wieder einmal durch die Anlagen wanderten, und

eben in eine schattige Kastanienallee einbogen. „Um den Zweck Deines Hierseins vollkommen zu erfüllen, ist es unumgänglich nothwendig, Dich auch mit einigen vornehmen Familien bekannt zu machen. Besonders wird Dir die Bekanntschaft des Herrn Obergerichtsraths von Hohlbein, eines meiner besten Freunde, der sich für Dich sehr interessirt und schon einigemal nach Dir fragte, mancherlei Vortheile gewähren."

„Nach mir fragte," wiederholte Oskar mit Bedeutung, indem er stehen blieb und seinen Onkel überrascht ansah. „Der Herr von Hohlbein nach mir fragen! — sich für mich interessiren! — hahaha! —"

„Ja, so ist es. Er hat von dem geheimnißvollen Auftritt im Schloßgarten gehört. Du weißt, wie Dir derselbe auf einmal einen so bedeutenden Namen in den Gesellschaften der vornehmen Welt machte. Es gehört fast zum guten Ton, bei jeder Kaffee- und Thee-Unterhaltung von jenem Abenteuer zu reden, und sich dann, wie natürlich auch über Dich, Deine Verhältnisse, Deine Talente und was dergleichen mehr auszusprechen."

„Wie kleinstädtisch!" lachte der Neffe.

„Die Einen halten Dich für einen polnischen Grafen und legen Deinem ernsten, nachdenkenden Wesen, Gott weiß es, welchen Grund bei; die Anderen wissen viel von Deinen Talenten zu reden und halten Dich für den Verfasser der bekannten „Zeitfrage," deren scharfe kräftige Sprache allgemein bewundert wird, und die den Wuche-

rern und Juden wie eine gewaltige Bergpredigt klingt. — Trotz allem dem ist mir noch immer der eigentliche Zusammenhang unklar."

„Er soll es Dir vorerst noch bleiben," entgegnete Oskar trocken vor sich hin.

„Es sind nun bereits sechs Wochen verstrichen während Deines Hierseins. Am dritten Tage schon erweckte Deine Persönlichkeit Interesse; und doch kennt Dich Niemand. — Man vermuthet auch, daß Du mit mir verwandt bist, sonst weiter aber auch nichts. — Es war ein schöner Nachmittag, an welchem Du mein Haus verlassen hattest, um Dich von Deinen anstrengenden Arbeiten zu erholen. Munter und vergnügt warst Du von mir weggegangen und versprachst noch beim Weggehen, recht bald wieder zurückzukehren. Es wird Abend, — es wird Nacht — noch bist Du nicht zurückgekehrt. Ich werde ungeduldig, allein meine ängstliche Besorgniß kann Dich nicht zurückrufen; und erst nach einer halben schlaflosen Nacht banger Erwartung kamst Du an, — zerstört, todtenbleich und wie von tausend Hunden gehetzt. Du wirst krank, ein heftiges Nervenfieber wirft Dich beinahe drei Wochen auf's Krankenlager, und keine Seele im Haus weiß von der Ursache. Du selbst meidest jede Gelegenheit darauf zu kommen. Was soll ich davon denken?"

„Nichts Böses, mein lieber Onkel," entgegnete der Neffe freundlich.

„Aber das Gerede!" lenkte jener ein. — „Siehe,

es ist unumgänglich nothwendig," fuhr er dann fort, „Dich mit mehreren Familien bekannt zu machen, damit sich Deine gedrückte Stimmung aufheitert, und Du wieder so munter und lebensfroh wirst, wie zuvor. Du weißt, daß ich ein ausgemachter Feind der vornehmen Gesellschaften bin und nichts mehr verabscheue, als das Scheinwesen der höheren Stände; allein es ist für Dich, für Deine Zukunft und für die Durchführung Deines wichtigen, wohl gewagten Unternehmens nothwendig. Du mußt Dir, mein lieber Oskar, vor allen Dingen das Wohlwollen einiger einflußreichen Männer sichern, ehe Du gegen Deinen mächtigen Gegner zu Felde ziehst, willst Du mit einigem Erfolg Dein Mühen und Streben gekrönt sehen. Schon morgen werde ich Dich bei der verwittweten Frau Kammerrath von Dollmann einführen. Es ist eine vornehme, edle Frau, mein lieber Neffe. — Und —" setzte er halblaut und lachend hinzu, „und eine Liebe aus den Studentenjahren, die mich heute noch gern sieht. Die vielen Gesellschaften, welche diese so sehr angesehene Frau gibt, werden Dich bald mit einigen der einflußreichsten Männer der Residenz bekannt machen; — und wer heutigen Tages sein Glück nicht durch die Gelegenheit günstiger Empfehlungen hinanschwingt, kommt nie auf einen grünen Zweig. Die Welt ist ein Tyrann, und ihre Kinder gehorchen ihr. Willst Du Dein Glück fahren lassen, weil Andere das Ihre besser benutzen? — Allein ich kenne die d'Oerwels!

Der eiserne Stolz zieht sich durch die ganze Familie, und welches Unheil daraus schon entstanden, weißt Du. Dein Vater war einer der tüchtigsten, talentvollsten Männer seiner Zeit, und galt bei seinen Collegen als der sicherste Arbeiter, allein was hat er von all seinen Kenntnissen und Fähigkeiten zurückgelassen? — nichts — gar nichts, lieber Oskar. Hatte er doch mit vielen Andern in einem gleichen Weinberge gearbeitet; — während jene Reichthümer, Ehre, Orden und Titel häuften, durchwanderte er, der schlichte, aber stolze Mann, einfach und bescheiden seine Lebensbahn, und hat nichts hinterlassen als eine alte staubige Bibliothek und seinen ehrlichen Namen. Seine Zeitgenossen bespöttelten seinen Stolz, seine Nachkommen müssen ihn bedauern."

„Nicht doch, mein lieber Onkel," unterbrach ihn Oskar ruhig. „Seine Gesinnungen geben mir Muth, ebenso zu handeln. Sie sind das beste Erbstück, sie sind das herrlichste Kleinod, welches ich von meinem Vater ererben konnte. Ich weiß sehr wohl die Wahrheit Deiner Worte zu erkennen, und fühle nur zu sehr, daß ich mich nie zu einer hohen Stellung im Staatsdienste emporschwingen werde, allein ich trage in mir das sichere Bewußtsein, stets recht gethan und Niemand gescheut zu haben. Uebrigens bin ich entschlossen, Deinen wiederholten Aufmunterungen zu folgen, nnd einige Besuche mit Dir zu machen. Führe mich hin, wohin Du willst, allein verzeihe mir, wenn ich weniger in schönen

Redensarten glänze, als vielleicht in der Wahrheit meines Wesens die höchste Ehre suche. — Auch kann ich Dir nicht unrecht geben, wenn Du behauptest, die sichere Durchführung meiner jetzigen Aufgabe mache das Bekanntwerden mit einigen der angesehensten Männer unserer Residenz nöthig. Meine Vorarbeiten sind nun soweit gediehen, um mit dem Ersten des nächsten Monats meine Erklärung einreichen zu können. Mein Todfeind, der Geheime-Sekretair von Brandeis, leitet die Gegenparthei, und wird Alles aufbieten, die Sache seiner Clientin mit Glück und Gewinn durchzuführen. Ihm wird es hierbei weniger um die Ehre eines glücklichen Erfolges gelten, als vielmehr um die Hand der Gräfin von Steinwart, deren Sache er zu vertreten hat. Nur bedauere ich, daß mein Client, der Gutsbesitzer Wienau, eben an einem Nervenfieber hart danieder liegt, und den Ausgang des so sehr verwickelten Prozesses vielleicht nicht erlebt. Der Prozeß geht dann abermals auf eine andere Person über, und die Lösung wird dann wie natürlich immer mühevoller und für einen Anfänger, wie ich, der damit einen glücklichen Anfang als Hofgerichts-Advokat machen will, immer schwerer und bedenklicher."

„Sei übrigens getrost, lieber Neffe," lenkte der Landrath ein, „soviel ich in der Sache Licht habe, Deine Entgegnung und Entwicklung der Sachlage kenne, hoffe ich für Dich den besten Erfolg. Und wie könnte

Dein Fleiß und Mühen schöner belohnt werden? Der Baron von Brandeis ist ein tüchtiger einflußreicher Staatsmann; ein geborner Italiener, der noch immer das Feuer seiner Landsleute besitzt und Dir zusetzen wird. Sein Onkel, der verstorbene Baron von Brandeis zu Brandeck, hat ihn als einzigen Erben eingesetzt; und daher kommt sein Reichthum, seine hohe Stellung, sein Einfluß, was damit zusammenhängt. — Du aber kommst hierher, um von Allem auf das Genaueste unterrichtet zu werden, sitzest halbe Nächte an den Acten uud arbeitest jetzt schon seit Wochen ohne Rast und Ruh; Deine Gesundheit leidet darunter und Deine sonst so heitere Seele scheint von den finsteren Wolken der Rechtsgedanken umnebelt; — und da sollte die Sache für Dich schief ausfallen? — nein, das hieße auf einmal dem jungen Rechtsvertreter allen Muth, alles Selbstvertrauen nehmen. Ein frischer Muth belebt eine gute Handlung und wird durch einen sicheren Erfolg gekrönt!"

„Das klingt alles sehr schön," antwortete der Neffe, indem ein stiller Seufzer seine gepreßte Brust etwas erleichterte, „doch habe ich nicht mehr das alte Feuer für die gerechte Sache. O, daß selbst die Wahrheit, unser Streben nach Recht und Gewissenhaftigkeit den Eindrücken einer herzlosen Welt erliegen kann, und es der Seele ewiges Ringen und Kämpfen ist, sich von diesen Fesseln los zu machen!"

„Nun, nun," lachte Köhler laut auf, „es hat doch

nicht irgend eine Schöne Dein junges Herz in einen Prozeß anderer Art verwickelt, und Dir gar ein wenig den Kopf verdreht? Hahaha, manchmal dachte ich es so im Stillen, wenn Du so finster und traurig warst, und in letzterer Zeit bei Deinen Arbeiten zuweilen so tief Athem holtest. Nun, Du bist in den Jahren, in welchen man sich nach einer jungen hübschen, reichen Frau umsehen muß, und man die Tage jugendlicher Liebeschwärmereien überschritten hat; allein das Herz darf den Beruf nicht vergessen und vor allen Dingen den Muth, für eine gerechte Sache zu streiten, nicht sinken lassen. Im Gegentheil, die Liebe belebt des Mannes Streben und Ringen erst wahrhaft und hält ihn für das Erhabene und Edle immer warm. Doch ich weiß, daß meine Lehren ganz am unrechten Orte sind, und daß Du nicht an der überempfindsamen Schwäche unserer heutigen Alltagsliebhaber leidest, obgleich Dein Benehmen so den Anschein —"

„Da kommt sie," unterbrach ihn Oskar, wie aus einem stillen Sinnen erwachend, als sie eben um eine Ecke bogen und zwei Damen ihnen entgegen kamen. Nach einer kurzen Begrüßung der beiden Damen, welche diese mit kaltem Anstande erwiederten, blieb der Onkel überrascht stehen, indem er den Kopf schüttelte. „Loser Träumer!" begann er mit einigem Unwillen, „Deine größte Feindin! — Habe ich Dich recht verstanden, Du kennst — und — liebst diese Dame? — Du liebst

sie, gestehe es — Du liebst die Gräfin von Steinwart. — Ich glaubte seither, die Dame, deren Ansprüche auf Wienau's Erbe Du streitig machen sollst, sei Dir nicht persönlich bekannt, und nun? O, ich verstehe, — darin Dein Erkalten für eine Sache, welche Dich doch Anfangs so sehr begeistern konnte."

„Nicht doch, lieber Onkel," lenkte Oskar ihn weiter führend ein, „sei unbesorgt, ich werde mein Versprechen halten und den Prozeß nach Kräften zu einem für uns günstigen Ende führen. Ich kenne jene Dame nicht erst seit jenem Auftritte im Schloßgarten, sondern schon seit vielen Wochen und Monaten, aber erst seit unserem letzten Zusammentreffen als meine Gegnerin in einer Rechtssache, für deren glücklichen Ausgang ich stehe."

„Ja, für Deinen Vortheil," sprach der Landrath trocken vor sich hin. „Aber wo bleibt dann das Recht, wenn die Liebe ihr loses Spiel treibt!"

„Wer redet von Liebe? — seltsame Begebenheiten haben mich mit der Gräfin von Steinwart bekannt gemacht; ein guter Genius fügte es schon zweimal, daß ich der Retter ihres Lebens wurde. Dieses Verhältniß hat mit dem Prozeß nichts gemein, zumal da sie meinen Namen ebensowenig, als meine Stellung kennt. Sie achtet mich als ihren Retter, ich ehre sie als eine schöne, geistreiche Dame, welche in der That mehr Herz und Gefühl, mehr wirklichen Anstand und Humor besitzt, als manche Dame bei Hof, als manche Königin des

Festes, und namentlich mehr, als jenes Fräulein von Blumenfeld, von deren Liebenswürdigkeit Du ganz entzückt bist, und die Du mir immer als die Perle der hiesigen Mädchen schilderst."

„Ei, ei, wie der Neffe ins Feuer kommt!" — bemerkte der Landrath ernst. „Es ist mir leid um Deinen seligen Vater, meinen Schwager. — Du kennst ja die unselige Geschichte jener Mehrausgabe von 13000 Thalern, wegen welcher das Ministerium seine Entlassung nehmen mußte, die Kammern aufgelöst wurden, und damals manche hochstehende Persönlichkeit kurz vor Schlafengehen durch eine Katzenmusik unangenehm überrascht wurde. Dein Vater stand auf der Seite der Kammern, und das war wieder eine seiner unverzeihlichen Handlungen, welche den Ruin der ganzen Familie herbeiführten. Der Graf von Steinwart hatte sehr bedeutenden Einfluß, und er war es ganz besonders, der die Absetzung Deines Vaters erwirkte und der Dir die Jahre Deiner ersten Praxis so sehr verbitterte, daß Du Deine Laufbahn im Staatsdienste vorläufig aufgabst und auf Reisen gingst. Erst nach seinem Tode mochtest Du wieder in Deine Vaterstadt zurückkehren, und da Du nun Deine erste Heldenthat an einem Prozesse, den Deines Vaters Gegner schon seit Jahren mit Glück geführt, und den schlaue Advokaten soweit hinauszudehnen wußten, versuchen sollst, spinnt die Liebe ein Netz um Dich, in dem Du vor lauter Liebesweh den ganzen

Prozeß vergissest. Und daß sie Dich genau kennt, daß sie Dich liebt, verriethen mir ihre lebhaften Augen, als sie unserem Gruß dankte. Ihr Auge strahlte so hell, und fast schien es mir als beantworte es eine Frage, die nur Du verstehen konntest, weil Du sie vielleicht gestellt haben wirst. Ich kenne das, und ein einziger Blick spricht oft mehr, als lange Unterredungen offenbaren können, und die Stimme des Herzens spricht im Auge lebendiger, als in den süßesten Tönen. — Du bist nachdenkend, — und wenn Du sie liebst, darfst Du hoffen, je ihr Gatte zu werden? — Weißt Du nicht, daß sie die Braut des Secretärs von Brandeis ist? und man liebt doch wahrlich in Deinen Jahren nicht, um sich eine angenehme Jugendzerstreuung zu machen, um ein wenig zu küssen und zu herzen. Wenn man einmal ein gewisses Alter erreicht hat, sieht man sich nach einer Lebensgefährtin um, man heirathet und sucht sich zu verbessern. Und dann, mein Bester, daß ich's Dir gestehe, Dein Fräulein von Steinwart steht keineswegs im besten Rufe. Man erzählt sich so mancherlei, was eben nicht das beste Licht auf ihren Charakter wirft. Schon ihr freies umherwanderndes Leben muß Anstoß erwecken. Bald da, bald dort; — bald in Paris und London, bald wieder in Neapel und Athen. Ist das Sitte, ist das Anstand? Und doch rühmst Du beide, und stellst sie hoch über die liebenswürdige Aminka von Blumenfeld, die, schön und fromm wie eine Madonna, fleißig

die Kirchen besucht, keinen schmutzigen Roman liest, freundlich und huldreich gegen Jedermann ist, und in der Residenz allgemein als das bescheidenste und anmuthigste Mädchen gilt. Ueberall spricht man mit Wohlwollen von ihr und kann des Rühmens nicht satt werden, während man nur mißliebige Aeußerungen über das Benehmen der Gräfin von Steinwart hört, und man ihr nur deshalb so viel Aufmerksamkeit schenkt, weil sie reich und ihre Familie aus altem Adel ist, die bei Hof noch einigen Einfluß hat.

Ihre Mutter, eine polnische Gräfin von seltener Schönheit, war für die öffentliche Welt eine äußerst räthselhafte Dame. Ein tiefes Geheimniß ruhte damals, wie auch heutigen Tages noch, auf ihrer Vergangenheit, und außer mir, sowie dem alten graubärtigen Baron von Brandeis zu Brandeck und ihrem Gemahl, war nur noch ein Pole, dessen Namen ich Dir nicht nennen kann, mit derselben bekannt. Dieses Mitwissen und Miterleben einer für die edle Frau bedeutsamen Vergangenheit hat mir durch mein ganzes Leben bittere Früchte getragen. Es machte mir die ersten Männer des Staats zu unversöhnlichen Feinden und immerwährenden Gegnern. O, lieber Oskar, es ist eine traurige, düstere Geschichte, die in das Leben der guten Frau einen schwarzen Schatten geworfen, daß das Sonnenlicht der Freude fast nicht mehr in die schöne Seele zu leuchten vermochte. Als Gattin des stolzen Grafen von

Steinwart kannte sie mich nicht mehr — wir standen uns unendlich fern. Ich sah sie zuweilen noch, allein ich vermied um ihrer Ruhe willen jede Gelegenheit, mit ihr wieder zusammen zu kommen. Sie lebte in keiner glücklichen Ehe. — Und bald nach Antoinettens Geburt segnete sie das Zeitliche, um zum ewigen Frieden einzugehen. — Seit der Zeit interessirten mich die Familienverhältnisse meines Gegners nicht weiter. Die Tochter wuchs heran, und was ich von ihr hörte, hat mich nie angenehm berühren oder gar an der Mutter vorzüglichen Charakter erinnern können. Frau von Steinwart war seit ihrer Verheirathung Hofdame bei der verwittweten Herzogin, die sich, wie Dir bekannt ist, der Regierungsangelegenheiten so sehr annahm, und die, gleich dem Regenten, mit des Landes Leid und Freud bekannt war. Die Herzogin war eine edle, gutherzige Frau; ein Zug von Milde lag in ihrem Charakter, der sogar ihr zuweilen herrschsüchtiges Auftreten verzeihen ließ. Antoinette von Steinwart wurde bei Hof erzogen, hat dann, kurz vor dem Tode ihres Vaters, in Begleitung des Dr. Steinius, und ihrer Hofmeisterin, der Frau von Günther, die halbe Welt bereist, in französischer, englicher, italienischer und griechischer Zunge geredet, Gedichte geschrieben und überall als eine emancipirte Dame gegolten. Daß nun aber auch Du mit ihr in einem Verhältniß stehst, welches mir keineswegs gefällt, bringt mich gegen sie nur noch mehr auf, und ich bitte Dich recht sehr, mir klaren Wein

hierüber einzuschenken. Ihr kennt Euch schon von früher? — So muß ich fast vermuthen, daß auch Du, ihren Grundsätzen folgend, auf Deinen Reisen ein Leben solcher wüsten Verirrungen geführt, und nun erst, da die Börse leer ist, einsehen gelernt hast, daß es an der Zeit ist, endlich einmal Deinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen."

Beide verließen jetzt die Anlagen und wandten sich rechts nach dem Stadtthor. Der Neffe hatte dem Landrath stumm und geduldig zugehört, nur zuweilen seinen besorgten Onkel lächelnd angeblickt, wenn dieser, immer lebhafter werdend, stehen blieb und seine Stimme eine fast priesterliche Salbung annahm.

„Laß mir, lieber Onkel, Gerechtigkeit widerfahren," begann d'Oerwel nach einer kleinen Pause, „höre mich und dann richte! Von Liebe oder einem Verhältniß kann noch keine Rede sein, und ihre Verbindlichkeit gegen mich, so gering sie auch ist, wird mir nie unangenehm sein, so wenig sie ihr drückend erscheinen wird; demohngeachtet erkennt sie in meiner Aufmerksamkeit ebensowenig eine Liebesneigung, als ich in ihrem Interesse für mich nichts mehr als den Ausdruck der wärmsten Dankbarkeit erblicke."

„Ei, ei, so kommt ihr zuweilen zusammen?" frug der Landrath überrascht. „So ein geheimes Stelldichein, nicht wahr, doch nicht an den Linden, im geheimen Grund, oder gar am Altenbrunnen?"

„Ich bitte Dich, lieber Onkel, keinen Spott; er verletzt mich. Etwas, was unserem Seelenleben so sehr nahe liegt, was mit unserem Inneren so ganz verwachsen ist, kann uns durch Tadel aus dem Munde werther Personen zuletzt lästig werden, es kann uns mißstimmen, es kann uns unglücklich machen, ohne daß wir jedoch stark genug sind, uns davon loszureißen. Und ich möchte das Bewußtsein einer guten Handlung immer lebendig in meiner Seele erhalten; gute Handlungen stählen die Seele fürs Gute und Edle. Verdamme mich also nicht geradezu, und lasse Dir den Hergang erzählen. Ich gebe Dir jetzt nur einen kurzen Abriß jener Begebenheiten, welche mich mit ihr in nähere Berührung brachten, und verspare mir auf eine andere Zeit eine sorgfältigere Entwickelung; denn ich mag mir jetzt nicht alle Eindrücke einer schönen Vergangenheit zurückrufen, um das Interesse für den Prozeß nicht etwa dadurch zu schwächen.“

„O, gewiß nicht!“ rief der Landrath, ihm in's Wort fallend. „Nein, nein, das darfst Du nicht; und so hielt ich es sogar für besser, Du unterließest auch die Erzählung bis zum glücklichen Ausgang der Sache.“

„Und Du kannst so gleichgültig sein, so wenig Interesse daran nehmen, daß Du die Mittheilung einer so seltsamen Geschichte auf eine andere Zeit versparen willst?“

„Weil ich mir nichts weiter, als eine Alltags-

geschichte darunter denke," entgegnete er trocken. „Habe ich recht? — Wenn Du mir übrigens keine Liebesgeschichte erzählen willst, sondern Euer erstes und letztes Zusammentreffen, das wohl seltsamer Art gewesen sein muß, indem mein College, der Landrath Beer, sogar meinte, die Geschichte im Schloßgarten werde bald auf Jahrmärkten bei klingendem Spiel verhandelt und in gereimten und ungereimten Balladen oder Romanzen verewigt werden, so kann es mir nur angenehm sein, endlich einmal hinter das Geheimniß zu kommen. Denn noch weiß ich nichts mehr darüber, als was mir meine Jugendfreundin, die Frau Kammerräthin von Dollmann, erzählt hat. Ich fragte schon oft nach den Einzelnheiten bei Dir, aber immer mußte ich mich mit einer kurzen, ausweichenden Antwort begnügen. — Ich halte dieses Benehmen für sehr ungeeignet."

„Verzeihe mir, lieber Onkel," entgegnete Oskar sanft. „Ich hatte triftige Gründe, bisher ein Geheimniß vor Dir zu bewahren, welches mir in Deinen Augen leicht schaden konnte."

„Was — was —" unterbrach ihn der Landrath überrascht, indem er stehen blieb und die Brille den Augen näher rückte. „Wie soll ich das verstehen! — Ein Geheimniß, das Deine Ehre beflecken, Deinem Rufe, Deiner ganzen Stellung in der Wienau'schen Angelegenheit gefährlich sein könnte! — Ich will nicht hoffen —"

„Ereifere Dich doch nicht," unterbrach ihn der Neffe

beruhigend, „die Sache ist nicht so schlimm. Du hattest mich seit meinem sechsten Jahre nicht gesehen, ich kannte aber Deinen alten, tief eingewurzelten Haß gegen die Familie Steinwart von früh auf. Durch meine Eltern, durch Briefe und nun durch Dich selbst bin ich mit allen Einzelnheiten und Intriguen dieses Familienzwistes bekannt, so daß ich wohl Grund genug haben konnte, ein Verhältniß Dir zu verheimlichen, welches gewiß nicht den angenehmsten Eindruck auf Dich gemacht haben würde; und die Art und Weise unseres Bekanntwerdens ist auch keineswegs geeignet, das beste Licht auf uns Beide zu werfen. Das Schönste, aber Unbegreiflichste ist übrigens, daß Jedes dem Andern ein Geheimniß ist, und ich nur durch die letzten Tage und namentlich auch durch den Prozeß, in einigen Vortheil getreten bin. Sie hält mich für einen Maler, und sie gab sich in Paris und anderwärts als eine Sängerin aus."

„Ei, ei — solche Geschichten! — Das klingt in der That sehr malerisch und spuckt gewaltig nach Brettern. Ei, Oskar — Du ein Maler —"

„Höre weiter. — Du weißt, ich bereiste Italien und hielt mich, nachdem ich das südliche Frankreich in aller Herrlichkeit bewundert und genossen hatte, längere Zeit in Paris auf."

„Ganz recht," ergänzte der Alte, „um, wie Du seiner Zeit hierher geschrieben, zu irgend einem größeren schriftstellerischen Unternehmen alte Handschriften, seltene Werke und sonstige Seltenheiten zu studiren."

„Ganz recht," fuhr jener fort, „ich that dieses auch nach Kräften. — Wie Du weißt, machte ich besonders in der Provence und Dauphiné meine Reisen zu Fuß. Man hielt mich für einen Maler, und stets wurde ich auf das Freundlichste und Herzlichste aufgenommen. Man weiß ja überall, daß die Künstler muntere Vögel sind; und jene Völker der alten Ritterpoesie des Mittelalters haben in ihrer Volksthümlichkeit, in ihrem muntern Leben ein schönes Ueberbleibsel aus dem goldnen Zeitalter reinster Volkspoesie behalten. So kehrte ich denn auch unweit Sisteron in der Provence einst auf dem freundlichen Landgute eines reichen Barons ein, dessen Cousine an dem schmucken Maler einigen Gefallen fand, sich gern von der Malerkunst, von Italien, Rom und Neapel erzählen ließ, obgleich sie diese Städte schon gesehen hatte. Sie wußte mich fast volle acht Tage an der schönen Durance zu fesseln. Ihr Benehmen war keineswegs sehr anziehend, ihr Wesen etwas zurückhaltend — aber heroisch. Ich weiß ihm keinen Namen zu geben — kurz, sie war mehr liebenswürdig, als stolz, aber doch mehr stolz, als gerade anmuthig. Aber hierin lag der Zauber ihres Wesens, der selbst durch ihre weibische Launenhaftigkeit nicht gemindert wurde. Diese stolze Schöne war die Gräfin von Steinwart, welche, auf ihrer Rückreise nach Deutschland begriffen, sich einige Wochen in der liebenswürdigen Familie ihres Onkels aufhielt und sich mir hier als die Sängerin

Amalie Rosenstiel aus mir damals unbekannten Gründen vorstellen ließ. In Paris traf ich sie wieder und zwar auf eine sehr auffallende Weise. Es war schon ziemlich spät, die Sonne war gesunken und die lustwandelnde Menge der vornehmen pariser Welt zog sich in die Paläste und Hôtels allmälig zurück, als ich noch in einer der herrlichsten Gartenanlagen der großen Hauptstadt lustwandelte. Ermüdet ließ ich mich in einer anmuthigen Laube nieder, als mich auf einmal ein Wortwechsel und bald darauf der Hülferuf einer Dame aufmerksam machte. Das Pferd einer Reiterin stürzte im stärksten Galopp an mir vorüber, so daß ich kaum noch Zeit genug hatte, ihm durch das Gesträuch einigen Vorsprung abzugewinnen. Entschlossen griff ich nach dem Zügel und brachte es zum Stehen, während die schöne, geängstigte Reiterin halb ohnmächtig in meine Arme herabsank."

„Und dies war Niemand anders, als die Gräfin von Steinwart," lachte der Landrath bitter.

„Amalie Rosenstiel, meine Bekannte aus der Provence. Sie war mit einigen Bekannten, unter welchen auch ihr Onkel von Sisteron war, spazieren geritten, und durch das auffallende, absichtliche Dahersprengen eines unbekannten Reiters war ihr Pferd scheu geworden und auf und davon gesprengt. Uebrigens war der Unbekannte für sie eine bekannte Persönlichkeit, denn sobald sie sich vom ersten Schrecken wieder erholt und mir auf das Verbindlichste für ihre Rettung gedankt

hatte, sagte sie halb laut vor sich hin: „warum hat er mir das gethan — dieser Räthselhafte!“ — Ich habe schon viel darüber nachgedacht, allein es bleibt mir diese Aeußerung immer noch unklar. — Noch ehe wir wieder schieden, bat sie mich, am folgenden Tage in ihr Hôtel zu kommen, denn sie war noch immer der Meinung, ich sei ein Maler. Als ich sie am folgenden Morgen besuchen wollte, war sie bereits abgereist und hatte einige wenige Zeilen an mich hinterlassen, in welchen sie mir eröffnete, daß sie plötzlich den Entschluß gefaßt habe, Paris zu verlassen; die Luft sei ihr drückend und schwül, schrieb sie, und doch ziehe sie mit schwerem Herzen davon, allein sie hoffe, in der theuren Heimath für ihr trauerndes Herz ein sicheres Asyl zu finden. Sie versicherte mich schließend, ewig meiner freundlichst zu gedenken, und ließ mir zur Erinnerung einen kostbaren Ring und für meine fernere Ausbildung einige hundert Thaler zurück. Mit den Worten:

Les souvenirs encore ont une autre puissance;
Ils donnent le bonheur de la reconnaissance! —

schloß sie ihr Schreiben. So seltsam mir die Zeilen klangen, so räthselhaft war mir ihr Benehmen, da ich noch am Abend zuvor von ihrem Onkel vernommen hatte, daß sie sich noch einige Wochen in Paris aufhalten würde; und man hatte mich eingeladen, einem kleinen musikalischen Kränzchen beizuwohnen, welches zweimal in der Woche in dem Hôtel ihres Onkels ge-

halten wurde. Es that mir in der That recht leid, so auffallend schnell all meine süßen Träume vernichtet zu sehen. Ich hatte mir so manchen schönen Abend ausgemalt, wenn ich sie sehen, ihren Anstand, ihr bezauberndes Spiel bewundern, und ihre liebliche Stimme mich berauschen könnte — allein sie war davongeeilt und hatte mir nichts, als ihre Dankbarkeit, als ihr Mitleid zurückgelassen."

„Und die Unterstützung?" lachte der Landrath bitter vor sich hin.

„Sie liegt zu Hause in meinem Schranke. Ich habe sie noch nicht gebraucht und werde sie mit Gottes Hülfe auch nie gebrauchen müssen. Sie dachte wohl nicht, wie empfindlich mich diese Güte verletzen würde. Nie hatte sie über meine näheren Verhältnisse etwas von mir gehört, auch durchaus keine weitere Veranlassung, sich meiner in Gnaden anzunehmen. Dies und die Art und Weise ihrer schnellen Abreise erweckte in mir ein eigenthümliches, bitteres Gefühl. Ich verwünschte den Augenblick unseres ersten Zusammentreffens und doch blieb die Erinnerung an sie für meine Seele ein süßes Träumen. — Wie Du weißt, hatte ich mich fast ein volles Jahr in Paris aufgehalten, bis Du mich von Steinwarts Tod benachrichtigtest, und es Deinem Einfluß gelang, mir eine Stellung im Staate zu erwirken. Ich kam hierher in der Absicht, die Wienau'sche Rechtssache nach Kräften zu verfechten, da wirft mich,

durch ein wunderbares Abenteuer veranlaßt, ein heftiges Nervenfieber auf lange Zeit darnieder, und nun stehe ich an der Schwelle des Gerichtssaals, und bald wird Recht und Gesetz mir den Preis eines unermüdeten Strebens in seinem Urtheile zuerkennen. Ich habe diesen Preis auch wohl verdient, um so mehr, als auch meiner Seele Zwiespalt einigen Einfluß auf die Sache zu gewinnen drohte. Ich kannte ja seit der Zeit die Gegnerin, deren scheinbare Rechte ich streitig machen sollte. — Als ich an jenem Nachmittage Dich verlassen hatte, lustwandelte ich eine Zeit lang im Schloßgarten und setzte mich dann nächst dem Fluß auf der Felsenplatte in eine freundliche Laube; unter mir trieb das Wasser sein wogendes Spiel, und ein milder West peitschte die Wellen schäumend ans Ufer. Ich mochte wohl eine halbe Stunde gesessen haben — so ganz in ernsteren Gedanken vertieft — als ein freundlicher Kahn mit einer Dame meine Aufmerksamkeit auf sich zog, besonders da ich meine Sängerin aus der Provence in ihr zu erkennen glaubte. Und auch ohne das hätte das schnelle Fahren des Schiffers, wie auch das rasche Folgen eines zweiten Kahns, meine Aufmerksamkeit geweckt. Als nun der erste Kahn nächst der Felsenplatte landen wollte, sprang die Dame rasch auf, um mit einem Sprunge das Land zu gewinnen, war unvorsichtig — strauchelte — und stürzte mit einem lauten Schrei ins Wasser. Noch ehe der sie begleitende Diener zu ihrer Rettung herbeieilen

konnte, sprang ich herbei und ward so — erstaune nicht, lieber Onkel, zum zweiten Mal der Retter der Sängerin Amalie Rosenstiel; ich hatte recht gesehen. — Sie war besinnungslos. — Ich sandte nach einem Wagen und einem Arzte, und fuhr dann mit ihr nach ihrem Hôtel. Noch ehe wir dasselbe erreichten, war es dem Bemühen des Arztes gelungen, sie ins Leben zurückzurufen. Als sie erwachte und mich erkannte, fuhr sie erschrocken zurück, und ihre Miene verrieth nur zu deutlich einige Unzufriedenheit. — „Und Sie," begann sie nach einer Weile, „und Sie, auch hier! Seltsames Geschick, mein Leichtsinn macht mich zum zweiten Mal zu Ihrer Schuldnerin. — Warum haben Sie mir das gethan!" setzte sie halblaut hinzu, und schloß, wie zu einem süßen Schlummer, die schönen Augen. — Bald nachdem wir in ihrem Hôtel angekommen waren, sagte sie, man möge sie allein mit mir lassen. Sie saß wunderlieblich in einem leichten Hauskleide auf einem kostbaren Sessel, und hatte, von Schrecken und Angst noch sichtlich angegriffen, ermüdet die beiden Arme auf die Lehne gestützt. — Nachdem wir allein waren, winkte sie mir stolz, wie eine hochherzige Fürstin, mich niederzulassen."

„Mir steigt die Galle," brummte der Landrath.

„Ich that recht demüthig und näherte mich der seltsamen Schönen. Lange sah sie mich mit Wehmuth an, und es schien mir, als würden ihre Augen feucht. Sie hielt mich noch immer für den munteren Maler, allein,

daß dieser lose Vogel in ihrem jungen Herzen eine Veränderung hervorgerufen, ward mir nun klar, und damit vielleicht auch ihre schnelle Abreise von Paris. So mancherlei Gedanken kreuzten in meinem Kopfe: eine wunderbare Fügung machte mich zum zweiten Mal zu ihrem Retter, und es schien mir, als sollten, durch ein so eigenthümliches, wiederholtes Zusammentreffen veranlaßt, sich unsere Seelen verstehen, unsere Herzen lieben lernen. Während ich noch einigen flüchtigen Gedanken über die Vergangenheit nachhing, bemerkte ich in ihren Zügen eine auffallende Veränderung. Sie schien mit sich gekämpft zu haben und nun zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie war ein seltsames Mädchen; — sie schien mir eine Heldin, die in der Schule bitterer Erfahrungen gereift und Herrin ihrer Gefühle, in wenigen Augenblicken die Gegenwart, die Zukunft und ihr ganzes Leben zu durchdenken vermag, nie dem Herzen seine Rechte gönnt, sondern immer mit eiserner Selbstbeherrschung die Stimme des Verstandes entscheiden läßt. Jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort verrieth die Sicherheit ihres Wesens, die Feinheit ihrer Bildung. Mir ward ganz eigen zu Muth, doch wußte ich Alles durch ihre Stellung als Sängerin zu entschuldigen. Wie manchen jungen Mann mag sie schon so bezaubert, wie manchen schon so erschreckt haben, dachte ich. — „Mein Herr,“ begann sie mit kräftiger, aber weicher Stimme, „Sie sind wieder mein Lebensretter. Ich weiß nicht,

ob ich dieses Zusammentreffen Zufall, höhere Fügung, oder was sonst nennen soll. Ich fliehe Sie — erschrecken Sie nicht," setzte sie hinzu, „ich fliehe Sie, weil ich bedauern muß, einen Mann wie Sie nicht früher, nicht unter anderen Verhältnissen kennen gelernt zu haben." „Ich verstehe Sie nicht, Fräulein," entgegnete ich gezwungen, denn der Ernst ihrer Worte hatte meinen alten Stolz geweckt, und mir das Blut rascher durch die Adern getrieben. — „Denn, damit Sie das Geheimniß meines Lebens erfahren," sagte sie weiter, „ich bin nicht die Sängerin Amalie Rosenstiel, sondern die Gräfin von Steinwart." Ich war wie vom Schlag getroffen, — mir war, als wäre alles Leben in meinen Adern erstorben. Sie hatte meine Bestürzung wahrgenommen und fragte nach einer kleinen Pause: „Haben Sie diesen Namen schon mehr gehört?" worauf sie mich aufmerksam beobachtete. — „Nein, nie," stammelte ich halblaut und suchte mich zu sammeln. Ich war in dem Hause meines größten Gegners, des gewaltigen Steinwarts, dessen Einfluß meinen Vater stürzen, so manchen niederen Beamten brodlos machen konnte. Ich wurde der Retter seiner Tochter, und er hatte mein Verderben herbeizuführen gesucht. Hätte sie gewußt, was in dem Busen eines d'Derwel auf- und niederstürmte, — wie ich mich zusammenfassen mußte, um nicht die ganze Wucht der Verachtung, welche gegen ihre Familie auf meinem Herzen wie ein drückender Alp lastete, ab-

zuschütteln und sie meinen Stolz fühlen zu lassen! — Allein — und ich gestehe es Dir offen — ihr schönes Bild hatte sich schon zu tief in meine Seele gedrückt, als daß ich so blind und unüberlegt einer leidenschaftlichen Aufregung hätte folgen können. „Ich bin ein Kind dieser Stadt,“ erzählte sie mir weiter. „Mißliche Verhältnisse nöthigten mich, die Heimath auf einige Zeit zu verlassen und in Begleitung meines ehemaligen Hofmeisters, des Herrn Doctor Steinius, einige größere Reisen zu unternehmen. — In Rom lernte ich einen jungen Neapolitaner kennen, aus einer reichen angesehenen Familie. Wir trafen uns oft in Gesellschaften und bald bemerkte ich zu meinem Bedauern, daß seine Aufmerksamkeit gegen mich sich zur leidenschaftlichsten Liebe gesteigert hatte, wie er mir in einem günstigen Augenblick entdeckte. Wie konnte ich anders, als ihn zurückweisen, da er mir wohl ein angenehmer Gesellschafter, aber keineswegs eine so liebe, theuere Persönlichkeit war, daß ich mit ihm in eine eheliche Verbindung hätte treten mögen. Er bestürmte mich mehrmals, bis seine Liebe, durch meine Kälte vielleicht zu rasch abgeschreckt und verletzt, in den unversöhnlichsten Haß sich verwandelte. Er verfolgte mich überall, so daß ich bald darauf Rom und Italien verlassen mußte. Dieses Verhältniß war auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, und es scheuten sich sogar seine Freunde nicht, in Spottgedichten mich lächerlich zu machen. Das gab

die erste Veranlassung, meinen Namen zu vertauschen, und als Sängerin Amalie Rosenstiel meine Reise fortzusetzen. Ein Unbekannter, der sich damals in Rom meiner so väterlich annahm, verschaffte mir die nöthigen Papiere, und so reisten wir weiter. In allen Blättern Oberitaliens fanden wir noch auf das Niederträchtigste meinen Namen beschimpft. Jener Unbekannte aber folgte mir seit der Zeit auf allen Reisen; in Paris war er die Veranlassung zu unserem zweiten Zusammentreffen, und nun wohnt er hier, und er war es, der mir heute in einiger Entfernung auf dem Fluß gefolgt ist. Er ist ein Mann in den sechsziger Jahren, mit Ehrfurcht erweckendem Aeußeren, und soll ein polnischer Flüchtling, Graf Taddäus Rewinski, sein. — Dies meine Geschichte," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Seit ich Sie kenne, ist ein merkwürdiger Zwiespalt in meiner Seele rege geworden, — allein ich muß auch hierin Ihnen reinen Wein einschenken und Ihnen meine Stellung klar machen. Meine Erziehung, wie auch meine sonst wohl glücklichen Verhältnisse haben mich früh und vor den Jahren selbstständig gemacht; ich kam in die angesehensten, vornehmsten Gesellschaften, ich kam an den Hof. Ueberall kam man mir mit liebender, schmeichelnder Aufmerksamkeit entgegen, man feierte mich in Gedichten, man war unermüdet aufmerksam gegen mich. Die ersten Männer des Staats huldigten mir, allein zu bald hatte ich dieses Scheinwesen durchschaut, mir graute vor

Menschen, die so ganz gegen ihre Herzensgesinnung reden, so ganz gegen ihren stillen Willen handeln konnten. Ich fühlte mich besser, und war, vielleicht oft mit großem Unrecht, zuweilen hart, kalt und grob gegen diese einschmeichelnde Aufmerksamkeit. Ich verletzte und ward mit jedem Tage dreister; und ließ mich endlich von meinem Wahne so weit irre leiten, daß ich bei jeder schönen Redensart beleidigen konnte, wenn sie mich auch nur im Entferntesten betraf. Ich war hart, ich hatte Unrecht, allein hierin lag die Wonne meiner Jugendlust. Wenn ich mich mit ihnen entzweit hatte, wenn ich sie auf das Tiefste gekränkt und beleidigt hatte, kamen sie doch wieder und baten demüthig um meine Freundschaft. Sie logen mir ihr Unrecht vor, und ich erkannte nur zu sehr das Meinige. O armselige Männerwelt, charakterlose Heuchelei! dachte ich in meinem Sinne, und unzufrieden mit dieser Stellung, mit meiner gewöhnlichen Umgebung, bestürmte ich meinen Vater, mir meinen alten Wunsch zu erfüllen, meine Tante in Rom besuchen zu dürfen. Er sagte zu, um so mehr, als er mein kühnes Benehmen schon längst müde war, und er mir vergeblich harte Verweise darüber ertheilt hatte. Nirgends fand ich eine Seele, der ich mich anschließen konnte, die mich verstand und es ohne Falsch, ohne Heuchelei, wahr und treu, offen und ehrlich mit mir meinte. Wohin ich kam, überall ehrte und feierte man mich als die reiche Gräfin von Steinwart, und mißtrauisch, wie ich hier-

durch geworden war, konnte ich es nie über mich gewinnen, zu glauben, daß man wohl mir ebenso begegnen würde, wenn ich keine Gräfin wäre. Und ich fand bewahrheitet, was ich mir dachte und was ganz mit dem Scheinwesen übereinstimmte. Ich nannte mich eine Sängerin, und fort war das Heer von Verehrern, fort diese glatte, geläufige Schönrednerei, ich war noch immer die Gräfin von Steinwart, allein ich galt nur für eine Sängerin ohne gefeierten Namen. Wer hatte von einer Rosenstiel gehört? — Da lernte ich Sie kennen, ich glaubte in Ihrer Seele gelesen zu haben, daß Sie nicht wie andere Männer, — daß Sie ein Mann von festem, biederem Character sind. Ich schätzte Sie hoch, ich verehrte Sie, und gelobte mir, nach Kräften Ihnen immer als treue Freundin zur Seite zu stehen. Nun, da Sie abermals mein Lebensretter wurden, stehe ich doppelt in Ihrer Schuld. Lassen Sie mich Ihre beste Freundin sein, wünschen Sie, was Sie wollen, Alles was ich geben kann, steht Ihnen zu Diensten, nur versprechen Sie mir einen kleinen Gegendienst, der Sie wohl überraschen, vielleicht auch unangenehm berühren wird, — allein von einem Manne wie Sie, so edel und gerecht, bin ich der sicheren Durchführung gewiß.“ — Sie sah mich prüfend an. „Wenn es in meinen Kräften steht, edle Gräfin,“ entgegnete ich gespannt. — „Fragen Sie aber nicht nach den Gründen meines seltsamen Wunsches, seien Sie überzeugt, daß Sie mir und Andern einen

großen Dienst erzeigen. — Verlassen Sie sobald als möglich diese Stadt, und vermeiden Sie, mich je wieder zu sehen." — Sie hielt inne; es lag in ihren Zügen ein Etwas, welches mich wehmüthig und traurig stimmte. Ich fühlte, daß sie mich wohl mehr wie sonst Jemand liebe, allein ich erkannte auch, wie sie Alles aufzubieten suchte, um diese Gefühle gegen einen armen Künstler zu unterdrücken, wie sie jede Gelegenheit vermeiden wollte, diese Gluth zu nähren. Sie wollte in einer gewaltigen Selbstüberwindung mit einem Schlage die Poesie ihres Lebens vernichten und den Träumen einer schönen Erinnerung überliefern, sie wollte einen Kampf kämpfen ihrer großen Seele würdig. Allein wie leicht verrechnen sich die Menschen hierin. Sie glauben eine Wunde, die nicht mehr blutet, sei auch geheilt! Ich war in der That durch ihr seltsames Verlangen recht sehr überrascht, wohl auch etwas erzürnt; — und doch hätte ich so gerne ihren Wunsch erfüllen mögen. — Die größten Seelen leiden oft an gewissen Schwächen, die mit ihren edlen Gesinnungen in offenbarem Widerspruche zu stehen scheinen. So sehr sie nur die reinsten Gefühle wollte, so wenig gleichgültig war ihr aber, wer sie ihr bringen würde. — „Sie schweigen," begann sie nach einer kleinen Unterbrechung. — „Verlangen Sie Alles, nur das nicht!" erwiederte ich. „Ich kann, ich darf innerhalb sechs bis acht Wochen die Residenz nicht verlassen." — „Und dann!" unterbrach sie mich rasch. — „Dann

will ich sehen, ob mein Beruf, meine Verhältnisse und meine Zukunft es gestatten." — „Sie machen es von so Vielem abhängig!" rief sie mit Betonung. „Wohl — geehrte Gräfin," entgegnete ich entschlossen, und war Willens, ihr meine ganze Stellung zu enthüllen, ihr das Nebelbild wegzunehmen, und ihre Offenheit mit einer gleichen zu erwiedern —"

„Und der Prozeß?" unterbrach ihn der Onkel stehen bleibend.

„An ihn dachte ich noch zeitig genug, und unterließ es in diesem Punkte," fuhr Oskar fort. — „Ich bin Ihr Lebensretter ohne mein Zuthun geworden, sagte ich ihr. Der Zufall ließ es zweimal geschehen, daß ich es sein mußte, — so gut auch diese Freude einem Anderen hätte zu Theil werden können. Ich folgte meinem Herzen, ohne nach Stand, Rang, Ehre oder sonst etwas zu fragen; ich that nichts weiter als Menschenpflicht, habe also nicht das Recht, eine Belohnung dafür zu beanspruchen. Auch bedarf ich keiner Unterstützung, hochherzige Gräfin; mir ist genug, wenn Sie zuweilen meiner freundlichst gedenken wollen, denn ich wünsche, daß Sie nie bereuen möchten, mich kennen gelernt zu haben. Dies ist mein Wunsch. — Vergessen Sie, daß Sie einem Manne die Rettung Ihres Lebens verdanken, aber halten Sie in Ehren eine uneigennützige, freundschaftliche Gesinnung, wofür ich Ihnen verspreche, daß ich nie mehr beabsichtigen will, Sie wieder zu sehen."

— „Sie thun wohl," entgegnete sie bitter und sichtlich verletzt, „ich bin die Braut des Baron von Brandeis, des Geheimen Sekretairs im Finanz-Collegium."

„Da haben wir's," lachte der Landrath und rieb sich die Hände. „Sie drohte also, hahaha, — und warum? — — Ist dies ein Zug ihrer Hochherzigkeit, ein Beweis ihres großen Verstandes?"

„Das nicht, lieber Onkel, aber der unklare, dunkle Ausweg eines bedrängten Gemüths. — Ich machte eine stumme Verbeugung und verließ sie. So lernte ich Antoinette von Steinwart kennen. — Mir war sonderbar zu Muth, unruhig irrte ich durch die Straßen fieberhaften Träumen nachhängend, und kam erst spät nach Hause. Ich ward krank, und habe sie soeben zum erstenmal wieder gesehen. — Ob sie jetzt meinen eigentlichen Beruf kennt, ob sie weiß, daß ich nicht der Maler Reinold, (so nannte ich mich,) sondern der Baron d'Oerwel, der Sohn des alten, von ihrem Vater gestürzten Geheimen-Raths bin, weiß ich nicht."

Bei diesen Worten traten sie in des Landraths Wohnung, und das Gespräch nahm eine andere Wendung

Zweites Capitel.

Genieße Deines Glücks! Die Kunst sich zu erfreu'n,
Ist für den Sterblichen die Kunst, beglückt zu sein.
Uz.

Die Gräfin von Steinwart bewohnte ein prächtiges Gebäude in einer der belebtesten Straßen. Es war das Stammhaus der alten Familie von Steinwart, und zeichnete sich durch seinen eigenthümlichen, selbst dem Nichtkenner gleich in die Augen fallenden Stil aus. Verschiedene Bauperioden hatten Einiges von ihrem Geschmacke dem Palais verliehen und ihm ein in der That interessantes Aeußere gegeben. Es war vor einigen hundert Jahren in altdeutschem Style erbaut worden, damals als der Stammherr Roland Christ von Steinwart durch seine Verdienste um Kaiser und Reich zum Reichsgrafen erhoben worden war und diese Stadt zu seinem Winteraufenthalt gewählt hatte. Bei einer Belagerung der Stadt hatte das Haus des Grafen von Steinwart, wie viele andere, sehr gelitten, und wurde sogar bis auf den

unteren Stock ein Raub der Flammen. Der damalige Eigenthümer stand als Hauptmann in der Reichsarmee, kümmerte sich wenig um häusliche Angelegenheiten und ließ daher auf den nicht beschädigten unteren Stock einen zweiten bauen, und zwar einfach und ganz verschieden von der ersten kunstreichen, geschmackvollen Bauart. Erst der Großvater unserer Heldin ließ einen dritten Stock daraufsetzen und suchte sein Haus auf das Eleganteste herzustellen. Prächtig wurden durch ihn alle Zimmer eingerichtet und der volle Geschmackssinn eines reichen Grafen entfaltet, der an dem französischen Hofe als Adjudant eines Prinzen die beste Schule gehabt hatte. Gänge und Treppen waren mit bunten kostbaren Teppichen belegt, die Wände zierten die feinsten Tapeten und die seltensten Gemälde hingen in freundlicher Ordnung in den Zimmern. Was Schönes, Geschmackvolles und Angenehmes des Menschen Kunstsinn nur aufbieten konnte, war entfaltet, um diese wahrhaft fürstliche Einrichtung zu verschönern. An die hinteren Gebäude stieß ein freundlicher Lustgarten mit vielen Lauben und schattigen Alleen, und überall sah man die Spuren eines unermeßlichen Reichthums, dessen alleinige Besitzerin nun, nach des Vaters Tod, die Gräfin Antoinette von Steinwart war.

Sie war eine schöne Dame von mittlerer Größe, gesetztem Aeußeren, die bereits sechsundzwanzig Sommer gesehen hatte. Um ihre freie hohe Stirn fiel das reiche

blonde Haar, zierlich verschlungen. Unter den blonden Wimpern ruhte ein blaues Auge, voll Gluth und Lebendigkeit. Ihre Nase war von griechischer Form; die rothen Wangen glühten mit einem Hauch von Jugendfrische übergossen, und die Lippen wie zarte, rothe Kirschen ließen, wenn sie redete oder lächelte und ein liebliches Grübchen sich in der Wange bildete, eine Zahnreihe so rein und weiß wie Elfenbein strahlen. Sie war eine Schönheit, die ihrer Triumphe gewiß ist.

Wir finden sie an jenem Abend in ihren Gemächern. Nachdem sie von ihrem kurzen Spaziergang durch die Anlagen zurückgekehrt war, ließ sie sich durch ihre Gesellschaftsdame in ihrem Putze bedienen, denn sie war Willens, das Theater zu besuchen. Es gehört heutigen Tags zum guten Ton der vornehmen Welt, in dem elegantesten Anzuge im Theater zu erscheinen, und meinen Lesern ist bekannt, welchen Anfwand, welche Coketterie man damit treibt.

Antoinette saß in ihrem prächtig ausgestatteten Wohnzimmer vor einem großen, in goldne Rahmen gefaßten Spiegel, und war eben im Begriff, den überaus kostbaren und geschmackvollen Anzug durch einen geeigneten Kopfputz, der sich durch das Flimmern kostbarer Perlen und Edelsteine auszeichnete, zu vollenden, als sie ein langes Stillschweigen unterbrach, indem sie den Schmuck weglegte, aufstieg und sich auf ein Sopha setzte.

„Er ist noch hier, liebe Hermine," begann sie nach einer kleinen Pause ernsten Sinnens, „ich begegnete ihm vor etwa einer Stunde mit meiner Freundin, dem Fräulein Aminka von Blumenfeld. Er führte ein lebhaftes Gespräch mit dem Landrath Köhler, mit welchem er Arm in Arm lustwandelte, und als er mich erkannte, schien er verlegen und grüßte, indem ein leichtes Roth seine Wangen färbte. Meiner Freundin war es aufgefallen, und sie suchte dieses geheimnißvolle Benehmen zu rechtfertigen, indem sie es mehr oder weniger auf sich bezog und mir ein Langes und Breites erzählte, während die seltsamsten Träume mir fieberhaft durch den Kopf jagten. Sie schien mit seinen Verhältnissen etwas näher bekannt zu sein, da der Landrath Köhler, Reinolds Onkel wie sie sagte, ein Hausfreund ihrer Familie, schon verschiedene Mal bei ihr von ihm gesprochen und er gewiß auch den Neffen, den sie übrigens Oskar d'Oerwel nannte, persönlich mit ihr bekannt machen wird. Sie erzählte mir noch Verschiedenes von meinem Lebensretter, welches mit meiner bisherigen Vorstellung von ihm im auffallendsten Gegensatze steht, so daß ich mich fast in der Person zu irren glaubte, wenn sie mir nicht auch von dem Abenteuer im Schloßgarten erzählt hätte."

„Also war ihr bekannt, welches Unglück Ihnen begegnete," fragte Hermine mit schonender Weichheit, denn sie wußte, daß Antoinette ungern davon redete.

„Das nicht. Denn sie hatte wohl davon reden hören, daß des Landraths Neffe einer Dame das Leben gerettet habe; allein die näheren Umstände kannte sie ebenso wenig, wie den Namen der glücklichen Unglücklichen. Und das ist gut. Denn wenn sie es noch nicht weiß, so deckt noch ein gewisses Geheimniß jenen Auftritt, und ich brauche nicht zu fürchten, daß mein Bräutigam Kenntniß davon erhält; — jedenfalls nähme er wieder Veranlassung, mich aufs Neue durch seine drückende unleidliche Eifersucht zu quälen, die mir meine heitere fröhliche Stimmung schon zur Hälfte untergraben hat, mich mit jedem Tage ernster und düsterer macht, und mir ein Verhältniß drückend und schwer erscheinen läßt, welches Anderen, Glücklicheren wie ich, so süß und leicht ist. O, liebe Hermine, wie wogt und tobt es mir in der Brust, wie fühle ich mich trotz meinen Reichthümern so arm und verlassen! — So früh der mütterlichen Liebe beraubt, bei Menschen herangebildet, die sonst kein Interesse an mich knüpfte als der Stand und die Stellung eines ehrsüchtigen Vaters, der in seiner Verblendung einen mächtigen Einfluß in dem Uhrwerk des Staats sich zu erhalten strebte, allein dabei seine erste und höchste Pflicht, die Vaterpflicht, in der Erziehung seiner einzigen Tochter vernachlässigte. Wir bedürfen mehr der Liebe einer sorgsamen Mutter zu unserer Erziehung, als der Mann sie bedarf. Wir sind so früh reif für die zarteren Eindrücke der Seele, wir

empfinden so früh schon, daß wir allein stehen, wenn wir nicht einer liebenden Mutter oder dem Herzen einer zartfühlenden Schwester die geheimsten Gedanken und Gefühle unseres Herzens mittheilen können, so daß wir mit der Mutter treuen Fürsorge Alles, Alles verlieren. Ach, jetzt erst erkenne ich so recht, wie unersetzlich jener Verlust für mich war. — Damals als ich mit meiner Hofmeisterin auf unserem Gute in Schönau die ersten Tage meiner Kindheit verlebte, als ich dort so traulich und selig das Glück ländlicher Kinderfreuden genießen konnte, damals empfand ich noch nicht, wie weh, wie unermeßlich weh mir das Schicksal gethan. — Von dem wilden Strudel des Lebens fortgerissen, fand ich nirgends die Ruhe und Freude meines Herzens wieder; überall ein ekelhaftes Scheinwesen, ein überempfindsames Schönthun, aber im Herzen die wildesten und verderblichsten Leidenschaften, die niedrigsten Vorurtheile; ja, ich selbst bin davon ergriffen worden, und so sehr ich sie verabscheuete, so sehr wurde ich auch selbst von ihnen eingenommen und gefesselt, so daß ich mich gleich Tausenden wie eine willenlose Marionette nach ihnen bewegte. O du armes, elendes Leben!"

Sie sank erschöpft in's Sopha zurück, nachdem sie die letzten Worte mit heroischer Bitterkeit gesprochen hatte. Hermine sah die Jugendfreundin, denn das war sie ihr im wahren Sinne des Worts, mit dem Ausdruck tiefster Wehmuth an. Auch in ihrem Herzen waren so

mancherlei Gefühle auf- und niedergestiegen, — auch in ihrer Phantasie so manches traute Bild aus jener Zeit der Kindheit an ihrer Seele vorübergezogen, — auch ihr war eine theure Mutter seit jener Zeit gestorben, und so manches Weh hatte ihr weiches Gemüth bewegt, daß sie durch die ernsten Betrachtungen der Gräfin tief erschüttert wurde.

„Zürnen Sie nicht, edle Gräfin," begann sie nach einigen Augenblicken, „Sie können, Sie müssen glücklich sein! — Liebt Sie nicht innig und warm einer der ersten Männer des Staats? — Ist der Baron von Brandeis nicht der angenehmste, aufmerksamste Gesellschafter, der liebreichste Freund und huldreichste Wohlthäter? — Und doch könnten Sie traurig sein? O, Sie müssen ihn Ihrer Liebe werth halten; Sie müssen ihn liebgewinnen. Denn nur dann ist die höchste und wärmste, die innigste und treueste Liebe möglich, wenn wir uns dem Gegenstande unserer Liebe werth erachten, wenn der Adel der Seele das Gefühl des Herzens leitet und ein edles Streben und gemeinsames Ringen, Denken und Fühlen bedingt. O darum lassen Sie, gnädiges Fräulein, die Wolken trüber Gefühle vorüberziehen und Ihre heitere Seele stolz und erhaben über den Wust trüber Gedanken leuchten."

„Brechen wir ab," entgegnete Antoinette rasch, indem sie sich erhob, und mit ihrer kleinen zierlichen Hand gedankenvoll über die Stirne fuhr. — „Ich darf nicht

daran denken! — Gutes Kind, — so glaubst Du wirklich, daß der Baron von Brandeis mich liebte, unaussprechlich liebte, auch wenn ich nicht die reiche Gräfin von Steinwart wäre?"

„Gnädige Gräfin!" rief Hermine mit einigem Vorwurf, „wie dürfen Sie daran zweifeln? — Der Herr Baron gilt als Ihr Bräutigam, und die ganze Stadt freut sich Ihres Glückes; Jedermann spricht von Ihrer herrlichen Parthie —"

„O wüßten sie, wie wenig glücklich ich bin! — Gutes Kind — ich kenne meinen künftigen Gemahl besser, als ihr Alle. — Ich kenne ihn — aber ich liebe ihn nicht. — Du bist meine einzige Freundin, Du bist mir immer treu gewesen, Du hast mich immer geliebt, liebe Hermine, und nur Du sollst und darfst es wissen; die Verzweiflung hat mich zu diesem verhängnißvollen Entschluß getrieben, — ich hoffte meinem Seelenleiden ein Ende zu machen, allein wo ich Ruhe suchte, fand ich die Quelle nie versiegender Schmerzen."

„Wohl habe ich's geahnt," sagte Hermine bewegt, „und manchmal habe ich mir so allerlei Gedanken darüber gemacht, ob wohl ein so inniges, herzliches Verhältniß bei dem vornehmsten Adel, bei den Grafen und Fürsten, anderer Art sein könne. Ach, und wie drückend, wie todt finde ich es. Sie treten dem Herrn Geheimen Secretair so ruhig, so ernst, ach, so ganz gefühllos entgegen, Sie reden mit ihm wie mit allen anderen Herren,

welche ich schon bei Ihnen gesehen, nur daß er sich zuweilen eine kleine Freiheit erlauben darf, welche nichts weiter, als eine huldreiche Aufmerksamkeit, aber noch immer keine warme innige Liebe verspricht. Oft bin ich recht böse auf Sie gewesen. Grollen Sie mir nicht, gnädiges Fräulein, wenn ich vielleicht zu viel gesagt habe, und es sich nicht für mich schickt, so offen wie mir's um's Herz ist zu reden, allein rechnen Sie es meiner aufrichtigsten Liebe zu gut, und der Kühnheit schönerer Jugendtage. — Ja, Sie lieben ihn nicht — aber Sie müssen ihn lieben, er verdient gewiß Ihre Liebe, und wird nie ermangeln, Alles für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit aufzubieten."

„Noch bei Lebzeit meines Vaters," unterbrach sie die Gräfin, „während ich auf einer Reise in Frankreich war, bewarb sich mein Bräutigam um meine Hand. Mein Vater wünschte noch auf dem Sterbebette, daß ich seine Gattin würde, indem er ganz besonders seiner Rechtspflege den unleidlichen, schon mehrere Jahre dauernden Prozeß wegen des Wienauschen Erbes übertrug. Ich sah so manches schöne Traumbild an mir vorüberziehen, ich hatte schon lange die Hoffnung für treue, innige Liebe aufgegeben, und um nicht immer mehr meinen finsteren Gedanken zu verfallen, entschloß ich mich rasch, indem ich mich einem Manne in die Arme warf, der mich nie fesseln, der nie und nimmer meine Liebe gewinnen wird. Mein Verderben war eine mangelhafte

Erziehung und ein allzufrühes Selbstständigwerden. Ich fand nur einen Mann, den ich meiner Liebe werth hielt, nur einen Mann, dessen Liebe mich glücklich machen könnte. Ich meine den zweimaligen Retter meines Lebens, ich meine Reinold oder Oskar d'Derwel, wenn ich recht unterrichtet bin. — Allein ich kann nie die Seine werden! — Sein Stand, seine Verhältnisse, sein ganzes Leben sind gegen unsere Verbindung. Vermöge meiner Erziehung fesseln eine Menge Vorurtheile und Rücksichten meinen Willen, so daß ich nie zu dem Entschluß gelangen werde, den Stolz meiner Familie zu vergessen und mir einen Gatten zu wählen, der so tief unter mir steht. — — Und wie ungerecht, wie unwürdig finde ich solche Vorurtheile! Allein ich schwaches Wesen kann eine Schranke nicht überschreiten, in welcher sich meine Ahnen Jahrhunderte bewegten; ich muß gegen meinen Willen handeln. Aber mein Herz ist frei von jeder Schuld menschlicher Verirrung, die den Todeskeim für alles Glück in sich trägt. Und dies macht mich so stolz, so kühn; — ich werde bitter, von tiefer Wehmuth überwältigt, bin ungerecht und vergesse oft die ersten und nächsten Rücksichten. Man rechnet dieses launenhafte Benehmen meiner Jugend, meiner Bildung, meinen Reisen und Erfahrungen zu gut, und wie irret man sich! Hier, hier im Herzen ist die bittere Quelle solcher Gesinnungen, solcher Handlungen, die mir schon oft den Stab gebrochen."

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete den Geheimen-Secretair von Brandeis. Die Gräfin suchte sich von ihrer Aufregung zu erholen, nahm eine heitere Miene an und nickte bejahend, während sich Hermine stumm verneigend ihr empfahl.

Mit geübter Grazie suchte der Eingetretene die schöne Braut zu begrüßen, indem er ihre zarte Hand innig an seine Lippen drückte.

„Freudige Nachrichten bringe ich Ihnen, meine Theuerste," begann er, „der Prozeß geht seinem Ende zu, und ich werde so glücklich sein, den für Sie, meine holde Braut, so ehrenvollen Bescheid des Obergerichts Ihnen bald vorlegen zu können."

„Ich preise mich glücklich, endlich eine Prozeßsache zum Ausgang gebracht zu sehen, die meiner Familie schon Tausende gekostet hat."

„Und wenn ich so glücklich war, meinen Gegner siegreich aus dem Felde geschlagen zu haben, daß wieder Frieden in unsere Gemüther einziehen kann, darf ich dann meine Bitte wiederholen, und mich an dem schönen Ziele süßer Träume sehen, indem Sie mir, meine theuere Braut, zum heiligen Traualtar folgen?"

Er hielt inne und sah mit prüfendem Blick seine gefeierte Geliebte an. Lang und hager, aber nicht ohne gefälliges Aeußere, verrieth sein ganzes Benehmen, der Takt seiner Bewegungen und die eigenthümliche Betonung seiner Worte einen gewandten und feinen Hof-

mann. Seine Gesichtszüge waren nichts weniger, als häßlich, obgleich seine matten Augen und bleichen Wangen die Spuren früherer Ausschweifungen trugen. Ein tiefer Ernst ruhte jederzeit in seinem Gesichte, der ihn oft verkennen ließ und ihm den Ruf eines Hartherzigen und Grausamen gebracht hatte. Der gewandte Menschenkenner und Beobachter erkannte jedoch bald in dem Ausdruck seines Gesichtes ziemlich genau markirte Zeichen eines leidenschaftlichen und leicht erregbaren Temperaments, wie dieses sich auch in seinen raschen, lebhaften Bewegungen kund gab. Stolz und Ehrsucht waren seine Hauptcharakterzüge, und sie hielten seine Seele oft so gewaltsam umschlungen, daß rücksichtslose Härte und selbst Rachsucht nicht selten daraus hervorgingen. Die gesteigerte Eifersucht wegen der schönen Gräfin von Steinwart hatte sich mehr aus der Verletzung seines Ehrgeizes, als aus einer vermeintlichen Zurücksetzung in ihrer Liebe entwickelt.

Wie oft schon, war er auch heute wieder in der Absicht zur Geliebten gekommen, sich endlich Gewißheit über seine Verheirathung zu verschaffen, und nicht eher zu weichen, als bis sie ihm sichere und zuverlässige Auskunft ertheilt hätte. Auch war er bereits ein Mann in den besten Jahren, und durfte das Ziel langgehegter Wünsche nicht mehr zu fern erblicken, wenn er seine Entschlüsse nicht ändern sollte. Kurz, er war schon in die Jahre getreten, in welchen es den Männern gewöhnlich

schwer fällt, sich noch an die Launen einer Frau, oder an das begrenzte Leben und Treiben der Familie zu gewöhnen.

Mit schelmischem Lächeln blickte Antoinette den Bräutigam an, und würde ihn fast aus der Fassung gebracht haben, wenn sie nicht nach einer kurzen Pause mit würdigem Ernste auf seine Frage erwiedert hätte:

„O, ihr Männer! ist Euch die Freiheit und Selbstständigkeit eines Mädchens so wenig heilig, daß Ihr nicht schnell genug zu Eurem Ziele, ihm diese zu entreißen, gelangen könnt! — Und ich — ich möchte so lang als möglich mir jene Selbstständigkeit und Freiheit erhalten.“

„Und verlieren Sie etwa, edle Gräfin?“ fragte mit kalter Ruhe der Bräutigam.

„Das Weib opfert immer diese Heiligthümer und vornehmsten Güter des Lebens dem Manne auf dem Altar der Ehe! — Sie wollen mein Glück, mein Bester, wohlan, so lassen Sie mir noch einige Zeit das Glück der Jugend! — Das Leben eilt so schnell von hinnen — es hat nur einen Frühling, es hat nur ein Erwachen! Die Zeit ist kalt und rücksichtslos, was sie uns einmal aus dem Herzen gerissen, bringt sie uns nie wieder, und läßt es bluten — ach, oft wohl auch verbluten, um es vollständig heilen zu können.“

„Aber wissen Sie, daß Sie mich foltern, daß Sie

mich quälen, theuere Antoinette?" unterbrach er sie, indem er ihre Hand ergriff und mit tiefer Wehmuth ihr in die klaren Augen blickte, daß sie, wie von einer eigenthümlichen Gewalt gefesselt, niederblicken mußte. Es lag in seinem Blick so ein Etwas, das sie verletzte und doch seltsam bewegte, dessen sie sich nicht klar werden konnte und das ihr doch so vielbedeutend schien.

„Wenn der Prozeß durch Sie glücklich zu meinem Besten beendet ist, dann will ich Ihr Verdienst durch die Erfüllung Ihrer Wünsche krönen, ich will Ihnen zur Kirche folgen, aber bis dahin reden Sie nicht weiter von unserer Verbindung, ich bitte Sie darum."

„O, wie unendlich glücklich machen Sie mich!" rief der Baron und schlang den Arm um sie, mit dem Blick süßester Wonne ihr ins Auge sehend.

Sanft entzog sie sich seiner stürmenden Umarmung.

„Erzählen Sie mir Näheres von der Prozeßsache," begann sie sodann, indem sie sich auf dem Sopha niederließ und dem Baron winkte, ein Gleiches zu thun. „Ich habe die Sache bisher ziemlich leicht genommen, allein seit ich weiß, daß es sich nicht mehr allein um Recht oder Unrecht handelt, sondern auch um die Bezahlung einiger Tausend Thaler Kosten, seit der Zeit wird selbst meine heitere Laune durch einige trübe Wolken zuweilen gestört, und ich fange an, recht ernst und gewissenhaft darüber nachzudenken."

„O, wie glücklich machen Sie mich, theure Antoinette," frohlockte der Baron, „so wünschte ich Sie schon lange. Ich konnte Ihren Gleichmuth oft nicht begreifen, und wußte Ihre leichte Gesinnung und Ihr ewiges Lustigsein nicht mit den Vorzügen Ihrer edlen Seele zusammen zu reimen. Wenn ich Stunden lang bei Ihnen gesessen und immer wieder das alte Thema der Ermahnungen behandelt hatte, und am Schlusse meiner Rede mich im Stillen glauben machen wollte, daß ich Sie jetzt endlich einmal besiegt und auf einen andern Pfad gebracht hätte, da rissen Sie mich immer durch ein helles Gelächter wieder aus meinem Wahn; doch jetzt glaube ich zuversichtlich an einen glücklicheren Erfolg. Darf ich hoffen?" setzte er mit freundlicher Betonung hinzu.

„Fahren Sie nur fort, bester Herr Geheimen-Secretair," erwiederte sie mit einer schelmischen Verbeugung, „fahren Sie nur fort, und bald wird der Schalk in Ihrer Zuhörerin erwachen!"

„Beleidigen Sie mich nicht, liebe Antoinette," fuhr er mit ernster Miene fort, „und lassen Sie uns über gewichtige Dinge reden. — In Schönau steht es gerade jetzt nicht zum Besten. Der jetzige Eigenthümer der Wienau'schen Güter liegt krank darnieder und wird auch bald zu seinen Vätern heimgehen."

„Der arme Mann," bemerkte Antoinette mit Theilnahme. „Ich erinnere mich seiner noch mit

Vergnügen aus meiner Kindheit, und wie Sie wissen, ist eine weitläufige Verwandte von ihm an den Amtmann in Schönau verheirathet. Ihr ältester Sohn ist ein sehr wackerer, junger Mann, und hat sich durch verschiedene Schriften schon einigen Ruf als Dichter erworben. Auch mir hat er in dieser Beziehung schon einige Dienste erwiesen, und ich freue mich immer recht sehr, wenn ich etwas Erfreuliches über die Fortschritte des jungen Talentes höre."

„Sie scheinen sehr für ihn eingenommen," murmelte der Baron halblaut und bitter vor sich hin. „Und ich könnte Sie überzeugen, wie wenig werth er Ihrer huldreichen Güte ist."

„Doch das gehört ja nicht hierher," lenkte Antoinette ein, „ich wollte ja von dem alten Wienau erzählen, einem scharmanten Altbürger! — Durch die Kinder jener Amtmännin kam ich zuweilen auf das Wienau'sche Gut, obgleich mein Vater, eingedenk der alten Prozeßsachen, nie in Frieden mit dem Eigenthümer lebte. Der Alte war immer sehr liebreich gegen mich, und mit der Zeit hatte ich ihn fast so lieb, wie meinen Vater; ich nannte ihn mit meinen Gespielen den alten Onkel, wie er überhaupt im ganzen Dorfe keinen andern Namen hatte. Auch kam er oft zu Herminens Vater, der damals in Schönau Pfarrer war, und in dessen Haus ich ja stets so freundliche Aufnahme fand. Es thut mir leid um den braven

ehrwürdigen Greis; doch kann sein Tod den Prozeß nur zum baldigen Ende bringen."

„Sie irren," lenkte der Baron ein. „Da er kinderlos stirbt, so steht es ihm frei, einen beliebigen Erben einzusetzen. Obgleich sein Eigenthumsrecht noch eine schwebende Frage ist, so hat er doch als jetziger Besitzer und durch den ersten Bescheid des Bezirksgerichts das volle Recht eines wirklichen Eigenthümers. Er hat ein Testament gemacht und dasselbe der betreffenden Behörde übersendet; nach seinem Tode wird dasselbe geöffnet und darnach verfügt werden. Sie werden dann natürlich finden, daß hierdurch die Prozeßsache nur verwickelter wird, und der endliche, so sehr erwünschte Ausgang derselben sich immer weiter hinauszieht. — Erlauben Sie mir, noch einmal auf den jungen Doctor Trautmann zu kommen — für welchen sich meine holde Braut ganz besonders zu interessiren scheint," setzte er mit Bitterkeit hinzu.

„Und der Herr Geheim-Secretair werden doch nicht eifersüchtig sein," bemerkte die Gräfin scherzweise.

„Das nicht, meine holde Braut," lenkte er ein, „doch ich wünschte, daß Sie Ihr geneigtes Interesse nur Denjenigen schenken möchten, welche es auch wirklich verdienen. Dieser Trautmann ist in jeder Beziehung ein tief gesunkener Charakter."

„Sie erschrecken mich!" entgegnete Antoinette lebhaft.

„Wohlan, so hören Sie," fuhr er fort. „Sein Vater, der ehemalige Amtmann zu Schönau, wurde vor wenigen Wochen wegen verschiedener Betrügereien seines Dienstes entsetzt und ihm deshalb ein Prozeß anhängig gemacht."

„Nicht möglich!" rief die Gräfin überrascht.

„Und doch," fuhr jener fort, „so ist es! Der Staat hat seine Caution mit Beschlag belegt."

„Und seine Güter in Schönau?" —

„Sind eine Beute zahlloser Gläubiger, edle Gräfin," antwortete der Baron mit wichtiger Amtsmiene.

„O, können wir nicht etwa auf eine schickliche Art helfen? — Sie sind ein Mann von Einfluß — und wollten Sie sich für den bedrängten Familienvater verwenden, so würden Sie ihm sein hartes Loos doch immer etwas erleichtern können. O, versäumen Sie nicht, einige Worte für Nachsicht und Schonung des alten Mannes zu sprechen. Ich selbst will mich möglichst für ihn verwenden, und schon morgen die Prinzeß Stephanin zu gewinnen suchen. — Wollen Sie mein Bemühen nach Kräften unterstützen?"

„Wie könnte ich widerstehen, wenn meine theure Antoinette es wünscht!" antwortete er, indem er ihr näher rückte und ihre Rechte krampfhaft an seine Lippen preßte. „Zwar sagt mir mein Gewissen, mit eiserner Strenge gegen das unwürdige Verhalten des Amtmanns

Trautmann aufzutreten, allein Sie sollen sehen, daß ich weich sein kann, daß ich, vom zartesten Gefühl bewegt, Alles, Alles meiner holden Braut opfere. Vertrauen Sie mir! — Uebrigens wollte ich von dem Doctor Trautmann erzählen, der seit einigen Wochen eine Stelle weiter gerückt ist und eben im Finanzcollegium arbeitet. Er ist, wie Sie wissen, mit dem Fräulein Aminka von Blumenfeld versprochen, deren Mutter allgemein als eine stolze, hochmüthige Frau gilt und auch Ihnen zur Genüge bekannt ist. Sie wußte durch Mancherlei solchen Einfluß bei dem künftigen Schwiegersohn zu gewinnen, daß dieser sich noch vor des Vaters Fall von seiner Familie zurückgezogen, und jetzt sich auch nicht mehr im Entferntesten um diese bekümmert. Der arme, alte Vater hätte nie mehr seiner Stütze bedurft, als gerade in diesen Tagen des Unglücks."

„Abscheulich!" rief die Gräfin in edler Entrüstung und stand auf. Der Baron folgte ihr. „Ich werde der Sache auf den Grund zu gehen suchen, es sollte mir leid um meinen Günstling sein, wenn sich Alles so verhielte. Sie wissen, ich beschäftige mich seit Jahren schon mit Musik, es ist meine liebste Beschäftigung. Nachdem ich von meinen Reisen zurückgekehrt war, machte auch Doctor Trautmann mir seinen Besuch; ich hatte schon viel von ihm gehört, auch gelesen, und ich verständigte mich mit ihm, daß er mir eine Oper schreibe, die ich in Musik setzen wollte. Auf diese Art lernte

ich ihn genauer kennen. — Sind Sie nun beruhigt?" fragte sie dann.

„Vollkommen, meine theure Braut!" entgegnete der Baron, sich tief verbeugend. „Jedoch werden Sie dem lieblosen Sohne Ihre seitherige Aufmerksamkeit entziehen!"

„Ich werde es thun!" antwortete sie. „Das Unglück der armen Familie geht mir sehr nahe, und ich möchte gern helfen, denn so manche schöne Stunde habe ich in Trautmanns Hause verlebt. Man hielt ihn damals allgemein für einen wohlhabenden Mann, und auch ich glaubte einen solchen in ihm zu finden, wenn ich das stets wohlgeordnete und gut verpflegte, kleine Besitzthum ansah, worin er sich so glücklich zu fühlen schien. In dem anmuthigen, freundlichen Häuschen auf der Höhe, nächst der Landstraße, mit seiner Umgebung von üppig grünenden Wiesen, den reich prangenden Saatfeldern und den freundlichen, mit Blumenbeeten aller Art gezierten Gartenanlagen, erblickte ich immer die stille Wohnung des Wohlstandes und der Zufriedenheit. Wenn der Herbst kam, und die das Haus freundlich umschlingenden Reben reichlich mit den besten Trauben prangten, und uns Kindern die freundliche Amtmännin so manche unvergeßliche Freude damit machte, da gelobten wir ihr immer, recht brav zu sein und sie immer lieb zu haben. Es haben sich viele solcher ländlichen Scenen tief in mein Gemüth geprägt, und mich

auf meinen Reisen oft an diese Familie und an die Heimath erinnert. — Und nun! O, wie hat sich so Vieles in wenigen Jahren geändert! Wie glauben Sie, daß vielleicht dem bedrängten Manne geholfen werden könnte?“

„Die Untersuchung ist eingeleitet,“ entgegnete der Geheim-Secretair mit richterlicher Bestimmtheit, „und ehe man den genaueren Zusammenhang kennt, kann man nicht wohl etwas für sein Bestes thun. Ich will mich übrigens, weil Sie es wünschen, für ihn verwenden; vielleicht kann ihm wieder eine andere Stelle übertragen, oder wenigstens doch seine Strafe gemildert werden.“

„Ich halte Sie beim Wort; allein die arme Familie wird ohne Freund, ohne Schutz und Beistand, vor dem dunkeln Ausgang der Sache zitternd und zagend, gerade jetzt am Meisten Trost und Rath bedürfen. Mein Herz blutet, wenn ich an die Verzweiflung der guten Frau, an den Kummer des alten Mannes denke, der vielleicht fünfzig Jahre dem Staate treu gedient, und jetzt, am Rande des Grabes stehend, noch einen Fehltritt begangen haben soll, der all seine Verdienste auf einmal vernichtet. Ich kann es nicht glauben, und dies läßt mich hoffen, daß die Untersuchung seine Unschuld an den Tag bringt und er wieder zu der alten Ehre gelangt. Ich bitte Sie daher, nach Schönau an ihn zu schreiben und ihn zu beruhigen.“

„Entschuldigen Sie, edle Gräfin,“ unterbrach sie der Baron mit freundlicher Verbeugung, „seit einigen Monaten wohnt die Familie des ehemaligen Amtmanns Trautmann in der Residenz.“

„Hier?“ fragte die Gräfin überrascht.

„Ganz recht. — Nachdem ihm durch die Gläubiger Haus, Garten, Wiesen und Aecker verkauft worden waren, zog der gedrückte Vater mit ihr in unsere Stadt. Seine Frau ist eine geschickte Arbeiterin und verdient, indem sie sich nicht scheut, für die Leute zu arbeiten, manchen Nothkreuzer durch ihrer Hände Arbeit; die jüngere Tochter hat ein Mädchen-Institut gegründet, welches einen ziemlich guten Fortgang hat und sich eines bedeutenden Rufes erfreut. Auch hat die Mildthätigkeit schon Großes gethan. Man nimmt an dem harten Unglück des einst so biederen Mannes allgemein die regste Theilnahme, ohne auch nur im Entferntesten an einen günstigen Ausgang der Sache zu denken. Doch ist im Augenblick die Noth nicht so sehr groß, da alle Hände für das Fortkommen der Familie in Thätigkeit sind. Der Vater schreibt für einen Advocaten, oder rechnet gleichsam im Tagelohn auf dem Comtoir irgend eines Geschäftsmannes, die Mutter näht, die Tochter lehrt, und so leidet die Familie keinen Hunger. Wenn sie ordentlich Haus hält, so kann sie die Gläubiger noch bezahlen, und wohl auch noch Geld in die Sparkasse legen.“

„Das Letztere wird sie wohl nicht thun, so lange noch eine Person etwas an sie zu fordern hat," erwiderte die Gräfin auf die letzte, mit bitterem Spötteln gesprochene Aeußerung des Barons. Mit einigem Unwillen ging sie auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen, als wäre ein Entschluß in ihr zur Reife gekommen, von dessen Verwirklichung sie viel erwarte. Der Geheim-Sekretair fand dieses seltsame Benehmen nicht sehr schicklich, und verbarg mit Mühe die dadurch hervorgerufene Stimmung. Er kannte Antoinetten's launenhaften Charakter zu gut, um nicht tausend Entschuldigungsgründe für ihr oft rücksichtsloses Benehmen zu finden. Er hatte schon so manchmal darunter leiden und sich gewaltsam beherrschen müssen, um solches mit der Ruhe eines Mannes ertragen zu können, indem er mit besonnener Vorsicht und Nachsicht auf ein Ziel lossteuerte, welches ihm schon einige Mal der Wankelmuth seiner Braut zu zertrümmern drohte. Er gab nach, wenn es selbst unmännlich gewesen, er ertrug jede Herrschaft seiner Göttin, und bedeckte mit dem trügerischen Gewande der Scheinheiligkeit die im Inneren tobenden Gefühle. Oft hatte sie seinen Stolz auf das empfindlichste gekränkt, allein er ertrug es scheinbar gelassen und nachsichtig; jedoch mit kochendem Blut zeichnete er jede Demüthigung in das Gedächtniß, um einst, wenn er ihres und ihres großen Vermögens Besitzes gewiß sei, den täuschenden Schafspelz abzuwerfen, und sie die

Gewalt seiner Herrschbegierde und seines Stolzes fühlen zu lassen. So verbarg er die glühende Eifersucht, obgleich sie ihm jede Freude raubte und jeden Genuß verbitterte, weil er sonst sicher noch mehr unter dem launenhaften Scherze der Geliebten hätte leiden müssen.

„Es sei," begann die Gräfin nach einigem Sinnen. Mit forschender Neugierde folgte das Auge des Barons ihren Bewegungen, als sie eben die Schelle ergriff und nach Jemand verlangte. Hermine trat ein.

„Kannst Du Dich noch des alten Trautmann erinnern?" fragte die Gräfin die Eingetretene.

„Warum nicht?" entgegnete Hermine schüchtern, „eben so auch seiner Kinder, sind wir ja zusammen aufgewachsen und als muntere Jugend immer beisammen gewesen!"

„Sind Dir seine Schicksale näher bekannt?" forschte die Gräfin weiter.

„Er ist Amtmann in Schönau, hat ein gutes Einkommen, und seine Kinder sind zum Theil versorgt. Einer seiner Söhne soll hier eine sichere Stellung haben, ein anderer ist Lieutenant bei der Leibgarde und Johanna, seine älteste Tochter und meine beste Freundin, ist mit einem hochstehenden, einflußreichen Mann in der Residenz, der als Commissair vor etwa zwei Jahren in Schönau zu thun hatte, verlobt."

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich die Erzählerin unterbreche," versetzte der Baron, seine

steigende Verlegenheit verbergend. „Es ist Theaterzeit, und ich denke, wir lassen uns ein andermal die Vergangenheit der Familie Trautmann erzählen.“

„Noch ist mein Wagen nicht vorgefahren,“ lenkte die Gräfin ein, welcher des Barons Verlegenheit nicht entgangen war. „Kennen Sie vielleicht, mein lieber Herr Baron, den Verlobten der Fräulein Johanna?“ —

„Daß ich nicht wüßte,“ stotterte er, sich tief verneigend, indem eine hohe Röthe sein Gesicht übergoß.

„Und warum hilft jener hochstehende, einflußreiche Mann dem gesunkenen Trautmann nicht auf!“

Hermine fuhr erschrocken zusammen und ergriff die Hand ihrer ehemaligen Gespielin.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein,“ rief sie, „ist Trautmann nicht mehr in Schönau, oder ist ihm ein Unglück zugestoßen? — Ich habe sehr lange von seiner Familie nichts gehört.“

„Das größte, mein Kind,“ entgegnete sie, von Herminens kindlicher Theilnahme gefesselt, einen bedeutungsvollen Blick dem Geheimen Sekretär zuwerfend. „Das größte, er hat seine Ehre verloren, — der Staat beschuldigt ihn der Treulosigkeit — er wird verurtheilt und bestraft werden!“

„O Gott!“ jammerte Hermine. „Der alte biedere Trautmann treulos — o glauben Sie das nicht, theure Gräfin! Glauben Sie das nicht, — eher fällt die

Erde in ein Nichts zusammen, als daß die Ehre jenes langgedienten Mannes sich trübte. — Lassen Sie mich nach Schönau, ich will die unglückliche Familie trösten, ich will sie aufheitern, ich will ihr Muth bringen. In vier Tagen will ich wieder hier sein, — o lassen Sie mich ein gutes Werk verrichten!“

„Du hast nicht nöthig, so weit zu gehen,“ entgegnete Antoinette gerührt. „Der ehemalige Amtmann wohnt seit einiger Zeit hier und wird leicht zu finden sein.“

Ein Freudenstrahl übergoß Herminen's Gesicht, sie wollte reden, allein die Freundin fuhr fort:

„Der Herr Geheime Secretair können uns wohl am Besten die nähere Auskunft über seine Wohnung geben.“

„Zufällig bin ich so glücklich, meiner schönen Braut dienen zu können,“ antwortete der Baron ehrerbietig. „Die Familie bewohnt ein kleines Logis nächst dem Waisenhaus, wenn ich nicht irre No. 33, im Hinterbau eine Stiege hoch.“

„O, ich werde es schon finden,“ jubelte Hermine. „Mit Ihrer Erlaubniß, gnädiges Fräulein, will ich noch heute die unglückliche Familie aufsuchen —“

„Doch nicht so eilig!“ lenkte der Baron verdrießlich ein. „Warten Sie erst den Ausgang der Anklage ab und dann helfen Sie, wenn noch zu helfen ist. —

Darf ich Ihnen den Arm bieten, meine holde Braut,“ fuhr er dann ablenkend, sich an Antoinette wendend fort, da eben der Wagen, der sie in's Theater führen sollte, vorgefahren war.

Die Gräfin folgte seinem Anerbieten, nachdem sie ihren Schmuck angelegt und Hermine einige bedeutungsvolle Blicke zugeworfen hatte, welche diese auch verstand.

Drittes Capitel.

— Das ist des Mannes Ehre,
Daß er fest im Wechsel bleibt,
Und die Wog' im Lebensmeere
Nicht von seiner Bahn ihn treibt.
Raupach.

Ehe wir unsern geneigten Leser mit der Familie Trautmann bekannt machen, müssen wir, um spätere Erläuterungen zu ersparen, vorerst Einiges über deren Wohnung und Nachbarschaft mittheilen.

Trautmann bewohnte mit seiner unglücklichen Familie die düstere Wohnung eines Hinterbaues in der Altstadt nächst dem, durch seine Geister- und Gespenstergeschichten noch heute berüchtigten Waisenhause. Die Altstadt galt allgemein als der Wohnsitz der Armuth und des Elendes, und wurde daher von den Bewohnern der Neustadt meist gemieden. Es gab viele Familien, die sich rühmen konnten, daß nie eines ihrer Glieder dieses verrufene Stadtviertel besucht hatte. Aus alten halbverfallenen Gebäuden und armseligen baufälligen Hütten bestehend, welche zum größten Theil reichen Juden der Neustadt

angehörten, — war die Altstadt schon seit vielen Jahren der Schauplatz mancher schrecklichen Verbrechen und abscheulichen Lasterscenen gewesen. Die Häuserreihen standen dicht beisammen und schienen wie zusammengewachsen, durch wenige enge und schmutzige Straßen von unheimlichem Ansehen durchzogen, in welche wohl zum Theil noch nie ein Strahl der Sonne gelacht hatte. Wer die Pracht und den Reichthum der Neustadt gesehen, wer den Luxus und die Ueppigkeit der dortigen Bewohner zu bewundern Gelegenheit hatte und da schon den großartigen Gesellschaften beiwohnte, — der tritt mit Entsetzen und Schrecken beim Anblick der Dürftigkeit und Armuth der Altstadt zurück.

Ihre meisten Bewohner sind Fabrikarbeiter und Taglöhner, nur wenige haben ihre eigenen Geschäfte. Männer, Frauen und Kinder sind beschäftigt ihr Brod zu verdienen — allein da wo Elend und Armuth eingekehrt sind, kann menschlicher Fleiß allein nicht mehr helfen. So beseelte die meisten dieser Unglücklichen eine schreckliche Hoffnungslosigkeit, deren unheilvolle Früchte Leichtsinn und Laster sind. Es kann nicht fehlen, daß unter solchen Verhältnissen Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Tugend, Sittlichkeit und Recht nur wenige Freunde finden. Mangel und Noth sind die zwei gefährlichsten Führer zur Pforte des Lasters und der sittlichen Verworfenheit, — — denn die dadurch hervorgerufene Gelegenheit geht mit der Sittenlosigkeit Hand in Hand.

In der Altstadt, unweit des Waisenhauses, stand damals ein Haus, welches gewiß schon zwei Jahrhunderte an sich vorübergehen gesehen hatte. Drei Stockwerk hoch mit einer hochaufschießenden Dachwohnung stand es zwischen zwei ihm gleichhohen Gebäude, welche gleich ihm die Spuren der Baufälligkeit trugen. Seine Außenseite war verwahrlost und durch das Wetter trübe und unfreundlich gemacht. Eine kleine Flügelthüre, über welcher in nur noch halb erkenntlicher Schrift auf rothem Grunde „No. 33, Schuhmachermeister Roth" geschrieben war, führte in das finstere Haus. Ein Glück, wenn das Auge durch die Enge der Straßen an das Düstere und Halbdunkel schon gewöhnt war, denn aus dem Hellen in dieses Haus getreten, würde es schwer geworden sein, Zimmer oder Treppe zu finden, so finster war der enge Hausgang. Schmale, baufällige Treppen führten von einem Stock zum andern, und wurden von Stockwerk zu Stockwerk immer schlechter und steiler, so daß es mit einiger Gefahr verbunden war, dieselben zu passiren.

Im unteren Stock wohnte der ehemalige Eigenthümer, Schuhmachermeister Roth. Durch Krankheit zurückgekommen war er genöthigt bei dem Juden Isaak Schinder seiner Zeit Geld zu leihen, und gab das Versprechen, nach zwei Jahren die geliehene Summe sammt Zinsen zurück zu bezahlen. Durch Fleiß und Sparsamkeit war es ihm auch gelungen, den Betrag zusammen

zu bringen, als eine Theuerung ausbrach, die wie ein Zehrwurm an der saueren Ersparniß nagte. Nach Ablauf der Frist drang der Jude auf sofortige Bezahlung. Die Noth der unglücklichen Familie war groß. Vater und Mutter flehten fußfällig um Frist, auf welche der schlaue Jude endlich auch unter einigen Bedingungen einging. Unter Anderen stellte er das Verlangen, daß Roth fernerhin seinen Kaffee und Zucker, sein Mehl und Oel in seinem Handlungshause in der Neustadt kaufen müsse; denn der verschmitzte Jude wußte recht wohl, daß der arme Schuhmachermeister in der schlechten Zeit nicht so viel verdienen werde, um seinen nöthigen Hausbedarf immer gleich und pünktlich bezahlen zu können, und darum borgen müsse. Ganz wie er sich's dachte, so kam es. Die Schuld vermehrte sich von Tag zu Tag, der Gläubiger klagte, — das Haus wurde gerichtlich verkauft, und, da sonst Niemand darauf bot, wurde der Jude um einen Spottpreis Eigenthümer desselben. Roth wohnt seit dieser Zeit bei ihm in der Miethe.

Den zweiten Stock bewohnte nur eine Familie, die des Barbier Flinkig. Zwei Zimmer, nach dem Hinterbau hin, waren von dem Juden schön eingerichtet worden, und meistens verschlossen. Zuweilen kam er Abends mit einer oder mehreren vermummten Gestalten, blieb einige Stunden hier und verließ mit diesen schweigend das Haus wieder. Keiner der Hausbewohner wußte, was während der Zeit in seinem Zimmer vorging. Nur

so viel hatte man wahrgenommen, daß an solchen Abenden immer Flinkig zu Haus blieb. Auch wollten einige der Frauen manchmal Stöhnen und ängstliches Schreien gehört haben, allein man achtete nicht sehr darauf, um den gefürchteten Hausherrn nicht zu beleidigen.

Im dritten Stock wohnten drei Familien beisammen, welche jedoch nur eine gemeinschaftliche Küche hatten. Der Taglöhner Boch mit einer kranken Frau, einer altersschwachen Mutter und vier Kindern; — der Zimmergeselle Klotz mit zwei mutterlosen Kindern; und der Fabrikarbeiter Zell, der vor Kurzem erst geheirathet hatte.

In der Dachwohnung wohnten ebenfalls drei Familien in friedlicher Eintracht neben einander. Den größten Raum hatte eine alte Wittwe mit ihren zwei Töchtern ein. Sie hätte besser im unteren Stock gewohnt, denn unter allen Hausbewohnern empfing sie die häufigsten Besuche, und die aufmerksamen Gesellschafter kamen immer erhitzt und außer Athem bei der gefeierten Mutter mit den beiden liebenswürdigen Töchtern an. Auch war schon Einigen das Unglück begegnet, daß sie beim Herabsteigen auf der schmutzigen, steilen Treppe ausgleiteten und kopfüber herabstürzten. — Allzugroßer Schrecken für eine gastfreundliche Wittwe mit zwei wohlgestalteten Töchtern! — Außer einem Handelsjuden wohnte noch eine bejahrte Jungfer in der Dach=

wohnung, die wohl zuweilen mit einigem Neid nach ihren Nachbarinnen sah, allein sie mußte Frieden halten, da sie mit der Alten eine Küche gemein hatte, und gar oft in die Verlegenheit kam, bei dieser irgend ein nöthiges Küchengeschirr zu leihen.

Den unteren Stock des Hinterbaues hatte Roth für seine Werkstätte und die Schlafzimmer seiner Gesellen ein, den oberen bewohnte der abgesetzte Amtmann Trautmann, in dessen Wohnung wir jetzt eintreten wollen.

Weniges Möbel nur verrieth noch den ehemaligen Wohlstand des so sehr gedrückten Mannes. Ein einfaches Sopha, welches in letzterer Zeit oft die Ruhestätte einer Kranken gewesen, trug die auffallendsten Spuren der nagenden Zeit, ebenso ein Clavier, welches durch den Ueberzug in die Stadt sehr gelitten hatte; Stühle, Tisch und Commode waren nach alter ländlicher Weise und entbehrten der geschmackvollen Feinheit der Neuzeit. Man glaubte sich in der ehrwürdigen Wohnung eines Landgeistlichen, und wurde hierin durch einige Gemälde aus der biblischen Geschichte, welche zum Theil die abgenutzten Tapeten verdecken mußten, nur noch bestärkt. Allein, wer die näheren Verhältnisse der Familie Trautmann kannte und wußte, daß die Väter beider Ehegatten dem geistlichen Stande angehört hatten, konnte bald herausfinden, wie doch so Vieles noch an eine bessere Vergangenheit einer Landpfarrerfamilie erinnerte.

Trautmann war allein und saß in einem schwer-

fälligen Sorgensessel, dem Erbstück seines Großvaters, ernsten Betrachtuugen nachhängend; und obschon vor geraumer Zeit die Sonne gesunken war und der Mond mit seinem stillen reinen Lichte die Herrschaft führte, so saß er doch noch ohne Licht. Seine Frau war ausgegangen und blieb außergewöhnlich lange aus; im Nebenzimmer lag seine älteste Tochter in schwerer Krankheit, und nach Sonnenuntergang war die einzige Zeit ihres Schlummers. Am Tag über und des Nachts lag sie von den schrecklichsten Schmerzen gequält, schlaflos in vollem Bewußtsein auf ihrem Krankenlager.

Aufmerksam lauschte der Alte zuweilen, indem er den Athem zurückhielt und eine lange Pfeife von sich schob, ob nicht die Kranke erwacht sei, oder die wohlbekannten Tritte seiner Frau deren Ankunft verkündeten. Diese kleinen Unterbrechungen störten nicht den Strom seiner düsteren Gedanken, durchbrachen nicht den Flor seines Kummers, der immer heftiger und gewaltiger seine sonst so lebensfrische Seele umnebelte.

Endlich hörte er seine Frau kommen, und noch ehe er sich erhoben hatte, um ein Licht anzuzünden, war diese leise ins Zimmer getreten.

Sie war eine weniger kräftige, als schön gebaute Gestalt, und mochte in ihrer Jugend eine seltene Landschöne gewesen sein; noch verriethen ihre Züge den Schmuck jungfräulicher Anmuth. Ihre Bewegungen zeigten einen feinen Anstand und bekundeten den früheren

Umgang mit vornehmen Familien. Ihre großen lebhaften Augen glänzten noch immer, schwarz wie die Nacht, unter den zarten Augenbrauen hervor. Kummer und Sorge hatten in letzterer Zeit ihre Wangen gebleicht und ihrem Antlitz einen allzu laut sprechenden Ausdruck des schweren Schicksals verliehen; auch hing ihr ehedem so glänzend schwarzes, jetzt gebleichtes Haar spärlich um die Stirne.

„Ich bin lange geblieben," redete sie den Gatten an und stellte eine Strohtasche bei Seite. „Wie geht es unserer armen Johanna, hat sie nach mir gefragt?" forschte sie dann in ängstlicher Besorgniß, zündete die Lampe an und trat, noch ehe Trautmann ihr antworten konnte, lauschend an das Krankenzimmer.

„Sei gefaßt, mein lieber Paul," fuhr sie dann halbleise fort, indem sie zu ihrem Gatten trat, „der Arzt hat mir wenig, — ach, gar keine Hoffnung gegeben, und wir werden bald unser geliebtes Kind betrauern müssen. Ach, wie hart, wie entsetzlich ist's, ein Kind in den schönsten Jahren so vor sich hinsterben zu sehen! So leiden sehen zu müssen — und nicht helfen zu können! — Noch ist es kein Jahr, daß sie ebenso blühend und gesund, wie schön und liebenswürdig war; und nun? — Die Arme — ihre erste Liebe hatte zu früh den goldenen Morgen ihrer Jugend umnebelt, die Treulosigkeit eines Ehrlosen ihre Freude, ihre Gesundheit zu frühe zerstört, und damit den tief-

betrübten Eltern eine neue Wunde geschlagen. — O Gott, warum hast Du uns das gethan?"

Sie weinte bitterlich.

„Beruhige Dich," entgegnete Trautmann tief erschüttert mit zitternder Stimme. „Unser Schicksal ist hart, entsetzlich hart — wir haben fast Alles verloren, was uns lieb und theuer war; doch denke ich immer, auch uns wird einst, — gebe Gott, recht bald, — die Stunde der Erlösung schlagen! — Schwer ist der Dornenweg durchs Leben, und es gibt der Freuden so wenig für das herbe Leid und Weh, das uns auf dieser mühsamen Wanderung begegnet. Ist ja unsere Bestimmung nicht, stets in Freude und Lust dahin zu leben, glücklich und zufrieden zu sein, — sondern uns durch alle Hindernisse drohender oder wirklicher Gefahren, trotz Leiden und Sorgen, zur Pforte ewiger, himmlischer Glückseligkeit hinanzuschwingen."

„Du willst mich trösten," entgegnete sie schluchzend, „allein Deinen Worten fehlt die innere Selbstüberzeugung, und wie sollen sie da meinen Kummer stillen, mir neue Hoffnungen einflößen können? Ich fühle nur zu sehr, daß Du gerne Dich selbst solche Weisheit glauben machen möchtest, während doch in Deiner Brust die unglückseligsten Gedanken und Gefühle wie in wildem Fieberrausche auf und nieder toben!" —

„Und wohl mit Recht, wenn dem so wäre!" erwiderte der Gatte ruhig. „Habe ich nicht einen un=

dankbaren Sohn zu betrauern, der nun in stolzem Uebermuthe, einer väterlichen Stütze nicht mehr bedürfend, den Vater verleugnet? Werde ich nicht bald in meinen alten Tagen noch meine theuere Johanna vor mir zu Grabe tragen sehen, — und habe ich nicht Alles — und mit ihr selbst eine sorgenfreie Zukunft — verloren? — Siehe, liebe Louise, manchmal erfaßt es meine Seele in düsterer Wehmuth, und ich möchte mein kummervolles Dasein zerstören, denn auch nicht ein Fünkchen von Lebenslust ist mehr in mir. Wenn einem das Schicksal immer und unaufhaltsam verfolgt, verliert man zuletzt den Muth, fernerhin ihm männlich entgegenzutreten. Nur der wenigstens zuweilen glückliche Erfolg unseres Strebens, unseres Ringens kann unsere Seele für den Sturm des Lebens fest und sicher erhalten. Aber, wenn nichts — nichts — auch nicht das Geringste mit einigem Erfolg gekrönt wird, wenn die Verhältnisse sich auch nicht im Entferntesten vortheilhaft und segenversprechend gestalten, so wird man müde, kleinmüthig und lebenssatt! — Schlimm für den armen Wanderer, wenn er mit gebleichtem Haupte nach sechszig Jahren seine Laufbahn beschließen muß und nicht einmal sagen kann: ich lebte die letzten Tage meines Lebens ohne Sorgen. — Wohl hast Du's errathen, in meinem Busen gährt und tobt es gewaltsam; allein ich muß den Gram mit in's Grab nehmen, weil er mir schneller dazu verhelfen wird."

„Versündige Dich nicht," lenkte die Gattin vertrauensvoll und mit Fassung ein. „Verkenne nicht die Gnade des Himmels, wenn Sie Dir golden ins irdische Leben lachte, — vergiß nicht die gütige Hand des Schöpfers, die Dir gar manche Freude, gar manchen Segen brachte! Ist die Gegenwart auch noch so finster, und scheint jetzt auch keine Hoffnung, um Muth und Vertrauen in das gedrückte Gemüth zu gießen, so vertraue dennoch auf Gott, er wird Dir auch noch bessere Zeiten, glücklichere Verhältnisse schenken! Willst Du Trost suchen und finden, blicke nicht hinauf zu den Vornehmen und Reichen, zu den Sonntagskindern und Bevorzugten, sondern hinab in die Hütte der Armuth und Dürftigkeit. Siehe, es gibt noch immer Menschen, die unglücklicher sind als wir; es bestehen noch Verhältnisse, die schrecklicher, verhängnißvoller sind, als die unsrigen. Es gibt kein hartes Geschick, welches nicht ein noch härteres finden könnte! — In unserem Vorderhaus wohnt eine arme, unglückliche Tagelöhner-Familie, deren Schicksal einem gefühlvollen Menschen das Herz zerreißen könnte. Sie ist von drei Jahren her die Miethe noch schuldig und schon seit dem vorigen Herbst liegt die Frau des Hauses und Mutter von vier kleinen Kindern an einem unheilbaren Fußleiden danieder. Dessenungeachtet geht der fleißige Familienvater voll Gottesvertrauen und Zuversicht auf eine bessere Zukunft tagtäglich auf die Arbeit und ist glücklich, wenn er diese nur haben kann.

Auch nahm er trotz aller Entbehrungen noch seine altersschwache Mutter zu sich und pflegt sie mit kindlicher Sorgfalt. Siehe, dies ist eine rechte Wohnung des Jammers; — so gibt es noch viele in unserer theueren, schlechten Zeit. Vertrauen wir auf Gott, und ergreifen wir alle Mittel, uns eine bessere Zukunft zu verschaffen. Der Herr wird unser Bemühen segnen und wird uns auch wieder die Sonne des Glücks leuchten lassen. Wir sollen arbeiten, ringen und streben, das Vollbringen segnet Gott durch seinen Beistand, — er führt uns zu einem schönen Ziele, aber nur, wenn wir muthig und entschlossen gegen die Wogen des Schicksals ankämpfen!"

„Du sprichst so überzeugend, daß mir leichter ums Herz wird, gute Louise," entgegnete der Alte und fuhr mit der Rechten nachdenkend über die Stirne, als wolle er den Kummer seiner Seele verwischen. „Deine Liebe und Standhaftigkeit, Dein Gottvertrauen und Deine Zuversicht haben mir oft schon neuen Muth in die Seele gehaucht, wenn sich die Verzweiflung ihrer bemächtigte und sie zu ersticken drohte. Schon oft wäre ich vielleicht ein Frevler an mir selbst geworden, wenn ich nicht durch Dich zum Besseren geleitet worden wäre. O theures Weib, Dir danke ich viel! — Du weißt, der letzte Sonntag war für uns hart, die Sorge um Johanna, die Nachrichten aus Schönau, Amalien's Abreise, das Fürstliche Antwortschreiben auf meine Eingabe wegen der Audienz, dies Alles stimmte mich traurig und

lebensmüde, und brachte einen gräßlichen Entschluß in mir zur Reife. Erzittere nicht, — die Gefahr ist vorüber, mein Besseres hat gesiegt und verzeihe mir Gott diesen ersten abscheulichen Gedanken meines Lebens; Du hast nie mehr zu befürchten, daß er wiederkehrt, und schlagen auch die Wogen des Schicksals über meinem Haupte zusammen, so Gott es will, will ich lieber untergehen, als solchen frevelhaften Gedanken nochmals Raum geben. — Ich hatte unser Kind bis Krondorf begleitet, von wo aus es mit dem Omnibus nach Schönau fuhr; es war der erste Ausflug seit meinem Hiersein. Die Natur lachte so freundlich und sprach so lebendig die allwaltende Liebe ihres Schöpfers aus, und auf der Landstraße wogte es von munteren Spaziergängern auf und nieder. Das bunte Treiben stimmte nicht zu dem Leiden meines Gemüths, deßhalb schlug ich durch den Wald den Weg nach dem heimlichen Grunde ein. Immer enger und enger wurde es mir um's Herz, immer düsterer und düsterer umnebelte sich meine Seele und schwarz, gräßlich schwarz, entstieg vor meiner Phantasie aus den Wogen des Schicksals mein kummervolles Dasein. Ich sah unsere Kinder, den pflichtvergessenen, undankbaren Sohn — ich sah ihr Elend in den grellsten Farben, mit Entsetzen ergriff es mich, und wie ein gewaltiger Dämon erfaßte meine Brust der gottvergessene Entschluß des Selbstmords!"

„Paul!“ schrie voll Entsetzen die Gattin und sank an seine Brust.

„Ja, das wollte ich!“ fuhr er fort, indem er sich sanft aus der Umarmung losmachte und seinen Sessel verließ. „Ich wollte durch eine Handlung, war sie auch noch so schlecht, Eurem Geschick eine bessere Richtung geben, ich wollte Euch vor noch größerem Schimpf bewahren. Der Regent hatte mir seine Gnade entzogen, er wollte die Gründe meiner Unschuld nicht hören, und so konnte ich ja auch nichts mehr für Eure und meine Ehre thun. Mein Blut erhitzte sich mehr und mehr, und ehe ich aus meinem trüben Wahne erwachen konnte, stand ich auf dem Felsen, den brausenden Fluß vor mir, der mein Grab werden sollte. — Es war Sonnenuntergang, die Berge lagen im zaubervollen Schein der scheidenden Sonnenstrahlen, und aus den Dörfern ringsherum ertönte das feierliche Geläute der Abendglocken, — o, dieß Alles wirkte so unbeschreiblich auf meine Seele und ergriff auf eine so unbegreifliche Weise mein Gemüth, daß meine düstere Stimmung plötzlich wie durch einen magischen Zauberstrahl in eine wehmüthige Rührung verwandelt wurde. — Deine süßen Trostgedanken, Dein theures Bild und Deine aufopfernde Liebe erwachten wieder frisch und lebendig in meiner Brust, und ich schauderte vor meinem gottvergessenen Gedanken zusammen! Von unwiderstehlichem Gefühl getrieben stürzte ich auf meine Knie und rief mit „Faust“:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“ Verzeihe mir Gott mein frevelhaftes Vorhaben, aber mich trieb Euer und mein Geschick dazu; das Unglück hatte mit düsterer Gewalt den letzten Gottesfunken der christlichen Religion aus meiner Seele gerissen, mein Zustand war ein schrecklicher!“

„Wie er nie wiederkehren darf!“ sprach das Weib, sich innig an den Mann anschmiegend, indem sie mit thränenvollem Auge zu ihm aufblickte, gleichsam ein treues Versprechen erfragend. „Ich kam so eben von der alten Haushälterin des Landrath Köhler, unserem biederen Gönner. Er war zwar mit seinem Neffen, einem jungen feurigen Advocaten, ausgegangen und ich konnte daher nicht mit ihm sprechen; allein das ehrliche Weib, eine Bekannte meiner Jugend, hat mir so viel Muth und Vertrauen eingeredet, mir so viel von Köhlers Einfluß und Ansehen beim Fürsten erzählt, daß ich mich ziemlich beruhigt fühle. Köhler wird thun, was in seinen Kräften steht, denn er hat sich uns immer als treuer Freund gezeigt. — Weiß einmal der Fürst von dem Unrecht, das uns geschehen, kennt er einmal unsere Lage, Deine Vergangenheit, wie Du in seinem Dienste grau geworden, als Freiwilliger muthig in mancher Schlacht gekämpft und mehr als eine Wunde davon getragen hast, dann wird sein edles Herz schon abhelfen, er wird unser Vertrauen durch seine Gnade ehren, durch sein Rechtsgefühl segnen, und das Intri-

guennetz, welches Dich um Deinen Dienst gebracht hat, weil es Deine Nachsicht gegen Armuth und Dürftigkeit als ein Vergehen gegen die Instructionen anschwärzte, wird zerrissen werden. Wird Dir alsdann auch nicht mehr Deine Amtmannsstelle in Schönau, so hoffe ich doch auf eine kleine Pension und auf Erlaß der schrecklichen Untersuchungskosten. Man wird Dich dann auch wieder ehren und achten müssen, wie zuvor."

„So oft schon hatten wir solche Hoffnungen im Herzen getragen, ist aber je ein Wunsch in Erfüllung gegangen. — Doch ich will nicht mit der Vorsehung rechten, und ruhig und geduldig mein Schicksal ertragen. — Morgen werde ich mit der Abschrift des Werks fertig, Du kannst es dann zu Dr. Steinius besorgen, und Dir sechs Gulden bezahlen lassen. Es ist ein saueres Stück Brod, aber der alte Knauser gibt nicht mehr, und ich muß froh sein, wenn ich in meiner freien Zeit noch so viel verdienen kann. Du kannst damit den Bäcker bezahlen, vielleicht auch dem Juden Schinder die Rechnung der letzten Woche, denn bei Juden meide ich von jeher lange Rechnungen. Amalie hat mir beim Weggehen noch fünfzehn Thaler gegeben, und ihre Schülerinnen angewiesen, das fällige Schulgeld an mich zu bezahlen. So haben wir während ihrer Abwesenheit wenigstens keinen Mangel. Auch wird August von Dr. Steinius für seine Bearbeitung der nordischen Mythologie dreißig bis vierzig Gulden erhalten, womit

wir wenigstens noch im Laufe dieses Monats einige Rückstände in Schönau decken können."

„Ich bin ganz mit Dir einverstanden," entgegnete die Gattin, und verließ das Zimmer, nachdem sie noch einiges darin geordnet. Trautmann war allein. Ruhig setzte er sich an seine langweilige Arbeit für den Doctor Steinius, welche darin bestand, ein von diesem verfaßtes Werk zum Druck in's Reine zu schreiben und nach Belieben und seinem Gutdünken hier und da eine bessere Satzwendung einfließen zu lassen, wie überhaupt für die Rundung und Gediegenheit des Werks nach Kräften beizutragen. Denn Steinius gehörte zu jenen Schriftstellern, welche wohl eine große Schreiblust besitzen und in eitler Verblendung schriftstellerischen Ruf, mag dieser vortheilhaft sein oder nicht, als höchstes Ziel erachten, denen aber nichts weniger als das Talent eines Schriftstellers eigen ist. Er betrachtete, wie diese, die Dichtkunst als ein Handwerk, und glaubte auch, sie als solches betreiben zu können, indem er sich nach allen Richtungen hin thätig zeigte, aus allen Gebieten des Wissens in Abhandlungen seine umsichtigen Kenntnisse an den Tag zu legen suchte. Jedoch durch sein nur flüchtiges Umherschauen in allen Zweigen des Wissens leistete er nur wenig und sah sich häufig genöthigt, manchen harten Kampf mit Männern von gediegenen Kenntnissen zu bestehen. So hatte er in letzterer Zeit

verschiedene, mitunter sehr schätzbare Notizen aus der nordischen Mythologie zusammengetragen, allein mit seinem so wenig schöpferischen Talente war er nicht selbst vermögend, diesen reichhaltigen Stoff mit wissenschaftlicher Schärfe zu bearbeiten. Er war daher ehrlos genug, die Bearbeitung seiner mythologischen Zusammenstellungen, denn Forschungen konnte man sie nicht nennen, einem talentvollen jungen Manne, dem Studenten August Trautmann, zu übertragen, welchem er diese Arbeit mit allen Ansprüchen und Rechten abkaufte, um sie als seine eigene, selbständige Arbeit der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der junge Trautmann wohnte deßhalb während seiner Ferien im Hause des Hofmeisters, und hatte versprechen müssen, während dieser Zeit weder Besuche anzunehmen, noch solche zu machen, damit das Geheimniß seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht verrathen würde. Nur einmal konnte es dem jungen Manne gelingen, während Steinius der Aufführung seines Dramas: „Constanze," beiwohnte, seine unglücklichen Eltern in der Altstadt zu besuchen. Von Amaliens Abreise hatte er darum auch noch nichts erfahren können.

Diese war dem wiederholten Wunsche ihres Verwandten Wienau in Schönau gefolgt, und als Pflegerin und Wirthschafterin an dessen Krankenlager geeilt. Der alte Wienau hatte das muntere liebenswürdige Mädchen von frühauf schon so lieb gewonnen, und hatte immer so große Freude an seinem sanften, bescheidenen

und doch so feingebildeten Wesen, daß er Niemand anders während seiner hartnäckigen Krankheit um sich dulden mochte, als sie, welche ihm früher, als der Amtmann noch in Schönau wohnte, die angenehmsten Unterhaltungen bereitet hatte. Nach der Absetzung und Anklage des Amtmanns war er so schwach und zog sich von der ihm sonst so lieben Familie nach und nach zurück; als aber diese in die Residenz zog, wünschte er Amalien zu sich zu nehmen und wollte ihr sogar später eine kleine Erbschaft überweisen; jedoch der Amtmann, durch sein unwürdiges Benehmen gereizt, schlug ihm sein Verlangen ab. Amalie hatte auch damals schon ein kleines Mädcheninstitut gegründet, welches sie nicht verlassen konnte, und Trautmann hatte die schönsten Hoffnungen für eine Audienz bei dem Regenten, wodurch er wieder zu seiner Stelle zu gelangen hoffte. Wienau hatte das „gute Kind," wie er Amalie zu nennen pflegte, noch nicht vergessen, und in der Sehnsucht nach ihrer aufmerksamen Pflege, während seiner Krankheit erst recht lieb gewonnen. Da Amalie endlich von einer Freundin das Versprechen erhielt, während ihrer Abwesenheit den Unterricht für sie fortzuführen, und in ihrem Institute auch noch zwei Candidaten der Theologie Unterricht ertheilten, so wurde es ihr weniger schwer, auf einige Zeit abzukommen.

So ungern Trautmann Amalie von sich ließ, folgte er doch dem immerwährenden Zureden seiner Gattin,

welche durch Wienau's Reichthum und alte Zuneigung für Amalien noch einige Unterstützung und Abhülfe ihres Elendes hoffte. So wenig Grund sie hatte, auf dessen Erbe zu rechnen, da noch viele nähere Verwandte desselben lebten und das Eigenthumsrecht an dessen Gut überdieß durch einen noch unentschiedenen Prozeß in Frage stand, so gab sich ihr Herz doch manchen stillen Hoffnungen hin. Das arme Menschenherz hält bis zum letzten Athemzug das schwache Reis der Hoffnung fest, und sinkt auch Alles hinab in's Meer der Täuschungen: so lange noch ein Blättchen grünend aus demselben emporscheint, so lange ist die Brust noch glücklich im berauschenden Wahn hoffnungsvoller Träume. Auch der kleinste Schimmer der Hoffnung wird in der Menschenbrust zur hellen lichten Flamme, und die menschliche Phantasie läßt die goldenen Farben süßer Wünsche zu lebenden Gestalten werden und wird nicht satt, mit ihrer Himmelsmusik Gegenwart und Vergangenheit vergessen zu machen.

Amalie war, obgleich sie durch ihr Institut fast immer in der Stadt beschäftigt war, ihrer Mutter eine bedeutende Stütze. Die Abende brachte sie gewöhnlich zu Hause zu, wenn sie nicht gerade in einen engeren Familienzirkel eingeladen war. Oeffentliche Vergnügungsorte besuchte sie keine. Sie pflegte Johanna, redete mit ihr, suchte sie aufzuheitern und zu zerstreuen. So hatte auch diese Kranke durch Amalien's Abreise in

ihren letzten Tagen viel verloren. Allein sie wünschte deren Abreise selbst, weil auch sie, so nahe dem Grabe, noch einige Hoffnung für die Erleichterung ihres Schicksals durch Wienau hegte. Wenn sie allein war, so weinte sie bitterlich; ihr wars wie eine düstre Vorahnung, als werde sie Amalie nicht wiedersehen; und so viel Hoffnung sie sich auf baldige Wiedergenesung machte, so wenig wollte die Freude des Wiedersehens in ihr Herz einkehren.

An diesem Abend war die Kranke auffallend ruhig und still, obgleich der Schlaf sie schon vor Ankunft ihrer Mutter geflohen hatte. Nur schwach beleuchtete ein Nachtlicht das enge Krankenzimmer, und der Mond mit seinem Silberlichte verlieh ihm ein eigenthümliches Halblicht. Sie hatte die müden Augenlider geschlossen, aber ihr noch immer lebendiger Geist führte ihr manche schöne, manche traurige Erinnerung vor. Und wollte sie auch solchen Gedanken entrinnen, immer zog sie es unaufhaltsam fort, sie konnte nicht widerstehen, die Arme. Plötzlich hörte sie eine Stimme im Wohnzimmer, und wie von geheimnißvollem Zauber erfaßt, hob es sie mächtig, heftiger pochte ihr Herz, ihre großen, schönen Augen starrten in freudiger Ueberraschung aus ihrer trüben Höhlung, und wie zum Nachdenken fuhr sie mit der mageren Hand nach der Stirne, sank aber bald wieder auf ihr Lager zurück.

„Sie ist's — sie ist's —“ rief sie mit bebender,

halblauter Stimme. „Meine theure Freundin, meine Hermine! — Gute Seele, wie wirst Du mich wiederfinden. — Ach, wie viel habe ich dulden, verlieren und beweinen müssen, seit ich Dich nicht sah. Schönau, Brandeis, Theodor, Amalie! — Ihr habt an meinem Herzen genagt, Ihr habt mir Freude und Leben genommen! Wo sind meine Freundinnen, wo meine Gespielinnen! — Hermine — o Engel, laß Dich umarmen!"

Sie würde in ihrem Selbstgespräch noch fortgefahren haben, wenn sich nicht die Thür geöffnet und die Mutter ihr die Ankunft ihrer Jugendfreundin verkündet hätte.

„Hermine!" rief sie und streckte ihr die zitternden Hände entgegen. „Wie finden wir uns wieder!"

Die edle Freundin stürzte vor ihrem Krankenlager nieder, indem sie den Arm zärtlich um sie schlang und ihre bleichen Lippen mit tausend Küssen bedeckte. Thränen der Freude und des Schmerzes glänzten in Herminens Augen. Es war ein herzzerreißender Anblick für die Eltern. Hermine jugendlich frisch, gesund und blühend, — Johanna, wie die Freundin ehedem auch von seltener Schönheit, nun bleich und abgemagert. Es war ein entsetzlicher Contrast!

Eine lange Pause trat ein. Thränen glänzten in Aller Augen, und Niemand wagte, das heilige Schweigen zu unterbrechen.

Hermine hatte nach dem Tode ihrer rechten Mutter, deren einziges Kind sie war, Schönau verlassen, als ihr Vater sich wieder vermählte, und war, nachdem sie einige Zeit bei ihrer Tante in Baden gelebt hatte, als Gesellschafterin zu der Gräfin von Steinwart gekommen, welche sie, als frühere Gespielin, auf mehreren Reisen begleitete, wodurch sie im Laufe der Zeit die einzige Vertraute dieser seltsamen Dame geworden war. Seit jener Zeit hatte sie nur selten etwas von Schönau gehört, in letzterer Zeit gar nichts mehr. Die beiden Freundinnen waren damals unter dem gegenseitigen Versprechen geschieden, während ihrer Trennung durch einen fortwährenden Briefwechsel das alte Band der Freundschaft noch inniger und fester zu knüpfen und sich von ihren Erlebnissen Kenntniß zu geben. Und, wie dies so oft im Leben geschieht, betrieb man Anfangs die Mittheilungen mit fast übertriebenem Eifer, und erfreute sich mit langen Briefen; allein allmälig fing dieses Feuer an, zu verlöschen, die Briefe wurden seltener, und als endlich Hermine ihre Tante verließ und die Gräfin auf ihren Reisen begleitete, hörte auch die Correspondenz auf, obgleich in ihrer Freundschaft, in ihrer gegenseitigen Liebe noch keine Aenderung vorgegangen war.

Unterdessen hatte sich in Schönau, in der Familie des Amtmann Trautmann, so vieles geändert.

Johanna hatte den Schwüren eines Adeligen geglaubt, die heiligsten Versprechungen für baare Münze

genommen und sich mit diesem verlobt. Sie war überglücklich. Nicht minder die Eltern, die eins ihrer Kinder anständig versorgt glaubten, um so mehr, da der Bräutigam sich bereits eine sorgenfreie Existenz gegründet hatte, unweit Schönau ein Rittergut besaß und mit jedem Tage heirathen konnte. Er zeigte auch durch sein Wesen und Benehmen, durch seine Aufmerksamkeit und öftere Geschenke, daß er Johanna wirklich liebe; und so hatte die damals glückliche Familie alles Vertrauen auf ihn gesetzt.

Der alte Onkel Wienau sah jedoch dieses Verhältniß nur sehr ungern, und war schon Anfangs entschieden dagegen. Oft gab es damals recht empfindliche Auftritte in der sonst so friedlichen Amtmanns-Familie, allein die Liebe des Mädchens war nicht zu bekehren, die Hoffnungen der Eltern nicht zu enttäuschen. So kam es denn, daß Johanna dem Herzen Wienau's sich mehr entfremdete, während derselbe ihre Schwester Amalie immer inniger, mit väterlicher Liebe an sich schloß, obgleich er aus diesem Grunde auch schon vor dem Falle des Amtmanns dessen Haus seltener besuchte.

Theodor, welcher zu der Zeit, als Hermine Schönau verließ, noch studirte, war unterdessen in den Staatsdienst getreten und hatte bisher mit vielem Glück in demselben seine Kenntnisse und Talente entfaltet, auch die besten Hoffnungen für seine demnächste Anstellung erhalten. Auch von ihm, wie von seinen beiden Brüdern

Friedrich und August, hatte Hermine seit langer Zeit nichts gehört, und war um so mehr erschüttert, die ihr so liebe Familie in so großem Elend zu finden.

Vom tiefsten Schmerz ergriffen, kniete sie an Johanna's Krankenlager und wagte kaum aufzublicken, aus Furcht vor dem ihr Herz zerreißenden Eindruck der jetzigen Verhältnisse ihrer Umgebung. Endlich erhob sie sich schweigend, trat zu der Frau Amtmann und, deren Hand ergreifend, fragte sie im vollen Ausdruck der wärmsten Theilnahme:

„Kann ich schwaches Mädchen Etwas für Sie thun? — Darf ich Ihnen meine Dienste, meinen Beistand und meine schwache Verwendung bei einer reichen, einflußreichen Dame anbieten?"

„Du bist noch immer die liebe, treue Seele von ehedem," entgegnete die gerührte Frau und schloß sie in ihre Arme. „Vielleicht bietet sich auch Dir eine Gelegenheit dar, für eine unglückliche Familie ein gutes Wort einzulegen. Ich habe in diesen Tagen erfahren, daß Du als Gesellschafterin einer reichen Dame viele Reisen mit dieser gemacht hast und daß sie Dich wie eine Schwester liebt. Solche Damen, die reich, schön, liebenswürdig und gebildet, und, wie Deine Herrin wohl, bei Hof gern gesehen sind, haben heut zu Tage oft mehr Einfluß, als ein langgedienter Regierungsrath, oder sonst eine einflußreiche Persönlichkeit. Darum darfst Du schon, wenn Du es gern thust, Einiges über unsere Verhält=

nisse mit ihr reden, und mein Mann wird Dir, bis ich ein kleines Nachtessen bereitet, unser bisheriges Schicksal erzählen; aber im vorderen Zimmer, damit es unsere liebe Johanna nicht zu sehr angreift und ihr Leiden vermehrt. — Du bist unser Gast, liebe Hermine," fuhr sie dann rasch und freundlich fort, „allein Du mußt mit Wenigem zufrieden sein. Seit ich meine Ammi und Schäcke verkaufen sah, und meine Hühner und Gänse dem jetzigen Eigenthümer unseres Hauses überlassen mußte, seitdem ist auch meine Küche arm und karg."

Hermine wollte den Fluß ihrer Rede nicht unterbrechen und ihr erst, nachdem sie ihr gutes Herz ausgeschüttet hatte, nähere Mittheilungen über ihre Herrin machen.

„Und wissen Sie auch," begann sie mit freudestrahlendem Auge, „daß mich meine Herrin selbst hierher geschickt hat, um Ihre Verhältnisse zu erforschen und ihr Mittheilung davon zu machen."

„Nicht möglich!" riefen beide Gatten zugleich in freudiger Ueberraschung.

„So, kennt sie uns? — hat sie von unserer Noth gehört?" fragte Frau Trautmann.

„Sie kennt Sie sogar näher, liebe Frau Amtmann," entgegnete Hermine, „und wird Alles aufbieten, Ihnen irgendwie nützlich zu sein. Sie kennt mehrere hochstehende Beamte, und selbst ihr Bräutigam hat einen mächtigen Einfluß. Er wird nicht ermangeln,

sich für Sie zu verwenden, wenn es seine reiche Braut wünscht.“

„Du bist ein Engel, vom Himmel gesandt, in den gedrückten Herzen meiner Eltern neue Hoffnungen zu entflammen, und den Balsam des Trostes in die offenen Wunden zu gießen!“ sagte Johanna mit halbleiser und gebrochener Stimme.

„Ja, das bist Du, gutes Kind,“ fuhr die Mutter fort, „doch reiße mich aus der Ungewißheit, wer Deine Herrin ist, ob ich sie auch kenne! —

„O, Sie kennen sie, die edelmüthigste aller Damen, die Gräfin Antoinette von Steinwart!“ rief Hermine in wärmster Begeisterung, doch mit Ueberraschen gewahrte sie die Wirkung ihrer Aussage.

„Antoinette von Steinwart!“ wiederholten Alle mit tiefem Schmerz und wie mit einem Anflug von Entsetzen.

„Johanna's und meine Jugendfreundin, unsere Gespielin in Schönau!“ setzte Hermine kleinlaut hinzu, indem sie über die Wirkung ihrer Worte selbst in die größte Verlegenheit kam.

„O Gott, warum hast Du mir das gethan!“ rief der alte Amtmann fast bitter und trat ins vordere Zimmer.

Johanna seufzte tief auf und bedeckte mit beiden Händen das blasse, abgemagerte Gesicht.

Frau Trautmann sammelte sich zuerst wieder und

half Herminen aus ihrer Verlegenheit, indem sie diese in das vordere Zimmer führte und hinter sich die Thür zu dem Krankenzimmer sorgsam schloß.

„Aber um Gottes Willen, was habe ich denn so Entsetzliches gesprochen, daß Sie Alle so erschrecken?“ fragte das Mädchen noch immer beklommen. „Ich glaubte Ihnen eine freudige Botschaft zu bringen, und muß, ich weiß nicht welche Gefühle hervorgerufen haben, die Sie mit Wehmuth erfüllen.“

„Gute Hermine, Deine Schuld ist es nicht,“ entgegnete die Frau Amtmann, sich mit ihr auf das Sopha niedersetzend. „Du kamst, um uns Freude zu bringen, Du bist und bleibst in Deiner guten Absicht unschuldig an unserem Schmerze, den Du uns bereitet hast. Du kennst unsere Schicksale zu wenig, als daß Du hättest vermeiden können, uns ein solches Weh zu bereiten. Höre mich, aber versprich mir, um keinen Preis Deiner Herrin ein Wort davon zu erzählen. — Willst Du das?“

„Ja, wenn ich nicht ganz fest überzeugt sein kann, daß es zu Ihrem Vortheil gereicht.“

„Das ist keine genügende Antwort, gute Seele!“ bemerkte die Frau. „Ich baue auf Deine Verschwiegenheit, denn ich habe meine guten Gründe, vor ihr geheim zu halten, was ich Dir nur unter dem Versprechen der größten Verschwiegenheit anvertrauen kann und darf. Siehe, es ist zu spät, daß es in ihrer Macht stünde,

wieder gut zu machen, was durch eine ihr sehr nahestehende Person uns Schlimmes zugefügt wurde. Ich sage zu spät, denn bald sinkt das Opfer jener Person ins Grab, und wie möchten wir wohl den Frevel vergessen können, der uns unauslöschbare Spuren der schmerzlichsten Erinnerungen zurückgelassen hat? Wir wollen den Schmerz allein tragen, — wir wollen ihn nicht auch noch auf Andere übergehen lassen, — wir wollen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und durch unser Unglück das Anderer bereiten. Daher bitte ich Dich wiederholt, keinem Menschen Etwas über unsere Verhältnisse, soweit sie mit denen der Gräfin von Steinwart zusammenhängen, zu eröffnen, selbst wenn Du etwas Gutes damit zu erreichen wüßtest. — Hermine, ich bitte Dich darum! — Du hast vielleicht schon gehört, daß Johanna die glückliche Braut eines hohen und angesehenen Staatsbeamten war?"

„Ich habe es gehört — und nun —"

„Nun hat sich der Bräutigam nach einer anderen, reicheren, schöneren, glücklicheren und standesgemäßeren Braut umgesehen," antwortete Frau Trautmann ruhig.

„Der Abscheuliche!" rief Hermine in voller Entrüstung.

„Er hat sich eine Andere erwählt und unser Kind auf das Schändlichste betrogen," fuhr die Mutter dann fort. „Seit der Zeit — es sind jetzt etwa anderthalb Jahre — seit der Zeit weinte Johanna oft stundenlang,

lebte still und zurückgezogen, wie eine Schwärmerin war oft ganze Tage in ihrem Zimmer allein, ohne daß sie Jemand zu sich lassen wollte. Sie wurde nach und nach kränklich, zuletzt leidend und nun liegt sie schon seit unserem Hiersein beständig im Bette, einen Tag wie den andern und immer näher dem Grabe rückend. Unsere Hoffnungen für ihre Wiedergenesung sind dahin, nur sie hält noch fest an dem Glauben, nächstes Frühjahr soweit hergestellt zu sein, um Deine Eltern in Schönau besuchen und sich auf dem Lande vollständig erholen zu können. — Das Unglück, welches uns in letzterer Zeit betroffen hat, mußte natürlich ihr Ende beschleunigen helfen, und so werden wir sie bald verlieren müssen," setzte sie leise hinzu.

„Ich fühle die innigste Theilnahme," entgegnete Hermine. „Ich bemitleide meine beste, meine liebste Freundin. Wie viel hat sie erduldet und wie viel gelitten, seit ich sie nicht sah! — Darf ich den Namen ihres ehemaligen Bräutigams wissen?"

„Wenn ich Dir auch den Namen jenes Mannes verschweigen wollte, weil Du ihn wohl auch kennst, so würdest Du ihn ja doch von anderer Seite erfahren können, weil sein Verhältniß mit Johanna in Schönau und der Umgegend überall bekannt ist. Aber nochmals bitte ich Dich, liebe Hermine, bei Deiner Herrin nichts hiervon merken zu lassen, denn der untreue Bräutigam unserer Tochter ist — ihr Verlobter!"

„Heiliger Himmel!“ rief Hermine überrascht. „Der Baron von Brandeis! — O, dieser Barbar, dieser Unmensch!“ — setzte sie in tiefster Entrüstung hinzu. In ihrer so reinen und schönen Seele fing es an, sich auf einmal zu verdüstern, wie wenn irgend ein Plan sich in ihr gestalte, der nicht mit der lauteren Gesinnung ihres Herzens übereinstimmen wollte. Ihr war es, als müßte sie die Rächerin ihrer Freundin werden und damit die Lebensfreude ihrer Herrin wieder aufbauen. Die tobende Stimmung ihres Innern drückte sich nur zu deutlich in ihren schönen, regelmäßigen Gesichtszügen aus. Ihre Wangen glühten in fieberhafter Röthe, und in ihren blauen Augen funkelte ein kühner und unternehmender Entschluß. —

„Was ist Dir, liebe Hermine!“ rief die Frau in ängstlicher Ueberraschung, denn ihre plötzliche Veränderung war ihr nicht entgangen.

„Gar nichts, liebe Frau Amtmann,“ entgegnete Hermine mit dem Ausdruck überlegter Ruhe. „Es sind mir da so mancherlei Gedanken durch den Kopf gegangen, deren Verwirklichung mir große Freude machen würde! Und Sie können auch Etwas dazu beitragen. Ist die arme Johanna in der That so sehr krank, daß wir sie bald verlieren werden, so möchte ich doch ein kleines Andenken von ihr haben. Wir sind zusammen groß geworden, haben immer in treuer Liebe zu einander

gehalten, und wenn uns nun auf einmal die kalte Hand des Todes trennen sollte, so möchte ich doch ein Erinnerungszeichen haben, welches mir die Theuere, so früh Dahingeschiedene auf das Angenehmste vergegenwärtigte; ich möchte ihr Bild besitzen, um meine Seele in ihrem Erinnerungsgefühl noch in spätester Zeit unterstützen zu können, wenn vielleicht harte Schicksale ihre Gesichtszüge in meinem Gedächtniß zu verwischen drohen; — und wird sie sich wieder erholen, wird sie wieder gesund, so sollte es mir ein immerwährendes Erinnerungszeichen an ihr hartes Schicksal bleiben. Sie sollen keine weitern Ausgaben dabei haben, ich lasse Johanna auf meine Kosten malen, und Sie haben mirs nur zu gestatten. Ich bitte Sie darum, liebe Frau Amtmann. Johanna wird ihrer Jugendfreundin diese einzige Bitte nicht abschlagen. Ich kenne einen jungen, talentvollen Maler, und da mich mein Weg ohnedies an seiner Wohnung vorüberführt, so will ich noch heute alle Vorkehrungen treffen, um sobald als möglich in den Besitz ihres Bildes zu kommen. Der Maler Reinold würde alsdann schon morgen beginnen können, er ist sehr geschickt und es wird nicht nöthig sein, daß Johanna so anhaltend ruhig dabei sitzen muß. Ich bitte Sie daher recht inbrünstig, schlagen Sie Ihrer treuen, „kleinen" Hermine diese Bitte nicht ab. Das Bild soll mir ein ewig theures Andenken an Johanna, an unsere gemeinsamen Jugendfreuden, an Sie und an den heutigen Tag sein!"

„Liebe Hermine,“ begann Frau Amtmann zu Thränen gerührt, „ich habe keine Gründe Deinem Verlangen entgegen zu stehen, wenn es Johanna zufrieden ist, und der Arzt es erlaubt. Schon oft war es mir ein stiller Wunsch, unser Kind malen zu lassen, allein seit Weihnachten müssen wir die Kreuzer gar sparsam zusammenhalten. — Dir kann ich es offen erzählen, uns geht es eben sehr schlecht und armselig. Dazu kommt noch die drückende Ungewißheit über den Ausgang der Anklage, die, ungeachtet sich mehrere einflußreiche Männer für uns verwendet haben, keineswegs zu unserem Vortheil zu endigen scheint. — Der Baron von Brandeis ist unser Hauptgegner. Er ist im Ministerium zum Referent unserer Sache ernannt worden und hat auch nicht einen Funken der alten Liebe in seiner Seele, um unsere Lage von einem besseren Standpunkte zu beleuchten. Er war es selbst, der die erste Anklage erhob, und das Ministerium bestimmte, einen Commissär nach Schönau zu senden. — Mein Mann hatte, von allzugroßer Nachsicht gegen die Armen und Nothleidenden getrieben, oft aus seiner Privatkasse fällige Beträge vorgeschossen, um den unbemittelten Leuten keine Kosten zu machen, und diese zur Zeit der Erndte von den Schuldnern wieder eingezogen. Zu diesem Zwecke führte er ein eigenes Buch, und trieb seit Jahren dieses nachsichtige, wohl aber gesetzwidrige Verfahren gegen die Armen. Nach Ablauf des Jahres hatte der

Staat seine Forderung, den armen Leuten aber waren manche Kosten gespart worden, die Familie des gutmüthigen Amtmanns jedoch hatte einen großen Theil ihrer ohnehin nicht starken Besoldung zulegen müssen. So kam es denn, daß wir von Jahr zu Jahr zurückkamen, und auf Haus und Güter ein Capital aufnehmen mußten. Johanna lebte damals in dem unglückseligen Verhältniß mit Brandeis, der sich dann gleich erbot, auf eine Obligation zweitausend Gulden zu leihen. Nachdem sich der Herr Baron mit Deiner Herrin verlobt und unsere arme Johanna so schmählich hintergangen hatte, kündigte er sein Kapital auf und verhandelte es später an den Juden Isaak Schinder hier, der dann auch nach unserem Fall seine Ansprüche geltend machte und uns Haus, Hof und Ackerland verkaufen ließ. Da jedoch Niemand sein Guthaben überbot, so behielt er unser ganzes Eigenthum bis auf weniges Möbel für seine Forderung. Und dennoch sind wir noch immer nicht ganz im Reinen mit ihm. Du kennst unsere Wohnung in Schönau, unseren Garten, unsere Wiesen und Aecker, und kannst Dir vorstellen, wie entsetzlich groß unser Verlust ist. So waren die letzte Weihnachten für uns Alle Tage des Schreckens und des Jammers. Meinem Manne wurde das Bureau geschlossen und die Untersuchung begann. Ein Vicar wurde eingesetzt, welchen wir bezahlen müssen. Dadurch, daß mein Mann beim Schluß

seiner Jahresrechnung noch nicht alle Ausstände beigetrieben hatte, was zwar weniger an ihm, als vielmehr an den schlechten und lässigen Pfandmeistern gelegen war, gab es in seiner Rechnung eine Lücke, weil ihm die nöthigen Rückstandsverzeichnisse und Protocolle fehlten, um diese Rückstände in seiner Rechnung aufnehmen zu können. Durch Vorauszahlung bedeutender Posten war es meinem Manne jedoch möglich geworden, die Rückstände zu decken und seine Rechnung glatt zu machen, wodurch natürlich der Betrag aller dieser Rückstände in die neue Rechnung übergegangen und durch deren Eingang die Lücke wieder ausgefüllt worden wäre. Baron von Brandeis kannte dieses Verfahren, denn mein Mann, in seiner Gutmüthigkeit und Nachsicht kein Verbrechen darin ahnend, hatte ihn einer Zeit damit bekannt gemacht. So sehr der feine Staatsmann darin ein Versehen gegen die bestehenden Gesetze fand, so sehr erkannte er bei der entsetzlichen Armuth in und um Schönau damals die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens, um den Staat nicht durch massenhafte Zahlungsunfähigkeits-Protokolle um große Summen zu bringen. Jetzt erkennt er hierin eine offenbare Betrügerei und verdächtigt auf das Schändlichste eine Handlungsweise, die er einst mit Stillschweigen für nöthig hielt, die er „edel" und „menschenfreundlich" nannte. — Siehe, liebe Hermine, so ging es uns in letzterer Zeit; das ist das Schicksal, das

so bald mein Haupt gebleicht und so sehr an meinem Leben gezehrt hat. Doch ist das Gottvertrauen noch nicht aus meiner Brust gewichen, vielleicht lacht uns auch im Spätherbst unseres Lebens noch einmal die Sonne des Glücks. Doch ich wollte alle Erdenfreuden hingeben, könnte ich das Leben meiner Johanna retten."

Thränen traten der Erzählerin in die Augen. Hermine hatte ihr aufmerksam zugehört, so manche Frage hatte sich ihr aufgedrungen, so mancher Gedanke war in ihr erwacht, jedoch wagte sie nicht die gute Frau zu unterbrechen; und als die hellen Thränen ihren schwarzen Augen entrollten, weinte auch sie, von edlem Mitgefühl ergriffen, bitterlich mit.

„Ja, lassen Sie Ihr schönes Gottvertrauen nicht sinken," hob sie nach einer Weile an. „Theodor, Friedrich und August werden Ihnen sicherlich Kränze der Freude winden, sie werden Ihnen im Alter Trost und Frieden bringen!"

„Wir haben nur noch einen Sohn," entgegnete sie mit so schrecklichem Ernst, daß es Herminen eiskalt überlief. „Nur noch einen Sohn, — eine gesunde Tochter — und unsere Johanna. Friedrich starb im Felde für Fürst und Vaterland, nachdem er sich schon zum Oberlieutenant emporgeschwungen hatte. Er starb, noch ehe unser Glücksstern niedersank, — sein früher Tod war der erste Schlag unseres harten, unerbittlichen Schicksals. — Amalie ist jetzt in Schönau, und pflegt

den Onkel Wienau in seiner Krankheit, und August benutzt, als treuer, gehorsamer Sohn, jede freie Zeit, um seine Eltern zu unterstützen, ihnen Freude und Trost zu bringen!"

„Und Theodor?" fragte Hermine halbleise, indem ein sanftes Roth ihr Antlitz übergoß.

Frau Trautmann blickte ängstlich nach ihrem Gemahl, der nachdenkend am Fenster stand, die Stirne an die Scheiben drückte und in die mondhelle Nacht hinaus starrte. Bei dem Namen seines Sohnes fuhr derselbe plötzlich zusammen und antwortete mit kalter, ruhiger Stimme dem erschrockenen Mädchen:

„Ihm wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gebunden, und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist!"

„Wir dürfen bei ihm seinen Namen nicht nennen," fuhr die Frau leise fort, und bedeutete Hermine ein Gleiches zu thun. „O, das ist eine jammervolle Geschichte, noch gräßlicher und herzzerreißender als alles Schicksal, was uns sonst begegnete. Die Liebe eines Kindes verlieren, ist entsetzlich hart, liebe, gute Hermine, härter als wenn man am Sterbebette von ihm Abschied nimmt. Man scheidet im seligen Hoffen eines Wiedersehens, der letzte Athemzug ist die reinste Liebe; — aber ein pflichtvergessenes Kind, welches die Eltern verleugnet, deren liebende Sorgfalt und Güte, durch Untreue und

Verachtung vergilt, das reißt ein Stück aus der Eltern Herz und schlägt Wunden, die nie zu heilen sind."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Hermine verwundert.

„Ich glaube es gerne! — Du weißt, Theodor widmete sich den Cammeralwissenschaften und besuchte damals, als Du Schönau verließest, gerade die Universität. Durch Fleiß und characterfestes Benehmen war er bald vorwärts gekommen und hatte viele seines Alters überflügelt. Noch ehe der Commissär nach Schönau kam und das Bureau meines Mannes schloß, war er als Accessist mit glücklichem Erfolg verwendet worden. Er kam in die angesehensten Familien, in die vornehmsten Gesellschaften und überall lobte man sein feines, anständiges Benehmen, den sittlichen Ernst seines Charakters. Wir hatten so recht unsere Freude an seiner glücklichen Laufbahn! Wir hatten den Höhepunkt unseres Glücks erreicht! Wir standen hoch, aber um so entsetzlicher war auch unser Fall! — Johanna war verlobt, Friedrich war Oberlieutenant geworden und hatte sich durch eine militärische Schrift die besondere Gnade des Fürsten und sogar den Stephansorden errungen, Theodor war versorgt, und unsere liebe, fromme Amalie blühte zu einer anmuthigen Jungfrau heran. Hatten wir nicht Grund genug, recht glücklich und zufrieden zu sein? Das Glück der Kinder ist der Eltern höchste Freude! Damals wurde Theodor auch mit der

Familie des Geheimen Rath von Blumenfeld bekannt. Diese hatte ihn lieb gewonnen, und ehe wir uns versahen, verkündete er uns, er sei mit der einzigen Tochter des Herrn von Blumenfeld verlobt, eine Parthie, der wir aus vielen Gründen gleich von Anfang entgegen waren. Was nun freilich einmal geschehen, konnte unser elterlicher Rath nicht leicht wieder gut machen. Seit dieser Zeit ist uns Theodor abgeneigt, mit jedem Tage wurde er kälter und immer kälter, und als mein Mann gar um seine Stelle kam, zog er sich ganz von uns zurück und trat auf das gottesvergessenste die kindliche Liebe mit Füßen. Mit Vorwürfen und unwürdigen Beschuldigungen überhäufte er uns und diese trugen nicht wenig dazu bei, das Maaß unserer Leiden voll zu machen. Dieses Benehmen reizte seine Geschwister, so sehr es uns kränkte, und seit jener Zeit leben diese mit ihm in beständiger Fehde, gleich als ruhe der Fluch des Himmels auf unserem Haus. — Lange haben wir nichts von ihm gehört, und doch fühlt mein Herz die innigste Theilnahme für sein Schicksal. Ich meine immer, es müsse einmal eine Zeit kommen, in der er sein Unrecht einsieht und bekennt und, die bitterste Reue fühlend, uns um Verzeihung anfleht."

„So wird es auch werden!" entgegnete Hermine fast besinnungslos. Das eben Gehörte hatte sie doppelt erschüttert. Sie wechselte mehrmals die Farbe und hatte

Noth, den Sturm der in ihrem Inneren tobenden Gefühle zu verbergen.

Der Frau Amtmann war ihre Gemüthsstimmung nicht entgangen. Sie durchschaute dieselbe mit dem aufmerksamen Blick einer tiefen Menschenkennerin und wußte dem Gespräche eine geschickte Wendung zu geben, indem sie das Mädchen wiederholt zum Abendessen einlud. Nach einigem Gegenreden willigte Hermine ein, und während die Frau in der Küche beschäftigt war, schlich sie sich zur kranken Freundin.

Wir unterlassen es, das Gespräch der beiden Jugendfreundinnen weiter zu verfolgen; obgleich hieraus Hermine für ihr künftiges Unternehmen gewichtige Schlüsse zog, und Johanna zu überreden wußte, ihrem Wunsche ihr Bildniß aufzunehmen nachzukommen, sobald der Arzt es erlauben würde.

Auch sie bat Herminen inbrünstig, der Gräfin von Steinwart nie etwas von ihrem Verhältniß mit Brandeis zu erzählen. „Es ist genug mit dem Unglück einer Person!“ setzte sie dann mit schwacher Stimme hinzu. „Er soll glücklich sein, hat er es auch nicht um mich verdient. Seine künftige Gattin soll ihn nie um dieses Frevels willen verachten müssen!“ —

Unterdessen war das Abendessen bereitet worden, und man setzte sich zu Tisch.

Trautmann war ruhig und ernst, sprach sehr wenig, während seine Gattin die alte Bekannte fast einzig und

allein unterhielt. Hermine erfuhr so mancherlei über das Schicksal der unglücklichen Familie, und so gerne sie noch einiges Nähere über Theodor erfahren hätte, wagte sie doch nicht, das Gespräch auf ihn zu bringen. Auch wußte sie nun genug, um ihre Herrin über das Unglück der ihr werthen Familie aufzuklären. War auch noch nie ein unreiner, böser Gedanke in ihrer lauteren Seele erwacht, so hatte sich jetzt doch ein kühner Plan in derselben gestaltet, den ein stürmendes Rachegefühl aus Liebe zur Freundin ihr eingehaucht hatte.

Während sie noch beisammen saßen und das einfache Mahl in Frieden verzehrten, klopfte es leise an, und August eilte den überraschten Eltern in die Arme. Nachdem er auch Hermine und Johanna begrüßt und der erste Rausch der Freude sich gelegt hatte, erzählte er, daß er mit seiner Arbeit bei Steinius fertig geworden, und von dem überglücklichen Doctor hundert blanke Gulden erhalten habe. Mit sichtlichem Wohlgefallen zählte er diese Summe auf den Tisch und übergab sie seinem Vater.

„Der Herr Doctor waren heute besonders freigebig,“ bemerkte der Amtmann tief erschüttert, und Thränen der Freude und Liebe glänzten in seinen Augen. Die Mutter schloß den treuen Sohn voll inniger Rührung in die Arme und weinte laut. Der Amtmann hatte die Hände gefaltet und blickte zum besternten Himmel,

während seine Lippen sich in leisem Dankgebet bewegten. Der Mond beschien sein früh gealtertes Haupt und gab der Gruppe einen eigenthümlichen, ergreifenden Anblick.

„Wohl gab er mir mehr, als ich verdient habe, liebe Eltern,“ entgegnete August herzlich, „allein ich verdanke diese Freigebigkeit keineswegs seiner Anerkennung und Würdigung meiner Arbeit, auch nicht seiner Besorgniß wegen meiner Verschwiegenheit, als vielmehr der Anstellung seines einzigen Sohnes, dessen Decret er heute erhalten hat. Derselbe ist nämlich zum Amtmann von Schönau ernannt worden.“

„Zum Amtmann von Schönau!“ wiederholten die Eltern überrascht.

„Man sprach doch vom Schwager des Ministers,“ lenkte der Vater ein, „dem man meine Stelle, noch ehe die Untersuchung eingeleitet wurde, versprochen hatte.“

„Ganz recht,“ entgegnete August. „Ich hörte heute zufällig, wie der Herr Doctor mit seinem Sohn im Nebenzimmer davon sprach, und da ich mehrere bekannte Namen nennen hörte, so hörte ich aufmerksam zu. Deine Stelle war allerdings dem Schwager des Ministers zugedacht, und derselbe hatte sie sogar schon bezogen, allein da seine Frau angeblich das rauhe Clima um Schönau nicht vertragen konnte, eigentlich aber doch nur das vornehme Leben der Residenz nicht entbehren mochte, so ernannte man ihn zum Canzleirath und

übertrug dem ehemaligen Vicar in Schönau die Amtmannsstelle. — Der neue Herr Amtmann ist bereits auch schon mit der Abendpost nach dem Orte seiner Wirksamkeit abgereis't, und im Uebermaß der Freude honorirte der glückliche Papa mein geringes Schriftstellertalent besser, als es die erste Buchhandlung der Welt gethan haben würde. — Es ist mir aber in der That leid um den jungen Steinius. Schönau ist trotz seiner reizenden Umgebung doch ein armseliges Nest; seine meisten Bewohner nagen am Hungertuche, und er wird eine schwere Stellung bekommen. Die Bauern jener Gebirgsgegend werden mit jedem Tage unzufriedener, und es entwickelt sich dort eine Gährung, die mir einen stürmenden, gefährlichen Ausbruch verheißt. Danket Gott, daß ihr aus dem Bienennest fort seid, und ich hoffe, durch Amaliens Beisteuer unterstützt, Euch auch hier einer besseren Zukunft entgegenführen zu können. Ehe der junge Steinius abreis'te, war er auch bei mir, um sich nach einigen Verhältnissen in Schönau zu erkundigen. Er sprach mit so großer Theilnahme von Eurem Schicksal, mit so viel Ehrerbietung von den Verdiensten des Vaters, daß ich ihn ordentlich lieb gewonnen habe; und ihm allein danke ich gewiß nur die außergewöhnliche Freigebigkeit seines Vaters. Auch eröffnete er mir in Betreff der Anklage von Seiten des Ministeriums gegen den Vater im Vertrauen so mancherlei, daß ich keinen Grund

habe, in seine ehrliche Gesinnung nur im Entferntesten Mißtrauen zu setzen. Er sagte mir unter Anderem: wenn der Vater innerhalb vierzehn Tagen den Betrag der rückständigen Posten decken könne, wodurch sein Deficit schwinden werde, so beabsichtige man die Anklage zurückzunehmen und wäre vielleicht nicht abgeneigt, ihm sogar eine kleine Pension zu sichern. Entschieden wies er aber unser Vorhaben, einen Anwalt gegen die Regierung anzunehmen, zurück, indem hierdurch kein Vortheil erzielt werden könne und es stets eine schwierige Sache sei, mit der Regierung einen Prozeß zu führen. Ich konnte ihm nur beistimmen; — allein wie ist sonst zu helfen? — Ich entdeckte ihm unsere Lage, entwickelte ihm unsere dürftigen Verhältnisse, — daß wir nicht vermöchten, die ziemlich bedeutende Summe aufzutreiben, zumal wir eben durch die letzten Ereignisse alles Vertrauens und alles Credits entbehrten. Da erbot er sich, dem Vater im Verein mit einigen Freunden den Vorschuß zu machen, welchen wir innerhalb sechs Jahren zurückbezahlen könnten. Er will mir, da er sich noch mit jenen zu benehmen hat, von Schönau aus das Nähere mittheilen, und so hoffe ich mit Gottes Beistand auf einen glücklichen Ausgang. — Gottvertrauen läßt nie zu Schanden werden!"

„Du hast recht, mein Sohn," entgegnete der Vater. Seine Züge heiterten sich auf, und es war, als wäre durch August's Mittheilungen auf einmal die alte Le-

benskraft in seine Seele zurückgekehrt, und hätte all die düsteren Wolken des Trübsinnes verscheucht. „O Gott, wie groß ist Deine Güte," rief er dann, und nahm sein Sammtkäppchen vom Kopfe. „In Dir ist der einzig wahre Trost des Lebens. — Wenn auch das Schicksal mich hart verfolgt, so sei doch Dein Wille und Deine gerechte Prüfung mein höchster Trost; denn Du wirst nicht immer zürnen und nicht in Ewigkeit drohen!"

„Amen," sprachen Alle in andächtiger Weise.

„Auch ich kann etwas zur Deckung der Rückstände beitragen," bemerkte Hermine, „und meine Herrin wird ein Gleiches thun."

„Wie gut Du bist," entgegnete die Frau Amtmann, „doch will ich vorläufig keinen Gebrauch von Deinem jetzigen Anerbieten machen. — Wir müssen jedes Zusammentreffen mit der Gräfin von Steinwart vermeiden. Du kennst unsere Gründe und wirst sie gerecht finden. Vielleicht gelingt es Herrn Steinius, den Betrag zusammenzubringen. Und ist es ihm nicht ganz möglich, so kann Amalie bei Wienau ein freundliches Wort einlegen. Ich denke, daß er uns nun nicht mehr grollt, und unsere drückende Lage erkennt." —

Es war eben neun Uhr vorbei, und Hermine schickte sich zum Weggehen an. August bat um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, da um diese Zeit die Straßen der Altstadt für Damen immer sehr unsicher waren.

Man schied unter den herzlichsten Liebesbezeigungen Hermine gab das Versprechen, bald wieder zu kommen, und erinnerte an der Hausthür die Frau Amtmann nochmals an den Maler, der schon am folgenden Tag Johanna's Bild beginnen sollte.

Viertes Capitel.

Ob Böses auch der Mensch erdenket,
Aus Rache oder Eigennutz,
Doch unser Aller Schicksal lenket
Ein guter Gott, der unser Schutz!
Wörle.

Das Theater war an jenem Abend außergewöhnlich voll. „Constanze" von Steinius war zum zweiten Mal zur Aufführung gekommen, und der hochentzückte Autor schon am Schlusse des ersten Aufzugs unter stürmischem Beifall herausgerufen worden. An solche Aufmerksamkeit gewöhnt, dieselbe vielleicht auch im Voraus mit einiger Gewißheit erwartend, beglückte er die zahlreichen Zuschauer mit einer kleinen Ansprache, deren Echo, auf das Mannigfaltigste wiedergegeben, noch nach vielen Wochen in verschiedenen Blättchen des Landes zu vernehmen war. Das Haus war schauerlich still, und Alles hörte mit erstaunlicher Aufmerksamkeit auf die Worte des „großen" Dichters. Einige Spaßvögel meinten, es habe die Aufführung unserer größten Meisterwerke,

eines Faust, Egmont, Wallenstein oder Tell sich keiner so großen Ruhe zu erfreuen gehabt, und waren sogar so kühn, verschiedentlich dieser auffallenden Verehrung ihres Zeitgenossen mit dem Schwert der gerechten Critik entgegen zu treten. Welchen Lärm sie dadurch hervorriefen, läßt sich wohl daraus entnehmen, daß lange Zeit die Verdienste des Dichters in den vornehmsten Gesellschaften gepriesen und das Auftreten der „vorlauten" Critik recht sehr getadelt wurde; auch rechneten die angesehensten Familien es sich zur ganz besonderen Ehre, wenn der Verfasser der „Constanze" ihre Einladungen zu einem Gastmahl angenommen, oder sie mit einem Besuche beehrt hatte. — Steinius lebte damals auf dem Höhepunkte seines Glücks. Mit kühnem Selbstgefühl bewegte er sich und sprach mit erstaunlicher Bestimmtheit und Sicherheit Urtheile über Kunst und Wissenschaft; war jedoch schlau genug, sich zuvor erst mit dem Urtheile und den Ansichten seiner Umgebung bekannt zu machen, ehe er von seinem vermeintlichen Rechte Gebrauch machte. Den größten Einfluß hatte dies auf seine ehemals sehr darniedergelegene Zeitschrift: „der Parnaß," deren Abonnenten sich in kurzer Zeit ums vierfache vermehrt hatten, da sie nun allgemein für ausgezeichnet gepriesen wurde.

Nächst dem Theater befand sich das „Hôtel Weber," eines der nobelsten Gasthöfe ersten Ranges, und der allabendliche Sammelplatz der reichsten Kaufleute, angesehensten Beamten und ersten Militärpersonen der

Residenz. Gewöhnlich verließen in den Zwischenacten die Herren der ersten und zweiten Rang-Loge das Theater und unterhielten sich, bis zum nächsten Aufzuge, in dem „Hôtel Weber," in welchem sie ja immer Freunde und Bekannte fanden, oder sich auch mit diesen zu einem Zusammentreffen verabredet hatten.

Von dem Theater kommend, trat man zunächst in einen großen, auf das eleganteste eingerichteten Saal, an welchen sich mehrere Seitenkabinete anschlossen, von denen ein jedes für sich seine abgeschlossene geschmackvolle Einrichtung hatte, aber durch eine Mittelthür mit dem nächstfolgenden verbunden war.

In einem dieser Seitengemächer pflegte fast an jedem Abend ein Stammgast des Hauses die Zeitungen zu lesen, während er ein, zwei oder drei Gläser Punsch trank, und seine Pfeife dazu rauchte. Sobald er erschien, eilte ein Kellner die Lampe in dem bewußten Zimmer anzuzünden, und, ohne seine Befehle abzuwarten, ein Anderer, ihm die Zeitungen und sein warmes Getränke zu besorgen. Die Aufmerksamkeit, welche ihm von allen Seiten wurde, verrieth, daß er keine gewöhnliche Persönlichkeit sei, und das reiche Trinkgeld, welches er zuweilen den Dienern des Hauses gab, daß er über großen Reichthum zu gebieten habe.

Man hielt ihn allgemein für einen Sonderling, denn oft sprach er wochenlang keine Silbe. Er kam, verweilte einige Stunden, und ging wieder, ohne mit

Jemand gesprochen zu haben. Er schien, wie ein verlassener, unbekannter und verstoßener Mensch, theilnahmlos für alles, was ihn umgab, gefühllos für alle Eindrücke, wie sie die Seele erheitern und beleben und stets mit ernstern, schweren Gedanken beschäftigt. Noch hatte die Neugierde der Kellner seine näheren Verhältnisse nicht heraus zu finden vermocht, und dem Forschen mancher Gäste war es nicht gelungen, auch nur weniges über seine Vergangenheit zu erfahren. Man wußte nichts weiter, als daß er ein polnischer Graf, Namens Rewinski, war, — in der Neustadt ein prächtiges Logis bewohnte, — außer zwei alten bärtigen Dienern keine Seele um sich hatte, — in dem „Hôtel Türk" zu Mittag aß, dann gewöhnlich im Schloßgarten spazieren ging und seine Abende im „Hôtel Weber" zubrachte. So verstrich ihm scheinbar ein Tag wie der andere, und man hatte sich so an sein erustes, schweigsames Wesen gewöhnt, daß es keinem der Gäste mehr auffiel; ja man würde vielleicht erst recht aufmerksam auf ihn geworden sein, wenn er einmal nicht gekommmen wäre, und nicht wie gewöhnlich das Seitengemach No. 3 mit seinen hellgrünen Tapeten eingenommen hätte.

Er war ein Mann hoch in den sechsziger Jahren, von kräftiger Gestalt. Seine Gesichtszüge deckte ein kalter, ruhiger Ernst, und seine Stirne war stets in ernste Falten gezogen. Doch spielte um den Mund ein Zug von Milde, wenn er sprach, und selbst der Ernst seiner

Gesichtszüge hatte einen Reiz, der ihn interessant und angenehm erscheinen ließ.

An diesem Abend machte ihn das Gespräch einiger Gäste im daranstoßenden Zimmer aufmerksam. Er rückte in die andere Ecke des Sophas und hörte mit steigendem Interesse ihrer Unterhaltung zu, während er für den oberflächlichen Beobachter immer noch zu lesen. Oft flimmerten die Buchstaben in einem wirren Durcheinander vor seinen Augen und das Blut schoß ihm stürmend durch die Adern. Krampfhaft ballte er zuweilen die Rechte, von innerem Grimm getrieben, und die seltsamsten Pläne stürzten ihm durch das Gehirn. —

„Glücklicher Brandeis," sagte der Herr von Hohlbein, seinen Freund am Arm in jenes Nebenzimmer führend. „Sie ist die schönste, die anmuthigste, die reizendste Dame der noblen Welt. Hast Du gesehen, wie man sie von allen Seiten bewundert. Die Officiere des Parketts beschäftigten sich in der That mehr mit Deiner holden Braut, als mit der neu engagirten Schauspielerin, welche die Constanze so meisterhaft spielte. Uebrigens wird diese vorzügliche Künstlerin die genialste Darstellerin unserer Bühne sein. Schönheit in dem harmonischen Zusammenklang ihrer Bewegungen, und Anmuth, welche auf den Zuschauer einen milden, aber fesselnden Zauber ausbreitet, das sind die edelsten Vorzüge ihres lieblichen Wesens. Sie ist Künstlerin in jeder Bewegung, auch in dem geringsten Ausdruck des

inneren Lebens. Solche Kunst ist im erhabensten Sinne Reproduction, bezaubernde Nachschöpfung und lebendiges Wiedergeben des Dichterwerks. Hat je die Darstellung einer anderen Künstlerin mehr Seele besessen, hat je eine andere ihrem Spiel mehr Wärme und Innigkeit einzuhauchen gewußt, als unsere göttliche Wally. O ihr Spiel durchzitterte den Zuschauer bald mit wonniger, bald mit schmerzlicher Empfindung, und auch nicht eine Person wird das Theater unbefriedigt verlassen haben. — Aber, wie mir scheint, hast Du mich gar nicht gehört. Du starrst vor Dich hin, wie von trüben Gedanken niedergedrückt, und ziehst Deine Stirne in Falten, als ging ein ellenlanges Sündenregister in Deinem Kopfe herum! — Hier ist ein Glas Wein, trinke — trinke und sei kein Schläfer! Wo bleibt Dein italienisches Feuer, — Deine Munterkeit? — Bist Du ein Italiener? — Deine Gesundheit — alter Kamerad! — Denkst Du noch daran, wie Du auf der Universität mein Fuchs gewesen, und Du Dich immer, trotz Deiner Jugend, so meisterlich als ein Schüler des Bachus bewährt hast? Es waren schöne Zeiten! — Jetzt sitzt man wochenlang auf seinem Bureau und schneidet ein Gesicht voll Verdrießlichkeit. Solch eine Amtsmiene ist doch die schauerlichste Zwangsjacke der Beamtenwelt. Sie trägt aber zur Beförderung bei, und ich danke ihr zum Theil meine jetzige Stellung als Obergerichtsrath. Ich bin zwar der Jüngste meiner Collegen, allein Du weißt, wie hold

mir immer Fortuna lächelte, und Dein verstorbener Herr Schwiegervater mir immer ein väterlicher Gönner war, um so mehr, da ich die Tochter seiner Schwester heirathete und somit ein Verwandter von ihm wurde. — Doch, ich glaube, Du bist abermals zerstreut und folgst nicht meiner Rede. O ihr zerstreuten Brautleute!" —

„Ich bin in der That recht verdrießlich, lieber Freund," bemerkte der Geheime-Sekretair von Brandeis bitter und kalt, ohne aufzublicken.

„Kann Dir Dein Freund helfen —?"

„Ich glaube kaum," entgegnete Brandeis in demselben Tone wie vorhin. „Aber rathen wirst Du mir vielleicht können!"

„Apropos! mein Bester," unterbrach ihn der geschwätzige Obergerichtsrath rasch, „ich habe heute Abend neue Nachrichten aus Schönau erhalten. Der Alte wird in's Gras beißen müssen und damit wären freilich auf einmal seine Ansprüche erledigt, aber wie es scheint, macht er Anstalten, uns noch einen rechten Pack Erben auf den Hals zu laden, was den baldigen Ausgang des Prozesses abermals in Zweifel stellen würde. Der junge Hofgerichts-Advocat d'Derwel hat dieser Tage seine Erklärung einzusenden; wenn ich nicht irre, läuft nächsten Montag sein Termin zu Ende, und dann soll die Sache von unserer Seite mit Eifer und Fleiß betrieben werden. Das will ich Dir übrigens im Ver-

trauen sagen, der junge d'Oerwel ist ein genialer Kopf; er wird sich durch die Schärfe des Verstandes und durch die geistreiche Entwickelung und Darlegung seiner Prozeßsachen vor vielen Advocaten des Landes auszeichnen und Dir viel zu schaffen machen. Sei auf Deiner Hut; — verzage übrigens nicht, denn ich halte den Prozeß für Dich so gut wie gewonnen. — Seinen Onkel, den pensionirten Landrath Köhler, sprach ich eben im Theater. Er erzählte mir, daß d'Oerwel vor wenigen Augenblicken ein Schreiben von Schönau erhalten habe, das ihn auffordere, unverweilt mit Extrapost sich dahin zu begeben, da der alte Wienau nicht mehr zu retten sei, die Aerzte alle Hoffnung seiner Wiederherstellung aufgegeben hätten, und er dringend verlange, sich mit seinem Anwalte zu benehmen, um ein neues Testament zu entwerfen, und das alte, früher schon bei den Gerichten eingereichte, zurückzunehmen. Sein Neffe, der übrigens durch eine Verabredung oder durch sonst eine Abhaltung vor zehn Uhr jener Aufforderung nicht nachkommen kann, ist Willens, noch in dieser Nacht die Stadt zu verlassen. Uebrigens hat diese Thatsache ihre Bedeutung, und ich rathe Dir, jetzt mit aller Kraft die Zügel Deines Rechts in die Hand zu nehmen. Außerdem hast Du bei dem glücklichen Ausgang des Prozesses den schönsten Gewinn. Du gewinnst durch den Prozeß nicht nur zu dem unermeßlichen Reichthum Deiner holden Braut noch das bedeutende Vermögen des verstorbenen Hauptmann Wienau,

der einst von dem Großvater derselben die sogenannten Wienauschen Güter als Mitgift seiner Frau erhalten hatte, sondern auch Deine Braut selbst, wie Du mir vorhin erzähltest. Mit dem Ausgang des Prozesses hängt Deine Vermählung zusammen, und eine so reiche Braut kann man nicht eher die Seinige nennen, als bis der Pfarrer die Trauung geschlossen hat. Weibern kann man nicht blind auf's Wort glauben, nicht immer ihren Liebesversicherungen trauen. Sie sind ein freundlich lockendes Irrlicht, welches uns bald hierhin, bald dorthin führt, und während wir glauben, es mit den Händen erhaschen zu können; weht es uns ein neckischer Wind nach einer anderen Seite hin, so daß wir immer wieder neue Schwierigkeiten zu überwinden haben."

„Wie hast Du so sehr recht!" entgegnete der Freund, sein stummes Dahinbrüten unterbrechend. „Das ist die Ursache meines Mißmuthes!" —

Ohne seinem Freunde Zeit zu gönnen, sein gedrücktes und mißgestimmtes Gemüth einmal auszusprechen, fuhr der Obergerichtsrath in seiner Redseligkeit fort, indem er ihm näher rückte und seine Stimme etwas dämpfte:

„Sie ist in der That eine merkwürdige Schöne, und die Frauen und Mädchen unserer Stadt sind durchgehends nicht gut auf sie zu sprechen. Und doch ladet man sie überall ein, doch sieht man sie überall gern. — Ich versichere Dich, lieber Brandeis, es giebt immer eine kleine Geschichte von ihr in den Thee- und Chocolade-

Gesellschaften der hohen Welt von ihr zu erzählen. Ich wollte wetten, wenn sie ihre Memoiren herausgeben würde, der Doctor Steinius könnte sich bescheiden zurückziehen. Es darf Dich aber keineswegs verdrießen, mein theurer Freund, wenn ich Dich mit dieser Kleinstädterei in Betreff Deiner holden Braut bekannt mache. Du kannst vielleicht manches Gerede von ihr abwenden, wenn Du sie darauf aufmerksam machst, und sie sich bemüht, jeden üblen Schein zu meiden. So erzählte mir gestern Abend meine Frau, als sie aus dem Kränzchen einer Freundin zurückkam, eine fast märchenhaft klingende Geschichte, welche Deine Braut mit dem jungen d'Oerwel erlebt haben soll!"

„Meinem Gegner, — ihrem Gegner?" — fragte Brandeis überrascht und in seltsamer Betonung.

„Du kennst doch die Geschichte im Schloßgarten, die den jungen Mann in so ganz kurzer Zeit allgemein bekannt machte! — Meine Frau erzählte mir nun, jene räthselhafte, gerettete Dame sei Niemand Anderes, als Deine Braut gewesen."

„Unmöglich!" rief der Baron und fuhr erschrocken zusammen. „Unmöglich!" wiederholte er nach einer Pause, und immer lebhafter, immer heißer und glühender stürzte ihm das Blut durch die Adern. — „Und doch könnte es wahr sein. Die Beschreibungen treffen mit ihr seltsam zusammen, und Niemand konnte bisher den Namen jener Dame heraus finden. Vielleicht weiß

er selbst nicht, wen er gerettet, daß dieses die einzige, rechtmäßige Erbin der Wienau'schen Güter war."

„Ganz gewiß kennt er sie nicht," meinte der Obergerichtsrath. „Er führt ein außerordentlich zurückgezogenes Leben, besucht weder Bälle, noch sonstige Gesellschaften, ist in keiner Familie eingeführt und macht meistens erst nach Sonnenuntergang seinen Spaziergang durch die fürstlichen Anlagen. Es fehlt ihm also jede Gelegenheit, sich auch nur einige Kenntniß in dem Reiche unserer Damenwelt zu verschaffen. — Zu fürchten hast Du ihn schon darum nicht, weil er der Gegner Deiner Braut in der Wienau'schen Rechtssache ist," setzte der Freund lachend hinzu, indem er den Rest seines Weines trank und dem Kellner winkte, eine zweite Flasche zu holen.

„Eifersüchtig!" wiederholte Brandeis, bitter lächelnd. „Auf einen d'Oerwel gewiß nicht. Da ist der alte Familienzwist der sicherste Ableiter jeder wärmeren Gesinnung. Mein verstorbener Schwiegervater hatte vor mehreren Jahren den alten d'Oerwel gestürzt, und den Sohn dem Staatsdienste fern zu halten gewußt, ihm jede Aussicht auf ein Vorwärtskommen genommen und sich der ganzen Familie immer als ihr bitterster Feind gezeigt. Dieser Haß gegen die d'Oerwels hat aber noch einen tieferen Grund, und glaube mir auf meine Ehre, eher stürzt der Himmel ein, als ich einmal Grund hätte, auf diesen d'Oerwel eifersüchtig zu sein. Auch bedarf das Mährchen, daß meine Braut die durch ihn gerettete

Unbekannte gewesen, noch sehr der Bestätigung; und ich halte es für eine recht unverschämte Beschuldigung und Verläumdung. Uebrigens werde ich der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Ich glaube auch schon um deswillen nicht daran, weil mir bis heute meine Braut noch nicht eine Sylbe von jenem Ereigniß mitgetheilt hat. Mädchen sind immer neugierig, und gewiß hätte sie schon Erkundigungen über die Lebensverhältnisse ihres Retters eingezogen, wenn sie wirklich die unglückliche Unbekannte gewesen wäre. Und wenn sie herausgebracht hätte, daß er ein junger Advocat sei, daß ich vielleicht Gelegenheit fände, ihn zu empfehlen, glaube mir, daß sie mich dann schon längst mit Bitten zum Wohle ihres Retters bestürmt haben würde. Sie ist ja sonst mit dergleichen unangenehmen Forderungen gleich bei der Hand. So hat sie mich heute zu bestimmen gesucht dem abgesetzten Amtmann Trautmann wieder aufzuhelfen, dessen Sohn vielleicht mein einziger Nebenbuhler ist. Welche mißliche Verhältnisse mich mit diesem Manne bekannt gemacht haben, weißt Du; und jener Jugendstreich, mich mit einer armseligen Landschönen zu verloben, liegt jetzt centnerschwer auf meinem Herzen, — die Erinnerung daran durchblitzt wie ein düsteres Omen jeden Freudenstrahl meiner Seele. Dazu kommt noch der Leichtsinn und die Launenhaftigkeit meiner Braut. Sie wußte von den Erlebnissen meiner ersten Liebe bisher noch keine Sylbe. Mir war wohl bekannt, daß

sie früher, in ihrer Kindheit so zu sagen, auf dem Landgute ihres Vaters in Schönau gelebt hatte, nie aber hörte ich den Namen des abgesetzten Amtmanns von ihr nennen. Vor dem Theater war ich wieder wegen der Wienau'schen Sache bei ihr, allein, wie immer, ganz ohne Erfolg; denn sie läßt mich kaum recht zu Worte kommen, und erzählt so vielerlei Nebensachen, daß ich mich in Betreff des Prozesses ärmer entferne, als ich zu ihr gekommen. Ich erzählte ihr von Wienau's Krankheit, und hoffte, sie werde meine Ansichten über den Stand der Verhältnisse ruhig anhören, — allein statt dessen brachte sie das Gespräch auf den alten Gutsbesitzer, auf ihre Jugend, und um das Maß meiner Verdrüßlichkeit vollständig zu füllen, zuletzt auch noch auf die Familie Trautmann, nachdem sie dem Accessisten in schönen Reden gehuldigt hatte. Von Eifersucht und Mißmuth erfüllt, erzählte ich ihr das schändliche Betragen des Sohnes gegen den alten, jetzt verdienstlosen Vater, und war somit der Erste, der sie mit den jetzigen Verhältnissen des Amtmanns bekannt gemacht hat. Du weißt, wie leicht ihr weiches, mitleidvolles Herz übersprudelt, und so kann es nicht fehlen, daß sie ihre hülfreiche Hand bietet. Nun erfahre ich auch noch zu meinem Schrecken, daß sie die Familie kennt, daß sie eine Jugendgespielin meiner ehemaligen Braut ist, und Alles aufbieten will, dem Amtmann wenigstens eine Pension zu sichern."

„Ich hörte, daß ihm diese im Wege der Gnade auch werden soll," bemerkte der Obergerichtsrath.

„Man sprach davon im Ministerium, in der Voraussetzung, daß er innerhalb acht Tagen den Rückständebetrag von beinahe zweitausend Gulden ersetzen werde, und man seine Caution nicht angreifen müsse, allein noch hat das Colleg keinen Beschluß gefaßt. Mein Antrag geht dahin, die Trautmann'sche Sache den Gerichten zu übergeben. Der offenbare Betrug liegt vor; — die geheimen Bücher, die vielen Rückstandsposten, und vor allen Dingen das vorgefundene Deficit sprechen für seine Schuld. Er hat den Staat betrogen, und würde ich zu verfügen haben, so müßte er wenigstens bis zum Ausgang des Prozesses auf dem Nicolaithurm verwahrt werden, jedem Verkehr und jeder Unterstützung abgeschlossen. Siehe, ich hasse diesen Mann aus dem tiefsten Grunde meiner Seele, nicht weil er der Vater jenes armseligen Geschöpfes ist, das mich um mein Lebensglück zu bringen droht, sondern weil er mich aufs Empfindlichste beleidigte, weil er mich demüthigte und tief erniedrigte vor seiner Familie. Ich schwor ihm damals ewige Rache, und so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich räche mich! — Mein schlimmes Geschick scheint übrigens sein Schicksal in die Arme meiner Braut zu spielen, und durch ihn mein Glück untergraben zu wollen. Sie hat großen Eigensinn und wird auf ihrem Vorhaben, Trautmann's Verhältnisse näher kennen zu ler-

nen, beharren; — welches Unheil daraus für mich entspringen kann, kannst Du Dir denken. Erfährt sie mein früheres Verhältniß, die Ursache von dessen Auflösung, meine Anklage gegen den Amtmann, wie überhaupt mein bisheriges Benehmen gegen denselben, so wird ihre Liebe zu mir, die überhaupt, wie ich mit jedem Tage mehr wahrnehme, fast aller Wärme entbehrt, vollständig erkalten, und ich bin ein geschlagener Mann. Meine Finanzen stehen jetzt schlechter denn je, und meine Gläubiger hoffen alle auf meine baldige Vermählung mit der Gräfin von Steinwart. Du kennst meine Verhältnisse und weißt, wie tief ich stecke, wie ich, durch den Aufwand meiner Braut gezwungen, Ausgaben machen mußte, die fast meinen Ruin herbeiführten, und mein schönes Gut Brandeck kosteten. — Mich kann einzig und allein nur meine Heirath retten. Doch habe ich mir die ganz besondere Gnade des Ministers durch mein Referat erworben, und habe Hoffnung, recht bald zum Geheimen Rath befördert zu werden. — Allein durch Trautmann's Dazwischentreten können auf einmal all meine Hoffnungen verloren gehen. — Er wird gewiß Alles aufbieten, mein Verderben herbeizuführen. — Nun rathe mir, bester Freund! — Der Prozeß kann sich noch sehr in die Länge ziehen, und über Trautmann's Unglück kann meine Braut jeden Augenblick unterrichtet werden. Von diesen und ähnlichen Gedanken werde ich wahrhaft gefoltert, und ich weiß mir weder zu rathen, noch zu helfen."

„Freilich steht es nicht mehr in Deiner Gewalt, der Sache eine bessere Wendung zu geben,“ meinte der Obergerichtsrath, der sich während der Hiobsrede seines Freundes den Markgräfler recht gut schmecken ließ und seine „himmlische“ Wally vergessen hatte. „Ich kann Dir nur einen Rath geben. So viel Ueberwindung es Dich auch kostet, vergiß oder unterdrücke vorläufig den alten Groll gegen Trautmann, lasse der Sache ihren Lauf, und halte Dir vor allen Dingen den Rücken frei. Was Dein früheres Verhältniß betrifft, so wird sie dies als fein gebildete Dame nicht sehr hoch anschlagen. Jugend hat keine Tugend! Ueberdies hattest Du in jener Zeit ihre Bekanntschaft noch nicht gemacht; und die Art und Weise, wie Du sie in Rom kennen lerntest, — Deine Beharrlichkeit und Ausdauer in der Erwerbung ihrer Neigung, — und der letzte Wille ihres Vaters, dies Alles gibt Dir ein gewisses Recht, Deine Vergangenheit leicht zu nehmen. Man ist heutzutag über die Engherzigkeit früherer Zeit erhaben, und denkt männlicher über die empfindsame Liebesschwärmerei unserer Jugend. Daran braucht Dir also eben so wenig zu liegen, als an dem Einfluß eines Theodor Trautmann. Gegen den kannst Du übrigens zu Felde ziehen. Ich will Dir im Vertrauen ein Mittel an die Hand geben, durch welches Du ihm sehr zu Leibe gehen wirst. Man ist nämlich auf der Vermuthung, daß er der Verfasser der verbotenen Broschüre „die Zeitfrage“ sei.“

„Wäre es möglich!“ jubelte der Baron in der größten Schadenfreude. „Allein es wird mir schwer halten, eine solche Vermuthung begründen zu können.“

„Wie gesagt, ich habe genug Anhaltspunkte, um selbst vor Gericht meine Anklage begründen zu können. Der junge Trautmann ist mit der schönen Aminka von Blumenfeld versprochen. Du kennst dieses Verhältniß und weißt, wie sehr der Stolz der gnädigen Frau Mutter dagegen ist, und wie auch in letzter Zeit, durch das Unglück der Familie Trautmann veranlaßt, dieselbe sich bemüht, diese Verbindung zur Auflösung zu bringen. Der Postsekretair Otto von Armbrust hat das Herz der schwachen Mutter zu fesseln gewußt, und man erzählt sich schon im Vertrauen, sie habe ihm auch die Hand der Tochter, obgleich diese noch immer die Braut des Trautmann ist, zugesagt. Armbrust, obgleich bisher der nächste Freund und Vertraute des unglücklichen Bräutigams, arbeitet im Geheimen und Verborgenen unermüdlich an dessen Verderben, wenigstens sucht er dem Freunde die Braut zu entreißen. Ueber das ausschweifende Leben und den schlechten Character des Herrn Armbrust haben wir wohl gleiche Ansichten und vermeiden, wo wir können, jedes nähere Zusammenkommen mit ihm; allein jetzt müssen wir einmal unsere Rücksichten bei Seite setzen, und so viel Vortheil aus seiner Freundschaft ziehen, als wir nur können. Offen wagt er nicht, gegen Trautmann aufzutreten, und so scha-

det er ihm im Geheimen doppelt. Und es gilt auch hier die alte Wahrheit, daß unser Ruf oft mehr durch die vorlauten Bemerkungen unserer Freunde leidet, als durch die heftigsten Angriffe unserer Feinde. Herr von Armbrust erzählte mir gestern Abend, nachdem ihn der Wein schon ziemlich niedergeworfen hatte, daß sein Freund Mitarbeiter einer, wegen ihrer freien Richtung hier verbotenen ausländischen Zeitschrift sei. Da erwachte in mir der Gedanke, Trautmann könne wohl der Verfasser jenes Schriftchens sein, welches so viel Aufsehen machte und sich, ehe es die Regierung noch hindern konnte, mit Windeseile über das ganze Land verbreitete. Ist Trautmann der wirkliche Verfasser, und dies können wir von jenem Schurken erfahren, so wird es Dir ein Leichtes, ihn der Regierung zu überliefern und den liebäugelnden Opernschreiber Deiner holden Braut für immer los zu werden."

„Du hast recht, lieber Hohlbein," entgegnete der eifersüchtige Bräutigam. „Ich rücke meinem Ziele immer näher, wenn auch meine Seele von ihrer drückenden Unruhe noch nicht vollkommen geheilt ist. Den Sohn werde ich wohl fangen, und bin damit einen Nebenbuhler los geworden; allein der Vater wird mir diesen Triumph wieder vereiteln. Ich kenne dessen rachedürstende Seele! Könnte ich ihn und seine ganze Familie unschädlich machen, dann wäre mir geholfen. So heroisch und kühn meine Braut auch ist, weshalb sie schon oft als eine

emancipirte Dame gegolten hat, so hält sie doch alles auf einen festen Character, und ihr gefühlvolles Herz wird sich auf immer von mir abwenden, wenn sie meine Vergangenheit erfährt. — Sie hat ihre Gesellschafterin, eine naseweise Landschöne, beauftragt, nähere Erkundigungen über Trautmann's Lage einzuziehen. Ich will nichts unversucht lassen, diese zu bestechen. Ich denke, das eitle Ding wird ihrem künftigen Gebieter keine Bitte abschlagen."

„Aber immer mit Vorsicht, mein Freund," entgegnete der Obergerichtsrath. „Immer nur mit Vorsicht, und immer den Rücken frei — und einen günstigen Ausweg offen gehalten. Vorsicht, Ansicht und Entschlossenheit macht den Staatsmann, List und Witz den glücklichen Freier! — Noch eine Flasche, Kellner!" rief er dann und schob die geleerte Flasche bei Seite.

„Mir die Erste von Vielen," rief gleich darauf der eben unbemerkt hinzugetretene Postsecretair von Armbrust. „Guten Abend, meine Herren!" fuhr er dann fort, Hut und Stock ablegend. „Wenn ich nicht störe, so bin ich so frei, mich zu Ihnen zu setzen. Denn bei solchen Herren kann ich immer etwas profitiren!"

„Sie sind sehr gütig, Herr Secretair," erwiederte der Obergerichtsrath, ihm freundlich die Hand drückend. „Wohl kommen Sie eben von der Post, und können uns gewiß die neuesten Nachrichten geben."

„Ich bedauere recht sehr, meine Herren — diesmal

Ihrem Verlangen nicht entsprechen zu können," antwortete Armbrust. „Ich komme eben direct aus der Altstadt."

„Aus der Altstadt," wiederholten die beiden Freunde, indem sich ihre Augen begegneten.

„Aus der schauerlichen Umgebung des Waisenhauses," ergänzte der Postherr hellauflachend. „Ein kleines Liebesabenteuer hat mich dahin gelockt. In der Dämmerung beabsichtigte ich einen Spaziergang zu machen. In der Nähe der Altstadt begegnete mir ein allerliebstes Mädchen, nicht groß von Gestalt, aber zierlich wie eine Nymphe, mit rosigen Wangen, und ein paar Augen im Engelsgesichtchen, voll magnetischer Zauberkraft. Sie hätten sie sehen sollen! — Wer kann da widerstehen nachzuschleichen, und Eroberungsversuche anzustellen. Sie war schön und geschmackvoll gekleidet, trug Hut und Shawl und schwebte wie eine Fee durch die halbdunkeln Straßen. An solchen Damen ist die Altstadt reich, dachte ich, weiß ich einmal ihre Wohnung, so ist das Weitere meine Sache. — Wie ich aber nachher merkte, scheint sie kein Kind der Residenz zu sein, denn in der Nähe des Waisenhauses redete sie mich an, und fragte nach der Wohnung des Schuhmachermeisters Roth, No. 33 „Ach, Sie wollen gewiß meinem Freunde, dem Juden Isaak Schinder, einen Besuch abstatten," entgegnete ich. „Der wohnt eigentlich nicht in diesem baufälligen Gebäude, sondern in der Neustadt. Hat er

Sie aber hierher bestellt, so gehen Sie nur getrost in den zweiten Stock dieses Hauses. Die Frau Barbier Flinkig wird Sie bis zu seiner Ankunft zu unterhalten wissen, wenn er noch nicht da ist — denn solche liebenswürdige Besuche sind nicht selten." Bei diesen Worten strich ich ihr freundlich die Wangen. Aber wie besessen fuhr sie mich an, und mit einem Blick der bittersten Verachtung verschwand sie im düsteren Hausgang. Sie sagte mir, daß sie keinen Juden besuchen wolle, sondern den Amtmann Trautmann von Schönau, der seit einigen Wochen im Hinterbau dieses armseligen Hauses wohne."

„Den Amtmann Trautmann!" wiederholte der Geheime-Secretair von Brandeis wie vom Schlag getroffen. Denn abermals hatte ihm das Schicksal einen gewaltigen Streich gespielt. Er war verrathen, und mußte befürchten, daß die Geliebte noch an diesem Abend über seine Vergangenheit unterrichtet werde. Eiskalt durchzog es seine magere Gestalt, wie wenn das Blut in seinen Adern erstarre.

„Wie ich sagte!" lachte der Postherr, und rieb sich freudig die kleinen Händchen. „Um so besser, dachte ich. Den Sohn dieser Familie kenne ich, und der wird mich schon mit Dir bekannt machen, holdes Zierpüppchen!" —

„Nicht so laut," sagte der Obergerichtsrath, die Verlegenheit seines Freundes bemerkend. „Nicht so laut. Solche Abenteuer vertragen sich nicht mit Ihren jetzigen

Absichten. Erfährt die Frau von Blumenfeld solche Geschichten, sie wird ihr freundliches Wohlwollen gegen Sie zurückziehen! Sie wissen, die liebenswürdige Aminka ist fromm wie ein Lamm, und schwärmt mit seltener Begeisterung für einen sittlichen, unbefleckten Lebenswandel; ich rathe Ihnen also Vorsicht, wenn Sie zu Ihrem Ziel gelangen wollen." —

Der Postherr lachte laut.

„O wie irren Sie, mein Bester!" fuhr dieser dann mit innerer Freude fort. „Schwärmen auch Sie noch mit dieser jungfräulichen Geziertheit und Aengstlichkeit für die Reinheit einer Seele, für den Lebenswandel ohne Fehltritt, für dieses männliche, entschiedene Kämpfen gegen jede fleischliche, rein weltliche Regung unseres Wesens! — Ich glaube, um Ihrer eigenen Ehre willen das Gegentheil! Weit entfernt, Ihnen meine Grundsätze und Lebensansichten entwickeln zu wollen, glaube ich aber doch behaupten zu dürfen, daß es bei den meisten Menschen kein Verdienst ist, tugendhaft zu sein. Gelegenheit macht Diebe — und Fehltritte der Art hängen oft nicht von unserer Willenskraft ab. Wir müssen, — weil es unsere Gesundheit und unsere Verhältnisse bedingen. — Und ich behaupte, die fromme Aminka von Blumenfeld so leicht in ein Netz unreiner Liebelei locken zu können, als die unbekannte Jungfer von heute Abend. — Die Stimme der Tugend schweigt, sobald unsere physische Natur in ihre Rechte tritt!"

„Das ist stark!“ bemerkte der Obergerichtsrath bitter. „Sie sind gefährlicher, als ich dachte, Herr Postsecretair.“

„Meine Religion ist ohne Namen; mein Gott: treu im Dienst für Fürst und Vaterland; mein Glaube: des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder; mein Hoffen: keine Gelegenheit für eine angenehme Unterhaltung unbenutzt zu lassen, und mein Lieben — hahaha —: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!“

„So kann ich Sie aber in der Wahl ihrer Freunde nicht begreifen!“ meinte der Herr von Hohlbein.

„Wohl haben die Meisten andere Grundsätze als ich,“ entgegnete jener. „Sie hatten ein anderes Schicksal, und sind durch Andere, durch die Zwangsjacke der Schule, dazu angehalten worden.“

Erstaunt blickte Brandeis den Redenden an, während der ängstliche Obergerichtsrath sich unbemerkt aus dessen Nähe drückte. Solche Worte verletzten doch zu sehr das feine Gefühl des kunstsinnigen Herrn von Hohlbein. Er war Mann, bekleidete eine höhere Stellung im Staatsdienste und war Richter. Solche Moral, solche Grundsätze und Schlüsse machten auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Mit Abscheu wandte er sich daher von dem Postsecretär, während sein Auge mitleidig und überrascht den Freund beobachtete, der mehr Ge-

fallen an jenem finden mochte. Es schien ein Entschluß in dessen Seele zur Reife gekommen zu sein; der solchen Gedanken nahe verwandt war.

„Ja, meine Herren," fuhr der Postherr in seiner schlüpferigen Weise fort, „in unserer sittenverderbten Zeit ist die Tugend ein seltsames Kraut. Alles strebt nach Genuß, selbst im Vorgefühl seines Verderbens. Können nun hier wenige von besseren Gefühlen durchdrungene Menschen helfen? Wollen wir uns diesem Strom einer verdorbenen Zeit entgegenstellen? O, eitles Ringen! Die Zeit unseres Daseins ist eben so kurz, als der Wonneschauer einer süßen Stunde. Ich bin ein Kind der Welt. Ich handle, wie es die Zeit erheischt, ich benutze, was mir mein gutes Glück in die Arme wirft und wirke, was meine geringen Kräfte vermögen, und was mein eigenes Selbst gestattet. — Sie schaudern bei meinen Ansichten! Wohlan! ich verkaufe die ganze Ewigkeit meiner Seele für einen einzigen glücklichen Augenblick meines langweiligen Daseins!"

„Abscheulich!" rief der Obergerichtsrath entrüstet, und rückte noch weiter weg. „Ich hoffe, nur dem Weine dürfen wir Ihre gottvergessenen Ansichten zurechnen!"

„Wohl habe ich heute schon eine ziemliche Portion getrunken, allein noch kann ich jedes Wort, das ich gesprochen habe, verantworten. — Doch wozu mein

Reden? Sie beharren ja doch auf den Grundsätzen des guten Tons. — Reden wir lieber von den Neuigkeiten unserer Stadt. — Ich kann Sie versichern, daß es mir ein Leichtes sein würde, selbst eine Aminka von Blumenfeld zu erobern."

„Wohlan denn, so zeigen Sie sich als Freund," begann der Geheime-Secretair, aus seinem langen, ernsten Sinnen erwachend, indem er Armbrust's Hand ergriff. „Ich weiß ein Mittel, das Sie und mich von einer unheimlichen Last befreien kann. Wollen Sie für Ihr Glück und meine Ruhe dies kleine Opfer bringen?"

„Warum nicht!" entgegnete Armbrust neugierig. In der That war ihm das seltsame Benehmen des sonst so stolzen Geheimen-Secretairs aufgefallen, und er hoffte einigen Vortheil aus der Sache zu ziehen, sei es auch nur der nähere Umgang mit einer so angesehenen Persönlichkeit. Denn nichts macht vertraulicher, schließt die Gemüther enger aneinander, als die Mitwissenschaft eines und desselben Geheimnisses.

„Sie verlieren zwar einen Freund, gewinnen aber damit eine reiche Braut und eine angenehme Stellung, denn ich denke doch, Sie werden dem Junggesellenleben den Rücken kehren. — Es geht das Gerücht, der junge Trautmann sei der Verfasser der berüchtigten „Zeitfrage," Sie sind sein Freund, können — oder wollen Sie mir Näheres darüber mittheilen?"

„Recht gerne, nur jetzt nicht," antwortete der An-

geredete, und stürzte ein Glas Wein hinunter. „Ich weiß vielleicht ein besseres Mittel der Demüthigung zu ersinnen. Um einen Gegner sicher zn Grunde zu richten, muß man in solchen Fällen nie persönlich handeln. Man führt ihn seinem Verderben entgegen, ohne daß er es merkt, und er steht am Rande des Abgrundes, während er glaubt, sich an der Pforte des Glücks zu befinden. — Und wenn ich es offen sagen soll, — aber ich baue auf Ihre Verschwiegenheit, wenn ich es offen sagen soll: ich verachte diesen Trautmann mehr, als ich ihn als Freund liebe, und würde es mir nicht um die liebenswürdige Aminka gelten, ich würde mich nie an ihn angeschlossen haben, nie in ein frenndschaftliches Verhältniß mit ihm getreten sein. Er führte mich in der Familie des Geheimen=Rath von Blumenfeld ein, und ich ward in letzterer Zeit sein einziger Umgang. Er unternimmt nichts, ohne mich zuvor davon zu unterrichten."

„So kennt er natürlich Ihre Absichten nicht," bemerkte unzufrieden der Obergerichtsrath und schickte sich an, die beiden Herren zu verlassen.

„Wo denken Sie hin," entgegnete jener lachend. „Zuweilen macht er mir zwar Vorwürfe, er wird mißtrauisch und unzufrieden, allein es hält mir nicht schwer, ihn umzustimmen. Er fühlt es selbst, daß Aminka nicht mehr mit der Wärme jugendlicher Liebe zu ihm hält, daß sie lauer, kälter geworden, allein er ist so verblen=

det, tausendfältig ihr verändertes Wesen zu entschuldigen!"

„Ihr Benehmen, geehrter Herr Postsecretair, mißfällt mir sehr," unterbrach ihn der Obergerichtsrath mit angenommener Würde. „Ich bedaure den verblendeten Trautmann, — ich bemitleide das Mädchen, welches Ihren Schmeicheleien mehr Gehör schenkte, als den ehrlichen Absichten eines Mannes, der sie hätte bald versorgen können. — Uebrigens nichts für ungut! Ich hoffe, daß wir uns auf dem Kränzchen der Frau Kammerrath von Dollmann etwas kühler wiederfinden. Es wird heute über acht Tage abgehalten werden, und Dein Gegner d'Oerwel, mein theurer Freund, wird, wie mir sein Onkel erzählte, dieser Gesellschaft auch beiwohnen. — Bis dahin ein freundliches Lebewohl!" Bei diesen Worten verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Brandeis und Armbrust waren allein. Die Stunde sollte entscheidend werdend. Der Erstere von namenloser Eifersucht getrieben, trug das Gefühl der Rache und Bosheit in seiner Seele, während der Zweite wegen der Liebe einer schönen Dame die Freundschaft zum Deckmantel der elendesten Handlungsweise gebrauchte. Beiden stand ein und derselbe Gegner gegenüber, ohne daß ihr Interesse ein und dasselbe gewesen wäre.

„Nun zur Sache," begann der Geheime-Secretair ungeduldig, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Schon

hat es acht Uhr geschlagen, und ich muß jenes Mädchen, das Sie nach dem Waisenhaus zu dem Amtmann Trautmann begleiteten, jedenfalls noch heute Abend sprechen." —

„Ah, wollen Sie mir die rothwangige Schöne abspannen?"

„Keineswegs, mein Bester. Sie ist die Gesellschafterin meiner Braut, und hatte von dieser, wie ich vermuthe, einen für mich höchst wichtigen Auftrag zu erfüllen Ich muß das Mädchen unter allen Umständen sprechen. — Bestimmen Sie eine Zeit, in der ich zu Ihnen kommen darf, um den besprochenen Plan noch reiflicher zu durchdenken. — Auch erwarte ich einige nähere Angaben wegen der „Zeitfrage." —

„Wir wollen sehen!" entgegnete Armbrust. „Da geht mir eben ein herrlicher Plan durch den Kopf. — Sie wollen das Mädchen noch sprechen. — Sie wird durch die „Schulgasse" und Hauptstraße, am Paradeplatz vorbei, nach dem Palais der Gräfin von Steinwart gehen. — Halten Sie sich in der Nähe des Waisenhauses, etwa unter den Linden, auf, von wo aus Sie die nächtliche Wandernde ganz bequem aus dem bewußten Haus kommen sehen. Sie folgen ihr in einiger Entfernung. Unterdessen suche ich meinen Freund Trautmann unter irgend einem Vorwand zu bestimmen, mit mir in der schönen mondhellen Nacht einen Spaziergang zu machen. Ich führe ihn nach dem Waisen-

haus. Wir fangen mit dem Mädchen einen kleinen Liebeshandel an — diese wird schreien — Sie fassen meinen Nebenbuhler, — und ich rufe nach der Wache. Vor allen Dingen sorgen Sie für einen Auflauf, für eine sichere Gerichtsbarkeit will ich schon sorgen!"

„Ich bin vollkommen mit Ihrem Plane einverstanden," antwortete der Geheime-Secretair, während sie mit einander das Zimmer verließen. „Sie kommen doch auch? — Er wird öffentlich blamirt, und das wirkt in der Damenwelt sehr. Man wird ihn verachten und Ihnen und mir ist geholfen!" —

Fünftes Capitel.

— So ist der schwache Mensch; erblindet
Ist ihm der Blick im Leidenschaften-Wahn!
Er schürt die Flamme an, und wenn die Glut
nun zündet,
Dann fragt er: Wer hat es gethan?
G. H. de Wilde.

Es war eine herrliche Nacht. Der Himmel klar und sternenhell. Der volle Mond goß sein keusches, reines Licht von ihm hernieder. Die engeren Straßen der Stadt lagen in düsterem Schatten, und da der hohe Stadtvorstand den Befehl ertheilt hatte, zur Zeit des Mondscheins die Straßenlaternen abzunehmen, so war es dort wohl unheimlicher und dunkler, wie zur Zeit des Neulichts. Die Straßen waren wenig belebt, hie und da stolperte ein munterer Zecher seiner Behausung zu, oder ein heimlicher Liebhaber eilte noch vom Orte seines Stelldicheins in eine Bierschenke, um den kleinen Zwist, den er mit der Geliebten zu bestehen hatte, zu vertrinken. Aus den entlegnern Theilen der Stadt hörte man

das Jauchzen und Jubeln lebensfroher Zecher, was die unheimliche Stille der Nacht unterbrach.

„Eine wonnige Nacht, theurer Freund," redete der Postsecretair von Armbrust seinen Freund Theodor Trautmann an, als er mit diesem Arm in Arm das Theater verließ. Er war nämlich aus dem „Hôtel Weber" nach dem Theater geeilt, wo er seinen Freund zu treffen hoffte. Dieser saß dort allein in einer Seitenloge, ernsten, trüben Gedanken nachhängend. Eine Rangloge höher befand sich seine Braut an der Seite ihrer stolzen, eitlen Mutter. In den Zwischenacten hatte er es gewagt, die Loge der Braut zu besuchen, und ungeachtet der mißfälligen Blicken der Mutter sich einige Augenblicke mit dem theuren Wesen zu unterhalten. Tiefer Ernst lag in seinen bleichen, augenscheinlich durch schweres Seelenleiden entstellten Gesichtszügen. Bald folgte er der Handlung des Stückes, bald blickte er wehmüthig und doch wieder sehnsuchtsvoll nach der gefeierten Aminka von Blumenfeld. Mancher Seufzer des Schmerzes war über seine Lippen gekommen, und mancher drückende, leidvolle Gedanke hatte ihm das schwärmerische Auge befeuchtet. Er fand in dem Drama so Vieles, das ihn an seine eigene Lage, an seine eigenen Verhältnisse, an seine armen Eltern erinnerte. Zu anderer Zeit würde er den Maßstab der Critik daran gelegt haben, und vielleicht weniger Erhabenheit und Schönheit in dem Stücke, als vielmehr zu viele Empfind-

samkeit und die Sucht nach Erregung von Rührung herausgefunden haben, allein es hatte die ganze Handlung, die sogar mangelhafte Entwickelung des Dramas einen so gewaltigen Einfluß auf seinen Seelenzustand, auf seine ganze Denkweise hervorgerufen, daß er zum erstenmal in seinem Leben dem gefeierten Steinius seinen Beifall zollte. Er war zu sehr erschüttert, um die künstlich berechneten Knalleffecte und das verfehlte Rührsystem beurtheilen zu können. Er war an diesem Abend für die Mängel und Verstöße des Dramas „Constanze" blind, und beklatschte und bejubelte das, was Hunderte nicht so beurtheilen konnten wie er, und die an derartige herzzerreißende Stücke gewöhnt, nur solche effectvolle Machwerke unserer Bühnenschriftsteller eigentlich zu würdigen wissen. Die niederen Kunstfreunde unserer Zeit, und mit ihnen leider der größte Theil des Publicums, sind jetzt auf einer höchst beklagenswerthen Bahn in Beziehung ihres Urtheils. Fast scheint es, als wollte man durch solche Kunstwerke den gesunden Sinn unseres Volkes auf die Stufe bringen, von welcher ehedem der Geschmack des römischen Volkes keine Grenzen mehr finden konnte. Wie damals das Erhabene dem Schrecklichen, das Weiche und Zarte dem Sinnlichen und Sittenverderbenden weichen mußte, so steuert auch die heutige Welt diesem unheilvollen Ziele unverrückt entgegen. Doch solche Betrachtungen gehören nicht hierher, und sind von den *wahren* Freunden des Volkes auch

schon so vielfältig erörtert worden, daß es endlich einmal hohe Zeit wäre, einen besseren und heilbringenderen Weg einzuschlagen. —

„Wie heiter und freundlich ruht das liebliche Mondlicht auf der friedlichen Stadt!" sprach Armbrust, als er mit dem Freunde nach der Altstadt wanderte. „Wie wolkenlos und blau liegt der blaßbesternte Himmel über uns und verheißt uns für morgen einen schönen Tag. O, welch ein Spaziergang! erquickend labet sich Lunge und Herz in dieser köstlichen, einladenden Luft."

„Könnte sie die Wunden meiner Seele heilen, lieber Otto," unterbrach Trautmann den begeisterten Redestrom seines vermeinten Freundes.

„Habe ich Dir nicht schon tausendmal Mittel und Wege gezeigt, Deinem Herzen Ruhe und Frieden zu verschaffen? Laß Deine Schwärmerei, nimm die Maske des eitlen Menschenthumes, auf das Du Dir etwas einbildest, ab, und erfasse die Welt, wie sie ist. Lebe wie Du willst, Du wirst im Genuß doch immer wieder das einzig wahre Glück finden, den einzigen Frieden Deiner Seele. — Du schauderst zusammen, — aber mit großem Unrecht, mein Bester. Ich denke doch, daß Du durch meinen Umgang endlich zur Einsicht gekommen bist, daß alles menschliche Handeln auf einen sinnlichen Act, auf Genießen und Wiedergenießen hinzielt. Freilich, wenn Du etwa, wie Deine fromme

Braut, die Bibel für das beste Buch der Welt hältst, wenn Du wie diese nur betest und arbeitest, und jeden weltlichen Gedanken aus dem Sinn schlägst, dann freilich sind Dir meine Ansichten verwerflich und falsch. Wenn ich Dir aber durch die That, durch die handgreiflichste That beweise, daß diese Frömmigkeit nur angenommenes Scheinwesen, und dahinter einzig und allein stets nur derselbe Lebensgrundsatz verborgen ist, den ich für meine Person nicht bemänteln mag, so wirst Du endlich zu vernünftigerer Einsicht gelangen. Denn nichts scheint mir schlechter und verworfener, als sich seinen Mitmenschen anders zu zeigen, als man wirklich ist."

„Reden wir nicht weiter hierüber," unterbrach ihn Trautmann. „Deine Worte sind ein zweischneidiges Schwert, und Deine Grundsätze Zehrwürmer an dem Wohlstande der Menschheit. Wie sie dem einzelnen Menschen die Grundsätze des Besseren, des Guten und wahrhaft Menschlichen benehmen, so entführen sie auch einem ganzen Volke die Blume seines ehrenhaften Grundwesens, die Krone seiner Würde und den Stolz seiner Stärke: das Nationalgefühl. Mir schaudert ob Deiner Ansichten —"

„Hahaha," lachte der Bösewicht, daß es durch die stillen Straßen schauerlich verhallte. „Und doch kenne ich einen Mann, der, vom bösen, sinnlichen Geist getrieben, mit dem Juden Schinder gemeinschaftliche Sache machte und in einer Nacht mit ihm in Nr. 33, eine

Stiege hoch, einkehrte, — der um eines frommen Mädchens willen einen unglücklichen Vater vergessen, und mit einem Bruder von scheinbar guten Grundsätzen einen gehässigen Kampf beginnen konnte; — hahaha — ja, derselbe, der immer gegen die Untreuen eifert, und doch seine erste, freilich geheime Liebe vergessen konnte. Oder bestimmt Ihr vielleicht den Werth einer Handlung nur darnach, ob dieselbe öffentlich oder geheim geschah?"

„Kein Wort mehr, oder Du bist mein Freund gewesen," entgegnete Trautmann entschlossen und sichtlich verletzt. „Greife Du in die Mysterien Deiner Seele, und Du wirst gestehen müssen, daß Du von jedem meiner Fehltritte die größte Schuld trägst. — Willst Du mir aber ein treuloses Betragen zum Vorwurf machen, so versichere ich Dich heilig und theuer, daß ich noch nie zuvor ein festes Verhältniß geknüpft hatte. Jenes Mädchen liebte ich in meiner Kindheit und ersten Jugend, wir sind zusammen aufgewachsen, ich sah sie als Student noch gern; aber von wirklicher, wahrer, inniger Liebe kann noch keine Rede sein, wenigstens liegt die Absicht, gemeinschaftlich, im Bund der Ehe, mit einander durchs Leben zu gehen, davon noch außerordentlich fern. — Wer hat sich keiner Jugendliebe zu erinnern? — Wer gedenkt nicht freudig bewegt jener goldenen, traumdurchwebten Zeit der ersten Liebe? Wer schwärmt nicht sein ganzes Leben hindurch für jene unvergeßlichen Augenblicke des ersten Erwachens unserer

zartesten Gefühle? Glaube mir, sie war eine seltene Liebe; — rein von jedem entehrenden Gefühle, frei von dem Makel unreiner, eigennütziger Sinnlichkeit. Gern erinnere ich mich an jene schönen Stunden in Schönau. Im Geiste der Erinnerung durchweht ein süßer, verschönernder Hauch jene Zeit. Ach, gerade in meiner jetzigen, so sehr gedrückten Stimmung ist die Erinnerung an jene Zeit eine Erleichterung für mein Gemüth. Und besonders in diesen Tagen wieder steigt mir ihr schönes Bild wie ein mahnender Engel vor der Seele auf. Sie sah mich so gern, und es schmeichelt immer unserer Eitelkeit, uns von schönen und liebenswürdigen Damen geehrt, verehrt und geliebt zu wissen. —"

„Wie Du Dich selbst betrügen kannst!" entgegnete Armbrust lachend. „Ich dächte, eine so schöne, liebenswürdige Braut, wie Fräulein Aminka von Blumenfeld, sollte ihrem Bräutigam jede Verehrung anderer Mädchen kalt und überflüssig machen."

„Ja, — so ist es auch," antwortete Trautmann, „wenn aber die Gegenwart für des Mannes reinstes Fühlen und Streben, Ringen und Kämpfen keine Anerkennung und Würdigung hat, dann flüchtet sich dessen Gemüth in die Kühlung schöner Erinnerungen, dann lebt es in der Vergangenheit wieder auf, und die Wunden, welche die Gegenwart geschlagen, hören auf zu bluten, wenn jene süßen Träume den lindernden Balsam in dieselben streuen. Und in solcher Lage be-

finde ich mich jetzt! — Deiner sonst so gründlichen Beobachtung kann es nicht entgangen sein, daß zwischen Aminka und mir nicht mehr das trauliche, innige Verhältniß treuer Liebe besteht, wie es früher der Fall war. Daß dies wie ein Wurm an meinem Herzen nagt, daß es mich mißmuthig und traurig macht, wirst Du natürlich finden. Frage ich sie nach der Ursache ihrer plötzlichen Veränderung — so weicht sie mir aus, belacht oder bespöttelt meine Eifersucht und läßt mich immer in der peinlichsten Ungewißheit. — Auch ihre Mutter hat in letzter Zeit ihr sonst so liebevolles Betragen gegen mich geändert, zeigt sich weniger offen und freundlich, und verletzt mich immerwährend, — absichtlich oder nur von ungefähr, vermag ich nicht zu beurtheilen, — durch ihren Stolz und durch ihr zahlreiches Verwandtschaftsregister bis ins elfte und zwölfte Glied, den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen. Auch Aminka ist in neuerer Zeit von dieser Schwäche befallen und kann nicht satt werden, mich mit dergleichen zu unterhalten. Oft bin ich der Verzweiflung nahe, und würde schon längst, von namenlosem Mißmuth getrieben, dieses unglückselige Verhältniß aufgehoben haben, wenn nicht mein Interesse für Aminka noch zu lebhaft und warm wäre. Was mir noch zu einigem Trost gereicht, ist, daß der wackere Herr von Blumenfeld mich noch sehr hoch schätzt, und daß dieser, wie ich weiß, seiner Tochter und Gattin, wegen ihres auffallenden Benehmens gegen mich, schon sehr

ernste Verweise ertheilte. Aber so kann es nicht fortgehen, — entweder — oder. — Meine Gesundheit leidet bei solchen Gemüthsstimmungen zu sehr. — Noch einmal will ich sie auf die Probe stellen, — und bald wird sich eine Gelegenheit dazu bieten. Benimmt sie sich wieder so kalt und abstoßend gegen mich, dann bin ich ihr Verlobter gewesen, dann hört ein Verhältniß auf, das nur Unheil und Kummer in meine Seele gießt."

„O, unentschlossener Sittenprediger!" rief lachend der Postherr und bog mit seinem Freunde in eine Seitenstraße nach dem Waisenhaus ein. „Wie oft schon hast Du mir dasselbe gesagt, wie oft schon habe ich Dein Vorhaben gebilligt. — Ich würde es auch diesmal billigen, müßte ich nicht befürchten, Du würdest wieder meinen ehrlichen Absichten die elendesten Beweggründe unterlegen. Thue was Du willst, so viel kannst Du gewiß sein, daß ich ganz neutral bleiben werde, obgleich ich, wie Du weißt, auch ein alter Verehrer Deiner Braut bin, die ich — außer Dir — jedem Andern abzuspannen suchen würde — —"

„Wohin führst Du mich!" fragte Trautmann überrascht, und sah sich forschend um. „Waren wir nicht schon mehrmals hier? — Steht dort unten nicht das Waisenhaus, und ein wenig hierher die Wohnung —"

„Unseres Kameraden Isaak Schinder!" ergänzte Armbrust.

„Meines unglücklichen Vaters! Ich gehe nicht weiter. Das ist eine Schreckensgasse, lieber Otto! Wohin willst Du mit mir! — Mein armer Vater! — Sein Fluch haftet schrecklich auf meiner Seele! — O, wüßtest Du, wie ich doch immer nur für Dein Bestes handelte, wüßtest Du, daß ich es war, der im Verein mit dem biederen Landrath Köhler Dein Vergehen zu mildern, und die Strafe weniger drückend zu machen suchte. — War ich es nicht, der schon in unzähligen Zeitungsartikeln Deine Lage darstellte, Deine Handlungsweise rechtfertigte. — Habe ich doch heute Abend erst wieder, als ich Steinius für den herrlichen Erfolg seines Drama's Glück wünschte, diesem einen Aufsatz über Deine Rechtfertigung für seinen Parnaß gegeben! — So wirke ich im Stillen für Dich, während Du laut und öffentlich Deine Verachtung gegen mich bezeigst!"

„Verdammt," brummte der Postherr plötzlich vor sich hin, als er in einiger Entfernung die bewußte Schöne am Arm eines Unbekannten entgegen kommen sah. „Sie hat Begleitung!" —

„Was ist Dir," fragte Trautmann leise, in seinem ernsten, traurigen Selbstgespräch unterbrochen.

„Da kommt ein herrlicher Engel. Ich kenne sie, — sei unverzagt. — Eine Dirne zur angenehmsten Zerstreuung! Es ist Niemand in der Nähe und ich sehne mich nach einem Liebesabenteuer!"

„Was fällt Dir ein!“ entgegnete Trautmann entrüstet. „Willst Du zum Straßenräuber werden?“

„Sei kein Thor. — Laß mir den Spaß, ich rede den Begleiter an, und Du bindest mit der Dirne an. Sie ist ein charmantes Mädchen! — Du bist ein Schuft, wenn Du mich im Stiche läßt.“

In demselben Augenblick sprang er aus dem Schatten einer Thorhalle hervor und stellte sich mit trotziger Miene dem jungen Begleiter entgegen. Derselbe war niemand anders, als der Student August Trautmann, im Begriff, die alte Bekannte und Freundin seiner Eltern nach Haus zu begleiten. Erschrocken blieb er stehen, während Hermine einen lauten Schrei ausstieß und Hülfe rufend nach der Thorhalle eilte, in welcher Trautmann mit Entsetzen die Scene beobachtete. Er stand vollständig gedeckt und so im Dunkeln, daß es unmöglich war, ihn zu sehen, während er im Mondhell der Straße die Gesichtszüge der Personen deutlich erkennen konnte; und als Hermine in seinen Hinterhalt flüchtete, erschütterte es ihn gewaltig, und das schreiende Unrecht dieser Handlungsweise trat ihm in den grassesten Farben entgegen. Er hatte die geängstete Hermine, die Gespielin seiner Kindheit und Jugend, er hatte seinen Bruder erkannt. — Wie ein schauerliches Schreckensbild stellte sich ihm sein verworrener Lebenswandel jetzt vor die Seele, wie er durch seines Freundes

teuflische Verführung immer tiefer und tiefer gesunken, und sich durch Aminka's Benehmen noch mehr angetrieben, einem Leben der rohesten Genüsse hingegeben habe. Sein ganzes Leben — Sonst und Jetzt — stellte sich ihm in der eindrucksvollsten Weise in wenigen Minuten vor die Seele, und mit Schrecken und Entsetzen sah er den Contrast, erkannte er, wie weit seine Verirrung gekommen. Der Verlauf der Handlung sollte seine Pein noch erhöhen; — er schämte sich zum ersten Mal in seinem Leben, er fühlte die bitterste, innigste Reue, und der Gedanke, erkannt zu werden, war ihm entsetzlich. Denn, war er auch in seinen eigenen Augen gesunken, so hatte er doch noch so viel moralisches Selbstgefühl, um den Entschluß zu fassen, sich seine Zukunft klar und durch künftige bessere und sittlichere Lebensweise das Geschehene wieder gut zu machen. Allein in den Augen seiner Jugendgespielin zu sinken, und von seinem Bruder auf einem Fehltritt ertappt zu werden, war ihm eine peinliche Verlegenheit.

„Wer da!" schrie der Student mit kräftiger Stimme seinem Gegner zu, gleichsam als wollte er durch seinen Ruf das ganze Stadtviertel in Allarm setzen.

„Ein Kammerad!" entgegnete Armbrust höhnend „Ein Kammerad, zierliches Herrchen, der Ihnen die Dirne abspannen will. Ich denke, Sie sind nun lange genug mit ihr herum gestrichen, — überlassen Sie mir

nun das liebliche Kind eben so lange. Der Mond scheint so hell, und —"

„Und Dein Mondgesicht leuchtet in der rohesten Sinnlichkeit, elender Postflegel!" entgegnete August mit lauter Stimme, indem er ihn so kräftig auf die Brust stieß, daß er rücklings taumelte.

„Was fällt Dir ein, Dich an einem Mann zu vergreifen!" wüthete Armbrust, der auf keinen Widerstand gerechnet hatte, und in seinem Gegner einen renommirten Schläger und Theodors Bruder erkannte. „Milchbart, armseliger Stutzer," fluchte er noch mehr ergrimmt, da ein zweiter Schlag in die Seite ihn sehr empfindlich schmerzte. „Feuer! Hülfe! — Mörder!" schrie er dann in schäumender Wuth und schlug mit seinem Stock wie rasend um sich her.

August suchte nach Hermine. Da trat eine lange, hagere Gestalt ihm in den Weg — es war der Baron von Brandeis.

Dieser war, der Verabredung im „Hôtel Weber" zu Folge, der Gesellschafterin seiner Braut vom Waisenhaus aus gefolgt, sah Hermine in die Thorhalle fliehen und war eben hinzugetreten, als August dahin eilen wollte.

Armbrust, in der Meinung, der Student weiche seinen Stockhieben aus, folgte diesem und schlug ihm mit solcher Gewalt auf den Kopf, daß er taumelte. Schnell raffte er sich jedoch wieder auf und stürzte mit erneuerter

Kraft auf seinen Gegner los, der noch immer in wildem Ungestüme um sich schlug.

„Genug," rief August ermüdet, als ihm das Blut über Stirne und Wange floß. „Genug! So kämpfen keine Männer von Bildung und Stand. Wir treffen uns ein andermal — Sie sind gefordert. — — Bestimmen Sie Ort — Zeit — Waffe — — —".

— „Nein — um Gotteswillen nicht!" schrie Hermine ängstlich und eilte auf ihren Beschützer zu. Das klare Mondlicht beschien seine bleichen, durch den Strom des Bluts ganz entstellten Züge.

„Heiliger Himmel — Blut!" jammerte Hermine, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend. „Blut! — O Gott! was ist geschehen! Hülfe! — Hülfe!"

„Schweig Dirne!" brummte der Postherr, indem er Hermine unsanft von August wegstieß. — „Schade um den Spaß. — Mein Freund Trautmann hat sich aus dem Staube gemacht, die feige Memme! Ein charmanter Bruder das, Herr Studiosus Trautmann!"

„Hat er Dich im Stich gelassen!" entgegnete der Angeredete bitter, indem er das Blut zu stillen suchte. „Er wollte wohl nicht auch Bruderblut vergießen und die Ehre seiner Jugendfreundin beflecken helfen. Halte ich ihn zwar jeder Schurkerei fähig, wenn Sie, Herr Postamtssecretair, sein Anführer sind, so glaube ich doch, daß er hierzu sich noch nicht entschließen könnte. — Sie waren und sind sein Verführer — Sie haben ihn

in's Verderben gestürzt — Sie haben ihn zum Frevler gemacht — darum lastet seine Seele auf Ihrem Gewissen."

„Willst Du schweigen," donnerte der Postherr auf's Neue gereizt und schlug ihm abermals über den Kopf. August taumelte — und sank bewußtlos in Herminens Arme.

„O Gott! Hülfe! — Hülfe! — Ein Mord!" — rief Hermine und kniete händeringend an August nieder.

In demselben Augenblick hörte man Stimmen. —

Armbrust eilte nach dem Waisenhaus und verschwand in einer Seitengasse.

„Ich hatte recht," rief eine Männerstimme in gebrochenem Deutsch, „dort oben am Waisenhaus ist er eben verschwunden. — Sie sehen einen Mord, Sie werden zu handeln wissen. — Ich will mich des Unglücklichen annehmen, während Sie, geehrter Herr Polizeicommissair, mit Ihren Leuten den Uebelthäter verfolgen." —

„Ganz wie Sie wünschen, mein Herr von Rewinski," entgegnete der Polizeicommissair, der mit einigen Polizeidienern, auf des Grafen Veranlassung, an den Ort des Kampfes geeilt war.

Diesen Augenblick der allgemeinen Bestürzung hielt der Geheime-Secretair von Brandeis für den geeignetsten Zeitpunkt, so ganz von ungefähr wieder zur Gruppe zu treten. Die Schattenseite begünstigte ihn und so schien es in

der That, als sei er eben erst, wie viele Andere, durch den Lärm herbeigekommen und so Zeuge dieser Jammerscene geworden.

„Was ist das für ein Auflauf!" rief er in gebieterischem Tone, indem er sich durch den Kreis der Umstehenden drängte, während der Polizeicommissair, sobald er ihn erkannte, ihn ehrerbietig grüßte.

„Ein Mord, Herr Geheime-Secretair!" entgegnete dieser, indem er achtungsvoll den Hut in der Hand hielt.

„Ein Mord!" jammerte Hermine fast zu gleicher Zeit, den Bräutigam ihrer Herrin erkennend. „O die armen, unglücklichen Eltern. Ist denn keine Rettung mehr möglich! Helft, o helft!" —

„Aber gutes Kind," sagte der Baron von Brandeis fast zärtlich, „wie hat sich denn das alles zugetragen."

Hermine wollte zu erzählen beginnen, als die Stimme von vorhin in mangelhaftem, aber doch verständlichem Deutsch laut und vernehmlich ihm antwortete:

„Wie Sie fragen können! — Die Untersuchung wird es klären und herausstellen, daß die ganze Geschichte, freilich weniger blutig, etwa vor einer Stunde im „Hôtel Weber" — Zimmer No. 4 — verabredet wurde."

Dem Geheimen-Secretair wurde es blau und schwarz vor den Augen. — Diesmal war er gefangen, und indem er seinen größten Feind, wie er glaubte, den Gerichten zu überliefern gedachte, gerieth er selbst in

die Falle. Es hielt ihm schwer, seine Fassung wieder zu erlangen, allein mit der scheinbar größten Ruhe erwiederte er kalt:

„Ich denke, daß Sie Ihre Aussage durch Zeugen begründen können?“

„Verlieren wir keine Zeit!“ entgegnete der Graf rasch. „Sie selbst werde ich als Zeugen aufrufen, — denn Sie selbst sind im Complott,“ setzte er etwas leise, aber doch so, daß es Brandeis verstehen konnte, hinzu. „Hier ist Gefahr auf jeder Minute des Verzugs. — Fräulein,“ fuhr er dann, sich an Hermine wendend, fort, „Sie kennen den jungen Mann, und werden diesen Männern seine Wohnung angeben. Für einen Arzt will ich sorgen. Noch ist nicht alles Leben aus seinen Adern gewichen, und ich hoffe, daß einem geschickten Arzt es noch immer gelingen wird, ihn wieder in's Leben zu rufen.“

„O nicht nach Haus!“ bemerkte Hermine. „Welch ein Jammer trifft die Familie! — Der Unglückliche ist der Sohn des Amtmanns Tautmann, seine Schwester liegt sehr krank darnieder, und solche Nachricht wäre ihr Tod. Folgen Sie mir in die Wohnung der Gräfin von Steinwart, meiner Herrin, sie wird den Unglücklichen bis zu seiner Wiederherstellung in ihren Schutz nehmen.“

„So sei es,“ sagte der Graf. „Ich werde morgen selbst meinen Besuch bei Ihrer geehrten Herrin machen, und sie über den ganzen Hergang unterrichten. Em-

pfehlen Sie einstweilen bei ihr den Grafen Thaddäus Rewinski. — Begleiten Sie den Unglücklichen nach Haus, — einer meiner Diener wird für einen Arzt sorgen, ich selbst will die unglückliche Familie Trautmann aufsuchen, sie vorbereiten und zu beruhigen. — Sie wohnt, wenn ich im „Hôtel Weber" recht gehört habe, in dieser Straße, und zwar No. 33 im Hinterbau. — Habe ich recht, Herr Geheime-Secretair?" fragte er in bedeutungsvoller Betonung.

Dieser war mit der von Angst und Schrecken buchstäblich entstellten Hermine in die Thorhalle getreten, und flüsterte ihr halbleise bedeutungsvolle Worte zu, während der Polizeicommissair die nöthigen Befehle ertheilte, um den unglücklichen August Trautmann nach dem Palais der Gräfin von Steinwart zu bringen.

„Du warst im Hause des Amtmanns Trautmann, Mädchen?" fragte der Baron in bitterem Ton, „sprich — was wirst Du meiner Braut, Deiner Gebieterin, berichten — wirst Du ihr von meinem ehemaligen Verhältniß zu dieser Familie erzählen — wirst Du — —"

„Ich werde antworten, sobald sie mich fragen wird," antwortete sie mit gezwungener Fassung und doch mit so kecker Betonung, daß der Geheime-Secretair zurückschauderte und in der Verwirrung der ersten Ueberraschung nicht wußte, wie er ihr entgegnen sollte. Jedoch ehe er sich noch vollständig gesammelt hatte, fuhr Hermine in ihrer ersten Weise fort:

„Wie kann ich unterlassen oder vermeiden Ihren Namen zu nennen. — Haben Sie ja noch heute wieder so mächtigen Einfluß auf das Schicksal dieser biederen Familie. Sind Sie ja doch der Bräutigam meiner gnädigen Herrin, welche sich so sehr für das Leid der armen Familie Trautmann interessirt.“

„Und ich werde meiner holden Braut nicht nachstehen,“ bemerkte er auf's Tiefste verletzt und erzürnt. „Ich werde ihr nicht nachstehen, was Schonung und Nachsicht betrifft; ich werde den treuen, ehrlichen Familienvater retten, ich werde ihm zu seiner Stelle wieder verhelfen, ich werde —“

„Und was wird aus dem neuen Amtmann Steinius,“ entgegnete das Mädchen, seine Absichten durchschauend, immer dreister.

„Stellen Sie sich nicht wie ein eigensinniges Kind! — Sie werden sehen, welchen Einfluß ich habe, und daß es in meiner Macht steht, die ganze Familie für immer ins Elend zu stürzen, — daß ich Mittel besitze, den Vater zum Verbrecher, die Mutter zur Helfershelferin und den verlornen Sohn zum Demagogen zu machen. — Mädchen, sei keine Thörin“ — setzte er dann in gesteigerter Leidenschaft hinzu. — „Hören Sie, was ich Ihnen sage, — ich binde es Ihnen auf die Seele, keine Sylbe von Allem verlauten zu lassen, was Sie heute Abend gesehen oder gehört haben, wenn es mich nur im Entferntesten in den Augen meiner theue-

ren Braut in ein zweideutiges Licht stellen könnte. So lange Sie die Geheimnisse der Familie Trautmann, soweit sie auch mich angehen, geheim halten, so lange werde ich ihr Freund und Beschützer sein.“ —

„Reden will ich nichts,“ entgegnete Hermine in zweideutiger Weise. „Keine Sylbe soll über meine Lippen gehen, die Ihnen bei meiner Herrin Leid brächte. Ich rede nichts! — Aber vergessen Sie nicht, was Sie einem schwachen Mädchen versprochen haben. — Das Unglück hat entsetzlich in dieser einst so wohlhabenden Familie gewüthet, und in Ihrer Macht steht es, wie Sie sagen, etwas für die Linderung ihrer Leiden zu thun. O, möchte das bleiche, entstellte Gesicht Johanna's Ihr, einst ihr so wohlwollendes Herz erweichen und Sie bestimmen, einen Theil der Schuld —“

„Kein Wort weiter!“ rief der Baron zürnend in fürchterlicher Aufregung. „Wollen Sie mich überlisten, — oder mich weich machen und rühren? Sie kennen meine Absichten, in Ihrer Macht liegt das Schicksal einer unglücklichen Familie; — und“ — setzte er mit etwas gemilderter Stimme hinzu, indem er ihre Hand ergriff und zutraulich sprach, „und wenn ich meine theuere Antoinette bald zum Traualtare führe, werde ich Ihrer in Dankbarkeit gedenken. Sie wissen, ich habe Einfluß, und es wird sich wohl einmal eine Gelegenheit darbieten, daß ich einen Theil meiner Schuld abtragen, und für Ihr Glück wirken kann. Ihre Worte

gelten viel bei meiner Braut, und es wird Ihnen ein Kleines sein, sie zu überreden, meinen Wünschen endlich zu folgen, und am heiligen Traualtar mit mir den Segen des Pfarrers zu empfangen. Ich bitte Sie darum. Es steht Ihnen frei, zu handeln wie Sie wollen, doch das vergessen Sie nicht, daß ich Mittel genug besitze, um die Ihnen so nahestehende Familie des Amtmanns Trautmann einer besseren Zukunft entgegen zu führen. Ueberlassen Sie mir die Sorge um ihre Zukunft, ich will mit meiner Braut selbst darüber sprechen. — Man wird Sie wegen des so eben Erlebten morgen schon vor Gericht fordern, Sie nennen weder den Namen einer vielleicht erkannten Person, noch sprechen Sie irgend eine Vermuthung aus, welche diesen oder jenen in einen Verdacht bringen könnte, der Ihnen unter Umständen großen Schaden zuziehen würde. Sie kennen jetzt meine Vorschläge, handeln Sie darnach!"

Ueberrascht und voll der tiefsten Entrüstung hatte Hermine das wirre, von Furcht und Verzweiflung, Stolz und Rache eingehauchte Gespräch des Geheimen-Secretairs angehört, und war klug genug, die Ursache und Quelle herauszufinden, ohne es jedoch merken zu lassen. Obschon durch die Schreckensscene in der entsetzlichsten Aufregung, und kaum erst ins zwanzigste Jahr getreten, hatte Sie doch Geistesgegenwart und physiologische Beobachtungsgabe genug, um aus der Verlegenheit und ängstlichen Miene sowohl, wie auch aus seinem

so auffallenden Wesen, die wahre Absicht des Herrn von Brandeis herauszufinden. Auch wußte Sie aus der Vergangenheit des Elenden genug, um daran ihre Schlüsse knüpfen zu können. Sie erkannte die Schwäche seines Wesens, seine Furcht vor der sittlichen Reinheit einer Braut, die nur mit Unwillen und Abscheu sein unedles Benehmen gegen jene unglückliche, durch seinen Haß und seine Privatinteressen erst recht elend gemachte Familie, gehört haben würde. Er wußte das, und indem er zum erstenmal im Leben seinen Stolz unter die Gewalt ungünstiger Verhältnisse zu beugen suchte, loderte die Flamme des Ehrgeizes in Haß und Verachtung zu der fürchterlichsten Rache auf. Wie tief hatte er sich erniedrigt, — als einflußreicher, überall mit Auszeichnung und Ehre bewillkommneter Staatsmann stand er in der Reihe der niedrigsten Volksklasse, war Mitwisser und Unterstützer eines Unternehmens, das in der ersten Handlung schon eine blutige Bahn zeigte. Und von unbeschreiblicher Angst getrieben, überließ er sich seiner erhitzten Phantasie, die ihm im grassesten Lichte die Folgen dieser Nacht vorführte. Es war weniger die Furcht vor der richtenden Hand des Gesetzes, wenn etwa Armbrust den Verräther spielen sollte, als vielmehr die Vorahnung einer Demüthigung, die für ihn daraus entspringen konnte, und ihm sicherlich den härtesten Stoß bringen mußte. Verschmitzt, wie er in allen Unternehmungen war, hatte seine schwarze Seele

in aller Stille ein Intriguen-Netz gesponnen, durch welches er die ihm verhaßte Amtmanns-Familie zu vernichten, sich der lästigen Freunde zu entledigen und seine spröde Braut zu besiegen hoffte. Allein mit Schrecken und Entsetzen sah und erkannte er, wie er nur für sein Verderben gearbeitet hatte, wie seine Glücksprojecte in den einzelnen mit kluger Sorgfalt gesponnenen Fäden zerrissen. Doch sann sein unruhiger Geist immer wieder auf neue Mittel, und je größer und gewaltiger die Hindernisse sich ihm entgegen stellten, desto fester und entschiedener wurde er in der Durchführung seiner Pläne. In der Kraft seines unbeugsamen Geistes lag somit die einzige Hoffnung seiner Zukunft.

Hermine hatte jede seiner Gesichtsbewegungen mit ängstlicher Aufmerksamkeit verfolgt. Ihr schönes Auge ruhte forschend auf dem unsicheren Blick des Geheimen-Secretairs, und mit der ganzen Festigkeit und Sicherheit ihres Wesens, wie es den Frauen in den kritischsten Momenten des Lebens eigen zu sein pflegt, durchschaute sie sein ganzes Intriguennetz, — erkannte sie seine Absicht: sie als Werkzeug seiner Zwecke zu gebrauchen. Sie hätte kein Weib von Bildung und Sitte sein müssen, wenn sie sich so ganz ohne Ueberlegung und Bedenken seinem Willen gefügt, und seiner List nicht im Stillen die Wahrheit und Ehrlichkeit ihres Wesens entgegengesetzt hätte. Ihr war, als sei es ihre Bestimmung, der Familie Trautmann sowohl, wie auch ihrer un-

glücklich liebenden Herrin den so lang entbehrten Frieden wieder zu bringen. Obschon ihr heiligstes Versprechen sie hinderte, offen und frei in die Schranken zu treten, so war sie doch in ihren Mitteln einig, um die Pläne ihres Gegners sicher zu vernichten und die ihr nahe stehenden Personen vor weiterem Unglück und Verderben zu schützen.

„Du glaubst mich gefangen," dachte sie, als sie eben in den Wagen stieg, „und ahnst nicht, welche Grube Du Dir gegraben. O, daß ich kein Mann bin und wagen darf, die entsetzliche Ahnung meiner Seele auszusprechen. Erst muß ich Dich unschädlich machen, — erst muß ich den Familienvater, Theodor, Antoinette gerettet haben, und dann hat, so mir Gott in der gerechten Sache Kraft verleiht, auch Deine Stunde geschlagen, elender Bösewicht!"

August war in den Wagen gebracht worden. Er hatte einige Lebenszeichen von sich gegeben, und zuletzt, zur Freude aller Anwesenden, welche sich immer mehr und mehr gesammelt hatten, sein Bewußtsein wieder erlangt. Ein geschickter Arzt war unterdessen aus dem nahen Gasthaus herbeigeholt worden, da sich der Polizeicommissair erinnerte, daß Medicinalrath von Lenz hier gewöhnlich seine Abende zubringe, wenn ihn der Beruf nicht an irgend ein Krankenlager rief.

Lenz befahl, vor allen Dingen den Verwundeten in ein Bett zu bringen, und bestieg mit dem Polizeicom=

missair ebenfalls den Wagen. Graf Rewinski bezeichnete dem Kutscher die Wohnung der Gräfin von Steinwart, und eilte dann zu der schwer heimgesuchten Familie des Amtmanns Trautmann, während der Wagen mit den vier Personen von dannen rollte.

Der Auflauf vertheilte sich.

Die Diener der Gerechtigkeit waren dem Thäter auf den Fersen gefolgt. Hie und da standen einige Gruppen beisammen und erzählten sich mit und ohne Zusätze den Hergang des schauerlichen Auftritts. Niemand wagte eine Vermuthung über Ursache und Thäter, denn der Student Trautmann galt allgemein als ein solider, bescheidener und friedliebender junger Mann, und schon die Begleitung des so sehr geängstigten Mädchens ließ vermuthen, daß er gewiß keine Händel gesucht, und mit einer ihm fremden Person um diese Stunde Streit angefangen habe. Man vermuthete allgemein, daß hier wohl ein gräßliches Mißverständniß obwalte, und sicherlich der Thäter sich in der Person geirrt habe. Allgemein wurden die unglücklichen Eltern bedauert, deren Schicksale nicht unbekannt geblieben waren. Und wie es bei solchen Gelegenheiten ja immer zu gehen pflegt, die Unterhaltung führte endlich dahin, daß man sich zuletzt einzig und allein mit dem Unglück der Amtmannsfamilie beschäftigte.

Es konnte nicht fehlen, daß das milde und schonende Verfahren des Amtmanns gegen Jedermann be-

kannt wurde; das besonders bei dem Mittelstande und der ärmeren Classe jene Anerkennung fand, welche in dem Herzen des Volkes zu einem ewig bleibenden Denkmale der Dankbarkeit und Liebe wird. Und nichts erweckt bei dem Volke ein größeres, ein innigeres und mächtigeres Interesse, als das Schicksal seiner Freunde, seiner Beschützer und Märtyrer. Daran knüpfte sich von Anbeginn der Welt der erste Sturm einer freieren Gesinnung, daraus entflammte die erste laute Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, daraus entstiegen aber oft genug auch die betäubenden Dämpfe menschlicher Verirrungen, die Gräuel einer entarteten Menschheit. — Auch mögen an jenem Abende wohl manche Worte gefallen sein, die dem Ohr der Sicherheitspolizei gewiß anstößig genug geklungen und ihrem Eifer neue Nahrung gegeben haben würden.

Als der Graf Rewinski mit einem seiner Diener von der Wohnung des Amtmanns nach Haus ging und seine traurige Mission erfüllt hatte, standen noch einzelne Gruppen beisammen und konnten nicht müde werden, einen Gegenstand hin und her zu besprechen, der mit ihrem Interesse für Trautmann so sehr verwachsen war.

In der Hauptstraße trat die Gestalt eines Mannes, in einen weiten Mantel gehüllt, zu dem Grafen Rewinski und redete ihn in ängstlicher, gebrochener Stimme an:

„Sie kommen aus der Wohnung des Amtmanns

Trautmann, — o dürfte ich Sie um einigen Aufschluß bitten. Vernahmen die Unglücklichen Ihre Nachricht gefaßt, — ertragen sie ihr hartes Schicksal in christlicher Geduld —"

„Ich kenne Sie nicht!" entgegnete der Graf mit gewichtiger Ruhe. „Fühlen Sie Theilnahme, innig und warm, ohne Schein und Falsch, so gehen Sie selbst in die Hütte des Elendes, und sind Sie vermögend, so helfen Sie so gut, wie Sie als edler Menschenfreund können, — treibt Sie aber Eigennutz oder sonst ein Interesse zu solcher befremdenden Frage, so unterlassen Sie, weiter in mich zu dringen. Nur so viel sei Ihnen gesagt, wer Sie auch sein mögen, ich weiß nun genug, um vielleicht etwas für diese Familie bewirken zu können."

„Edler Menschenfreund!" rief der Unbekannte mit zitternder Stimme, „wie soll ich Ihre Liebe und Aufmerksamkeit, Ihre Güte und Großmuth vergelten!"

Krampfhaft ergriff er die Rechte des Grafen und drückte sie innig an die Brust; und wie von bitterem Schmerz überwältigt traten ihm Thränen ins klare Auge. Der Graf bemerkte sein seltsames Benehmen, und — war es Familienähnlichkeit oder sein reges Interesse, was ihn darauf führte — ihm sagte eine lebendige Vorahnung, daß der Unbekannte wohl Niemand anders sei, als der gefallene Sohn des Amtmanns, von dem er nur vorübergehend in der Familie gehört hatte.

Denn diese vermied jede Unterredung über denselben, dessen Schicksal und Verhältnisse er aber zum Theil schon in dem „Hôtel Weber" kennen gelernt hatte. Er fühlte die innigste Theilnahme, und bemitleidete aus dem tiefsten Grunde seines Herzens den Zustand des verirrten jungen Mannes.

„Hochherziger Graf von Rewinski," begann der junge Mann nach einer kleinen Pause in dem wehmuthsvollen Ton eines gepreßten Herzens, „wollen Sie dem ältesten Sohn Ihres Schützlings erlauben, Ihnen morgen einen Besuch abzustatten? Centnerschwer lastet eine Schuld auf meiner Seele, und ich habe Niemand, dem ich mich erschließen kann, von dem ich einen wohlmeinenden Rath erwarten, und eine Versöhnung der Verhältnisse hoffen darf. — Sie sehen mich überrascht an. — Wohl ist Ihnen vielleicht noch kein Jüngling auf der Dornenbahn Ihres so hart geprüften Lebens begegnet, der wie ich alle Bande der Liebe und Blutsverwandtschaft zerrissen, der Vater, Mutter und Geschwister vergessen, und sich den süßesten Genüssen und Lebensfreuden überlassen konnte, während entsetzliches Unglück jene heimsuchte. — O mein Gott, — Niemand ahnet das Weh meines gedrückten Herzens! — Ich glaubte den immerwährenden Vorwürfen meines Gewissens entrinnen zu können, und stürzte mich in einen Wust von unsittlichen Zerstreuungen, — aber die kindliche Liebe erstirbt nie ganz. — Oft saß ich stundenlang zu

Haus und weinte bitterlich, allein ich war schon zu tief gefallen, als daß ich Herr meiner gedrückten Stimmung werden und so viel Macht über mich gewinnen konnte, durch Reue das Geschehene wieder gut zu machen. Dazu kamen noch so mancherlei Gemüthsstimmungen, welche den Bösewicht in mir erst recht vollendeten. — Ich habe viel — viel ausgehalten! Ich vertraute einem Freunde und ward niederträchtig betrogen. Vor einer Stunde wohnte ich versteckt jener Gräuelscene bei, welche fast das Leben meines theuren Bruders kostete, allein ich war so schwach und durch mancherlei Umstände gezwungen, das Unglück nicht verhüten zu können. Ich hörte aus der Unterredung des Geheimen Secretairs von Brandeis mit jenem Mädchen, das mein Bruder begleitet hatte, daß dieser einflußreiche Mann, der mächtigste Gegner meiner Eltern und mein Todtfeind, noch ein persönliches Interesse im Spiel haben muß, weil er Hermine beschwor, um keinen Preis ihrer Herrin, seiner Braut, von dem Auftritt Nachricht zu geben, soweit es seine Person betreffen könnte. Auch nahm er ihr das Versprechen ab, sein unglückseliges Verhältniß mit meiner Schwester ihr nicht mitzutheilen. — So fühle ich heute nun zum erstenmal die bitterste Reue über mein bisheriges Leben und den Muth in mir, das Geschehene wieder gut zu machen. Ach, könnte ich das! Meine armen Eltern! — Erzählen Sie mir von ihrer jetzigen Lage, von ihren Verhältnissen, wie Sie dieselben ge-

funden haben und ob und auf welche Weise ich vielleicht etwas für sie thun kann."

„Es ist zu spät, mein Freund," entgegnete der Graf gelassen, aber in seinem Inneren durch Theodors reuiges Geständniß auf das Tiefste erschüttert, „es ist zu spät. — Würden Sie vorsichtiger in der Wahl Ihrer Freunde, gewissenhafter in Ihren Aeußerungen über Staat und Kirche gewesen sein, so könnte ich mich mit Ihnen wegen einer besseren Zukunft Ihrer in der That sehr bedürftigen Eltern berathen, allein da Sie durch beides Ihre Stellung als Staatsdiener nicht nur sehr gefährdet, sondern sich sogar schon halb und halb der Polizei überliefert haben, so kann ich Ihnen nur rathen, sich nicht weiter um das Schicksal Ihrer Eltern, sondern aus doppelten Rücksichten nur um das eigene zu bekümmern. Einmal sind Sie dies Ihrer Stellung als Sohn und Bruder schuldig, dann aber verpflichtet Sie auch ein gewisses Verhältniß hierzu. Man wird sich in aller Kürze, vielleicht schon morgen, Ihrer Person bemächtigen und Sie verschiedener politischer Umtriebe anklagen."

Theodor fuhr erschrocken zusammen; faßte sich aber bald wieder und suchte eine unwillkührliche innere Wallung standhaft zu verbergen.

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt," entgegnete er halbleise, einen ängstlichen Blick um sich werfend. „Ich habe dem Staate immer treu und redlich gedient, immer nur nach Wahrheit und Recht, den Grundpfeilern unseres

Staates, gerungen, und habe nie aufgehört, meinen Fürsten mit Liebe zu verehren."

„Und dennoch wird man Sie schwerer Vergehen gegen Recht und Gesetz, gegen Fürst und Vaterland beschuldigen. Ich bin von Allem unterrichtet. — Bereits ist der Geheime-Secretair von Brandeis im Besitz des Geheimnisses wegen der „Zeitfrage." Ihr Freund Armbrust wird ihm die nöthigen Anhaltspunkte verschaffen und selbst noch die Klage auf andere Weise zu unterstützen suchen. — Sie sind überrascht? — Sie hatten sich freilich dieses nicht vermuthet. — Es giebt nur noch ein Mittel, sich der drohenden Gefahr zu entziehen, — und zwar das der schnellsten Flucht, — Sie nützen damit Ihren Eltern, sich selbst und Ihrem Erzfeinde, Herrn von Brandeis, der eben in der schrecklichsten Eifersucht gegen Sie glüht, und gegen Ihre Eltern aufgebracht ist."

„Gut, er mag sich mir entgegenstellen," erwiederte Theodor in steigender Aufregung, „schon längst suchte ich nach einer Gelegenheit, seine Schandthat an meiner Familie zu rächen. Aus Schonung für Antoinette von Steinwart verschwieg ich bisher seine Vergangenheit. Ich schmeichelte mir immer, einigen Einfluß auf sie zu besitzen, da sich ihr Urtheil über Kunst und Musik fast ganz nach dem meinigen bildete. — Ich werde versuchen, ihn zu demüthigen, — seine Vergangenheit wird mir die sichersten Waffen dazu geben. — So kann ich einen kleinen Theil meiner Schuld abtragen —"

„Aber zwecklos, lieber Freund," entgegnete der Graf. „Sie werden ein Feuer anzünden, das nur Sie verzehren wird. — Die Gräfin Antoinette von Steinwart wird von allem unterrichtet werden, sein Sie darüber unbesorgt, — ich werde suchen, das Referat des Herrn Geheimen Secretair von Brandeis in der Klage gegen Ihren Vater in andere Hände zu bringen, und nach Kräften den geschürzten Knoten lösen. Ich bedarf Ihres Beistandes nicht, lieber Herr Trautmann. Man wird am Ende Ihren Vater auch noch anklagen, in politischen Umtrieben mit Ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, wenn Sie sich seines Rechtes annehmen wollen; — Ihre Flucht jedoch wird als sicherer Beweis für das Gegentheil gelten, zumal Sie bisher nicht im besten Einvernehmen mit Ihren Eltern standen. — Befolgen Sie darum meinen Rath und verlassen Sie noch diese Nacht die Stadt, um sicher über die Grenze zu kommen. Der Anfall Ihres Bruders wird eine Untersuchung herbeiführen, welche Aufklärung über eine Menge Verhältnisse bringt, die Ihren Gegner sowohl, als auch Ihren falschen Freund von Armbrust in kein vortheilhaftes Licht stellen. Auch Sie würden sehr verdächtigt, auch Sie würden hierin verwickelt werden, und es läge im Interesse dieser beiden Elenden, die ganze Schuld auf Sie zu wälzen. — Der Herr von Brandeis wünscht den Untergang Ihrer Familie und hofft, von der gräßlichsten Eifersucht gepeinigt, durch

Ihren Sturz das Glück seiner Liebe sicherer aufbauen zu können; — Ihr Freund von Armbrust ist schon lange Ihr Nebenbuhler und wird einst die schöne Aminka von Blumenfeld heimführen —"

„Das wird er nicht!" rief Theodor und ballte krampfhaft die Rechte.

„Hören Sie weiter," fuhr der Graf in ganz gelassenem Tone fort. „Beide Männer haben ihre Interessen im Spiel, beide Männer wissen, daß Sie der Verfasser der „Zeitfrage," daß Sie der Mitabeiter mehrerer Blätter sind, welche sich nicht des besten Rufes erfreuen. Opfern Sie der Freiheit Ihre armselige Stellung, — eilen Sie über die Grenze, ich will für Sie und Ihre Familie sorgen. Sobald Sie in Sicherheit sind, schreiben Sie mir, ich werde Sie dann an einige einflußreiche Männer empfehlen, und Ihre Zukunft wird gesichert werden. — Wählen Sie nicht lange — erfassen Sie, was der Drang der Verhältnisse nöthig macht — es wird Sie nie gereuen. — Sie haben die Liebe der Eltern, die Treue der Geliebten und Ihr Glück im Staatsdienste verloren, was kann Sie fernerhin ans Vaterland binden! — Es ist hart und schmerzlich, vom Vaterland Abschied zu nehmen," setzte er in ergreifendem Tone hinzu, „allein Sie haben immer noch eine Heimath, wenn Sie auch in derselben nicht leben können, denn Sie wissen, wo Ihre Eltern, Geschwister und Freunde sind; — wie aber ist es einem armen

Polenkinde! — Meine Gattin starb auf der Flucht und ruht im gastfreundlichen Schweizerlande, — meine einzige Schwester ward das Opfer kühngesponnener Intriguen, — meine Brüder leben oder starben in Sibirien, und mein einziger Sohn blieb auf dem Schlachtfelde von Ostrolenka. Keiner meiner Freunde lebt noch im gefallenen Polenlande, sie sind in alle Weltgegenden zerstreut. — Treffen wir uns einmal zufällig wieder — so hatten wir alle harte Schicksale erlebt!" —

Er schwieg tief erschüttert, dann ergriff er Theodors Hand und sprach mit fester Stimme:

„Leben Sie wohl, — Sie kennen meinen Rath — prüfen Sie ihn und handeln Sie, wie Sie es für recht halten. — Vergessen Sie nicht, Ihre Freiheit steht auf dem Spiel. Sie kennen die hiesigen Gesetze, Sie wissen, wie streng man gegen die Demagogen verfährt, und daß Ihre Zukunft im Vaterland keine einladende ist. — Leben Sie wohl!"

Noch einmal drückte er dem jungen Manne die Hand, dann eilte er nach seinem Hôtel.

Theodor blieb unschlüssig stehen; — sah rasch nach der Uhr und sprach halbleise vor sich hin:

„Das Theater wird seinem Ausgang nahe sein, — ich muß sie noch einmal sehen — ich muß ihr Lebewohl sagen — ich muß —" ein Strom von Thränen erstickte seine Stimme. „Armer — armer Theodor," dachte er, indem er nach dem Theater eilte, „es ist weit

mit Dir gekommen! — Aminka, mit Dir verliere ich Alles! — Du nahmst mir die Liebe der Eltern — Dir widmete ich die ersten Begeisterungen für Volk und Vaterland, und nun belohnst Du mich durch Untreue, nimmst mir den Freund — nimmst mir das Vaterland! — Fahre denn hin, stolzes Mädchen! — ich will mich ermannen — ich will Dich vergessen — ich will —"

„Ganz recht, daß ich Sie treffe, Herr Doctor," rief in diesem Augenblick eine ihm wohlbekannte Stimme in jüdischem Accent. „Ich wollte eben zu Ihnen — wegen — wegen — Sie müssen mir's nicht übel nehmen — wegen Geldangelegenheiten."

„Und noch so spät!" fragte Theodor in seltsamer Betonung, nachdem er sich von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte. „Hat das nicht Zeit bis morgen!"

„Morgen —" lachte der Jude in bitterer Ironie. „Morgen, nein, lieber Freund. — Sie wissen, ich habe es immer gut mit Ihnen gemeint, — ich habe immer nur Ihr Bestes gewollt, — ich habe immer nur für Ihr Recht gesprochen und gestritten — ich hoffe, daß Sie jetzt einen Ihrer besten Freunde nicht stecken lassen und ihm aus der Klemme helfen!"

„Dem reichen Herrn Schinder soll ein armer Accessist helfen," entgegnete Theodor, mit einiger Verlegenheit seine Absicht errathend.

„Helfen nicht, lieber Herr Doctor," entgegnete der Jude schlau, „Sie sollen ihm nur zu seinem Geld verhelfen. — Sie wissen, ich habe Ihnen vor einiger Zeit 100 Thaler, bald darauf noch einmal 50 Thaler geliehen —"

„Welche auch nicht verloren sind," bemerkte Theodor gelassen.

„Ich will es nicht darauf ankommen lassen," meinte der Jude Isaak Schinder, „meine Gründe sollen Sie nachher hören. — Dann habe ich an Ihre Eltern einmal 50 Thaler und ein andermal 20 Thaler durch die Post geschickt, worüber ich Ihnen hier die Scheine einhändige."

Er zog eine fein gearbeitete Brieftasche hervor, und übergab ihm die beiden Scheine, dann fuhr er, die Brieftasche im Mondlichte wohlgefällig betrachtend, in prahlerischem Tone fort:

„Kennen Sie diese Arbeit! —"

„Ihr Anblick überrascht mich," entgegnete Theodor betroffen, indem Todtenblässe sein Gesicht übergoß. „Wie kommen Sie in den Besitz dieser Brieftasche? — Ich glaube in dieser Arbeit — in diesen Verzierungen — die Hand —"

„Der holden Aminka von Blumenfeld zu erkennen," ergänzte der Jude schadenfroh.

Theodor schauderte zurück. Noch zu sehr von der Unterredung mit dem Grafen von Rewinski aufgeregt,

vermochte er sich nicht gleich zu fassen, um dem Eindruck dieser Rede seine geistige Ueberlegenheit entgegen zu setzen. Sein erhitztes Blut schoß wild durch die Adern und sein Herz pochte fast hörbar, während seine lebhaften Augen in Zorn und Eifersucht glühten.

„Wie kommen Sie in den Besitz dieser Arbeit,“ fragte er nach einer kleinen Pause mit kräftiger Stimme, welche die Wallungen seines Gemüthes verrieth.

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Freund,“ entgegnete der Jude gelassen und mit schadenfrohem Lächeln. „Die Sache ist sehr einfach, — wenn Sie klug sind, so nehmen Sie sich's zur Warnung. Wie Sie wissen, seit Jahren ein Hausfreund der Familie des Geheimen Regierungsrath von Blumenfeld, habe ich durch meine Persönlichkeit, besonders aber durch mein Gold, einen sehr schmeichelhaften Platz in dem Herzen der gnädigen Frau, — und — doch es bleibt unter uns — und sie sieht es nicht ungern, wenn ich in Abwesenheit ihres Herrn Gemahls mich zuweilen als nobler Liebhaber einstelle.“

„Pfui — das ist gelogen!“ rief Theodor von den widerstrebendsten Gefühlen bewegt, während der Jude in ein helles Gelächter ausbrach.

„Nur langsam, mein Freundchen,“ bemerkte Schinder unter Lachen, „nur nicht so vorlaut, weiß ich ja doch, daß Sie seiner Zeit auch nicht verschmähten, in der Altstadt No. 33, eine Stiege hoch — bei einem Freunde einzukehren, nichts nach der alltäglichen Schönthuerei

und der sittlichen Empfindelei fragend. In den Armen einer zwanzigjährigen Schönen kann man schon die Principien der Tugend und Ehre vergessen! — Und damit Sie Alles wissen — das bescheidene — fromme — sittsame Töchterchen vergaß zuweilen den treuen Bräutigam, während ich mich mit der Mutter unterhielt, und liebäugelte mit dem Herrn von Armbrust, Ihrem —"

„Nennen Sie diesen Namen nicht mehr!" rief Theodor in tiefster Entrüstung und fuhr, von Leidenschaft hingerissen, fort:

„Wie war ich blind — wie bin ich hintergangen worden. — Es ist beschlossen, so denn alle Bande gebrochen sind, will ich anderswo eine Heimath suchen — mich zuvor aber mit meinem Vater versöhnen. — O Gott, wie streng ist Dein Gericht!"

„Gedenken Sie meiner Forderungen," unterbrach ihn der Jude. „Ich wollte Sie warnen — man wird Sie morgen einziehen — man wird Haussuchung bei Ihnen halten, sich Ihrer Papiere bemächtigen und ich bin dann um mein Geld. Gottes Wunder! das können Sie als ehrlicher Mann nicht wollen. Ich verlange ja keine Zinsen, bezahlen Sie nur Ihre Schuld, und dann ist Alles gut."

„Ich habe eben nicht so viel Geld!"

„So zahlen Sie einstweilen wenigstens die 70 Tha-

ler, welche ich für Ihre Eltern verlegte. Ich habe die Summe durch die Post übersandt."

„Lassen Sie mir Frist, Sie sollen keinen Pfennig verlieren," entgegnete Theodor. „Nur jetzt kann ich nicht!"

„Und wann erhalte ich mein Geld?" fragte der Jude kleinlaut, indem er ihn mißtrauisch ansah.

„Sobald ich kann," erklärte Theodor kurz. „Ich will es mit Zinsen in Terminen abbezahlen."

„Und wenn man Sie einzieht, — wenn man Sie Ihres Dienstes beraubt, — — doch nein, auf solche Vertröstungen lasse ich mich nicht ein," unterbrach er sich rasch. „Ich führe eine Klage gegen Sie und sehe, wie ich auf gerichtlichem Wege zu meiner Forderung gelangen kann. Sie haben Bücher, Möbel und sonstige werthvolle Sachen, ich hoffe noch nichts an Ihnen zu verlieren. — Wir sprechen uns weiter!" —

Er eilte davon, kehrte aber wieder zurück und erklärte dem verzweifelten Hartbedrängten:

„Wenn Sie mir einstweilen die bewußten 70 Thaler für Ihre Eltern bezahlen, so will ich Ihnen von der übrigen Summe nicht nur die Zinsen auf ein volles Jahr, sondern auch noch weitere 20 Thaler, in Betracht unserer Freundschaft, nachlassen. — Willigen Sie ein?"

„Ich kann nicht!" entgegnete Theodor kurz, und sah verzweifelnd vor sich hin. — Nach einer kleinen Pause, während welcher ihn der Jude mit gespannter Aufmerk-

samkeit beobachtet hatte, fuhr er lebhaft zusammen, wie wenn er nach einem langen, innern Kampfe Sieger geworden und ein Entschluß in ihm zur Reife gekommen wäre, der über sein ganzes Leben entscheiden sollte. Es erfüllte ihn mit einigem Mißtrauen, daß der Jude gerade mit solcher Zudringlichkeit und offenbarem Verluste auf die Ausbezahlung der 70 Thaler bestand, welche derselbe seiner Zeit für seine Eltern vorgelegt hatte. Wir haben schon erzählt, daß in Theodor's Brust noch keinen Augenblick das kindliche Gefühl völlig erstorben war, allein unter den Eindrücken seiner Umgebung und mancher durch diese veranlaßten Stimmungen verlor es fast vollkommen seine Thatkraft. Heimlich und verborgen suchte er für die Unschuld seines unglücklichen Vaters zu wirken, und eben so unerkannt unterstützte er seine in den Staub des Elends herabgesunkene Familie. Einer seiner nächsten Freunde war damals der Jude Isaak Schinder, den er in dem Hause des Geheimen Regierungsraths von Blumenfeld kennen gelernt, und hinter dessen lockender, verführerischer Maske er nie den Schelm erkannt hatte. Mit dem aufrichtigsten Vertrauen ihm zugethan, theilte er ihm das Unglück seiner Familie mit, und erhielt mehrmals bedeutende Geldbeträge von demselben vorgeschossen, — theils um seiner Braut eine aufmerksame Ueberraschung zu bereiten, und deren Liebe wieder etwas fester an sich zu ziehen, theils auch um seine Eltern zu unterstützen. Er that Letzteres nie öffentlich, sondern

immer durch seinen Freund Isaak Schinder, denn theils fühlte er sich durch die Verhältnisse hierzu gezwungen, theils schämte er sich, vor das Angesicht seines greisen Vaters zu treten, dessen Liebe und Sorgfalt, dessen Aufmerksamkeit und väterliche Zuneigung er so schmählich vergalt. Falsche Scham und unzeitiger Stolz hinderten ihn ebenso, um demüthig und reuig den Seinigen entgegen zu kommen, als ihn auch mehr oder weniger sein ausschweifendes Leben in letzterer Zeit kalt gegen die Eindrücke äußerer Verhältnisse gemacht hatte. Räthselhaft, wie er sich selbst war, blieb er es auch immer seinen Freunden, die in ihm sonst wohl einen genialen Kopf erkannten, sein weiches Herz liebten, seine Grundsätze ehrten, seine schwache Willenskraft aber nie mit dem Ernst seines Charakters zu vereinbaren vermochten. So konnte es nicht fehlen, daß der schlimme Einfluß seiner *falschen* Freunde seine besseren Grundsätze in ihm betäubte, und daß er, wenn sein besseres Gefühl auch hundertmal in ergreifender Weise ihm seine Verirrungen in Schreckensbildern vormalte, doch nicht mächtig genug war, denselben ernstlich zu widerstehen. So wenig standhaft und fest er in seinem Charakter war, eben so unsicher war er in seinen Entschlüssen und deren Durchführung. Ohne Falsch und Argwohn, treuherzig und edel bis in die geheimsten Falten seines räthselhaften Innern, war er zu schwach gegen die dämonischen Eindrücke der schlimmsten Verführungen selbst dann noch,

wenn auch, wie ein gewaltiger Blitzstrahl, sein besseres Selbst in die stürmische Nacht seiner Verirrungen leuchtete.

Tief zerknirrscht, auf das Innigste erschüttert, ohne das Licht eines leuchtenden Hoffnungssterns, ohne die Aussicht einer auch nur erträglichen Zukunft, stand er vor seinem ehemaligen Freunde. Sein schwarzes Auge blickte düster und traurig unter den starken Augenbrauen hervor, um den Mund spielte die Verzweiflung ihren erschreckenden Zug und über seine sonst so schönen Züge hatten Wehmuth und Schmerz Todtenbläſſe gezogen.

„Isaak!" rief er plötzlich, aus seinem Dahinbrüten erwachend, „erzeigen Sie mir noch e i n e n Freundschaftsdienst, — es sei der letzte! — Sie sollen keinen Kreuzer an mir verlieren, helfen Sie noch einmal Ihrem einst so glücklichen Freunde! — Diese Nacht hat mit einem Mal alle Luftschlösser meiner süßen Träume zerstört, und mit schauerlichem Frost meine Hoffnungsblüthen erstarrt! — Freund — schlagen Sie mir meine einzige Bitte nicht ab, — Sie retten mich vom Rande des Verderbens — Sie retten meine Seele — Sie ersparen meinen Eltern und Geschwistern eine neue Schmach um ihren ungerathenen Sohn und verabscheuungswürdigen Bruder!"

Er hatte in fieberhafter Aufregung die Hand des etwas betroffenen Juden ergriffen und drückte sie flehend an seine Brust.

„Wie kann ich helfen?“ fragte dieser in eisiger Kälte, ohne seine Züge zu verändern.

„Nur dreißig Thaler leihen Sie mir,“ entgegnete Theodor rasch und im Tone der innigsten Bitte. „Ich zahle diese Summe mit zehn Procent nach Verlauf von sechs Monaten mit meiner ganzen Schuld zurück. — Helfen Sie mir! — Retten Sie mich!“

„Und wenn ich es abermals riskirte, — was würden Sie dann anfangen?“

„Erst versprechen Sie mir Ihre Hülfe,“ erwiederte Theodor etwas mißtrauisch, „und dann will ich Ihnen meinen Plan enthüllen und Ihnen beweisen, daß es mir möglich ist, recht bald meine Schuld abzutragen.“

„Ich will Ihr Retter sein,“ entgegnete der Jude kalt. „Ich will, — aber —“

„Kein Aber,“ unterbrach ihn Theodor rasch. „Hören Sie kurz, — helfen Sie dann und ohne Verzug, — denn in meinem Vaterlande bin ich keine Minute mehr sicher vor den Späherblicken einer ängstlich wachenden Polizei, an die mich in jedem Augenblick mein treuloser Freund Armbrust verrathen kann. Ich muß daher eilig die Stadt verlassen, und ehe es ruchbar wird, über die Grenze zu kommen suchen. Ein einflußreicher Gönner und Freund wird dann für mich sorgen und mir eine sichere Stelle verschaffen, und Sie sollen sehen, daß ich Wort halte! — Ich verschreibe Ihnen gern vierzig

Thaler für dreißig, die Sie mir jetzt gleich geben sollen, helfen Sie nur. —"

„Es sei! — Wo treffe ich Sie wieder?"

„Auf der Straße nach Schönau, in der Nähe des Thiergartens."

„Ganz recht, wo der Garten Ihres Schwiegervaters an die Landstraße stößt. — Sie werden von Ihrer holden Braut erst Abschied nehmen wollen," setzte er mit einigem Spötteln hinzu, das dem Unglücklichen nicht entging.

„Heute nicht mehr," antwortete Theodor, als sei ihm sein Spott entgangen. „O, hätte ich sie nie gesehen, es stände jetzt anders und besser um mich. Ihr Haus ist mir zum Himmel und zur Hölle geworden! — Ich werde nur bei meinen Eltern Abschied nehmen. — Ich kann nicht scheiden ohne ihren Segen; — ich muß sie versöhnen — die kindlichen Gefühle wollen ihre Rechte!"

„Das unterlassen Sie," versetzte der Jude, nachdem er durch ein halbes Gelächter seinem Spott endlich Luft gemacht hatte. „Ich komme eben von Ihren Eltern. — Ihre Schwester liegt am Sterben — und die Noth ist groß — doch habe ich in allbekanntem Mitgefühl ihnen neue Unterstützungen zufließen lassen; — auch hatte sich ein gewisser Graf von Revinsky angemeldet, während ich dort war, und so viel ich nach meinem Weggehen

an der Thür ablauschen konnte, Ihrem Vater seinen Beistand versprochen.“

„Edelmüthiger Menschenfreund!“ rief Theodor tief erschüttert und faltete die Hände.

„Und ich?!“ fragte der Jude, indem er auf eigenthümliche Weise seinen Kopf vorbog und seine schwülstig aufgeworfenen Lippen häßlich zusammenpreßte.

„Sie, — Sie sind mein Retter! — Doch ohne überflüssige Worte zu verlieren, — eilen Sie — eilen Sie — ehe es zu spät ist. — Es ist elf Uhr vorüber, — in einer halben Stunde treffen wir uns auf der Straße nach Schönau. Ich eile unterdessen in meine Wohnung und Sie erweisen mir den letzten Freundschaftsdienst.“

Nach einem stummen Händedrücken gingen sie nach verschiedenen Richtungen. Wir begleiten Theodor Trautmann in seine Wohnung.

Mehr fliehend als gehend eilte Theodor durch die Straßen und kam fast außer Athem und wie von tausend Hunden gehetzt auf sein Zimmer. —

In derselben Hast zündete er ein Licht an und begann einige werthvolle Sachen, zum Theil freundliche Erinnerungszeichen seiner Jugend, und bedeutungsvolle und werthvolle Geschenke seiner Braut zusammen zu raffen,

um sie in eine, von eben derselben mit vielem Fleiß gearbeitete Reisetasche zu packen. Wenige Manuscripte, Geisteskinder seiner Musestunden, und einige Briefe von Wichtigkeit nahm er dazu, sonst nur noch einige Kleidungsstücke, die er in hastiger Eile noch zusammenpacken konnte. —

Er war damit fertig und konnte sich eine Viertelstunde verweilen. —

„Soll ich ihr schreiben?" fragte er sich zweifelhaft. — „O, könnte ich Dich noch einmal sehen und sprechen! — Aber wie Blei haftet es an meinen Füßen, und doch scheint mir der Boden glühend heiß und die Luft erstickend schwül. — O, Trennung schmerzt! — Und doch weiß ich, scheinheiliges Mädchen, daß Du mich nie wahrhaft liebtest, — daß Du mich treulos und schändlich hintergangen! — Wie schwach und kurzsichtig sind wir gegen die Macht der Liebe! —"

Er setzte sich an seinen Arbeitstisch, zog einiges Papier hervor und schrieb, fast ganz mechanisch, ohne alle Ueberlegung an Aminka von Blumenfeld:

„Liebe Aminka!

„Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich über die Grenze. Du weißt, daß ich der Verfasser der Zeitfrage bin, wie kann ich es leugnen, da dieses Geheimniß im Besitze elender Menschen ist, die Dich und mich auf das Ehrloseste hintergangen haben und mich den Gerichten

überliefern wollen. Ich fliehe daher ins Ausland, wo ich mir eine sichere Existenz zu gründen hoffe. Von daher meinen nächsten Brief, lebe wohl und gedenke in Liebe

„Deines

„Theodor."

Nachsatz. „Grüße Deinen vortrefflichen Vater, ebenso Deine Mutter. Warne sie vor meinem ehemaligen Freunde Armbrust und dem Juden — ebenso vor dem Geheimen-Secretair von Brandeis, der von Allem unterrichtet ist. — Es hat Gefahr für Deinen Vater. Lebe wohl."

Eilig schloß, versiegelte und adressirte er den Brief, und begann darauf einen zweiten mit zitternder Hand und in fast unleserlicher Schrift, während ihm helle Thränen aufs Papier fielen.

„Theure Mutter!

„So lange ich nicht wagte, diesen süßen Namen auszusprechen, litt ich in herber Herzenspein! Reuig und demüthig lege ich mein zurückgekehrtes kindliches Gefühl zu Deinen Füßen und bitte flehentlich um Verzeihung. Ich habe den lieben Vater zu tief verletzt, als daß ich es wagen könnte, diese Zeilen an ihn zu richten. Sie sind der Abschied, — auf lange — wenn auch nicht auf ewig! — Ich bin der Verfasser der „Zeitfrage" und die Polizei ist mir auf der Spur. Ich bin zum Staatsverbrecher geworden, ohne es zu wollen,

meine Absicht ist verkannt, meine Ansichten sind entstellt und meine Grundsätze angeschwärzt worden. — Ich wollte des Fürsten und des Volkes Wohl und muß nun deshalb das Vaterland verlassen. Das Uebrige könnt Ihr Euch selbst enträthseln. Schenkt mir wieder Eure Liebe, bitte, flehe den Vater darum. Mein weniges Eigenthum überlasse ich Euch. Noch in dieser Nacht verlasse ich die Stadt und das Land. Lebet Alle wohl und verzeihe

„Deinem reuigen Sohn

„Theodor."

Nachdem er auch diesen Brief vervollständigt, und einige wichtige Papiere, welche ihm vielleicht für die Zukunft noch schaden konnten, verbrannt hatte, raffte er eilig seine Sachen zusammen und verließ nach einigem Kämpfen seine Wohnung. Mit gepreßtem Herzen eilte er nach dem bestimmten Stelldichein, und kam, nachdem er die beiden Briefe zuvor in einen Briefkasten geworfen hatte, noch vor der bestimmten Zeit auf die Straße nach Schönau.

Nachdem er in einem sicheren Buschwerk die Reisetasche verborgen hatte, schlich er sich leise und ungesehen in den Garten des Geheimen Regierungsraths von Blumenfeld, in dessen freundlichen Anlagen er einst, seine holde Aminka an der Seite, glückliche Stunden verlebt hatte. Welch eine Kluft zwischen Sonst und Jetzt. —

Unruhig — und immer unruhiger näherte er sich dem Wohnhause, welches vor der Stadt wie ein Feenschloß zauberisch in dichtem Grün und schmelzender Blumenpracht lag. Herrlich erfüllten die Wohlgerüche der schönsten und seltensten Blumen die kühlenden Abendlüfte; — süß und fesselnd drang der liebliche Schlag der Nachtigall aus dem säuselnden Buschwerk, und das klare Mondlicht goß seinen magischen Zauber über die nächtliche Pracht, als feiere die Gottheit die Wonne ihrer Allmacht und Güte. Sonst wohl blieb unser schwermüthiger Wanderer wonnetrunken stehen, vertieft in den berauschenden Genüssen einer prachtvollen Blumenwelt, entzückt von dem herzergreifenden Schlag einer Nachtigall, und pries in seligem Wonneschauer den Schöpfer der Welt; doch heute schlich er, empfindungslos für alle Eindrücke der lachenden Natur, mit klopfendem Herzen nach der Wohnung seiner Braut. Ihn trieb es fast bewußtlos dahin, ohne über Absicht und Grund klar zu werden. —

Fast der ganze mittlere Stock war erleuchtet, und die Helle des Gesellschaftszimmers verrieth ihm ein außergewöhnliches Familienereigniß. Mißtrauisch, wie er durch die Erlebnisse dieser Nacht geworden, und von der peinlichsten Neugierde — vielleicht mit einiger Eifersucht vermischt — getrieben, stürzten die schrecklichsten Gedanken ihm durchs Gehirn, und ganz erschöpft ließ er sich auf einer Rasenbank nieder. Ein weitzweigiger Kastanien=

baum warf im Mondenschein einen dunklen Schatten über ihn, — so, daß der Geheime Regierungsrath ihn nicht bemerkte, als dieser bald darauf vorüberging und selbst mit Erstaunen die hellerleuchteten Zimmer seines Hauses sah. Kopfschüttelnd schritt er durch den Thorbogen und verschwand im schwach erleuchteten Hausgang, während sich eine Seitenthür des Hauses öffnete und seine Frau und Tochter in Begleitung zweier Herren nach der entgegengesetzten Seite gingen. Die Frauen schienen den beiden Herren das Geleit zu geben. Die jüngere führte sich an dem einen, sprach mit vieler Heiterkeit und lachte mehrmals so hell auf, daß selbst die Vögel aus ihrer nächtlichen Ruhe aufflatterten.

Fast hätte Theodor laut aufgeschrieen, als er in dem aufmerksamen Führer seiner Braut den treulosen Freund und in dem andern Herrn den Juden Schinder erkannte.

„Ganz wie Sie sagen, gnädige Frau!" flüsterte der Jude halb leise, aber doch so, daß es Theodor in der Stille der Nacht ziemlich deutlich verstehen konnte. „Sie wissen, holde Frau, daß ich jederzeit bemüht war, mich Ihrer Huld werth und würdig zu zeigen. Gern unterstütze ich Ihren Haß gegen Dr. Trautmann, erzeige ich ja doch auch meinem Herzen einen Dienst damit. Mein Freund eilt jetzt nach der Polizei, während ich

Trautmann hier aufzuhalten suche und ihn in die Falle locke."

„Einverstanden!" entgegnete die Frau Geheime Regierungsrath, welche sich auch in letzterer Zeit „Frau Director" nennen ließ, da ihr Mann in Verhinderung seines Directors dessen Stelle schon mehrmals versehen hatte. „Dadurch, daß Trautmann eingezogen, vor Gericht gestellt, und voraussichtlich in einige Jahre Festungsstrafe verurtheilt wird, sind alle seine Ansprüche an meine liebe Aminka erloschen, und wir sind ihn auf gute Manier losgeworden. Nur auf diesem Wege können wir an unser Ziel gelangen. Seine Kenntnisse und sein einnehmendes Wesen würden ihm im Auslande bald wieder zu einer sicheren Stellung helfen, und so lange er noch als Ehrenmann in der Welt steht, wird mein Mann nie zugeben, daß mein gutes Kind dem glücklicheren Drange ihres Herzens folgt, und ein Verhältniß auflöst, das ja doch nur Schimpf und Schande in unsere Familie gebracht und den Hausfrieden seit vielen Jahren gestört hat. — Es bleibt also bei unserer Verabredung. — Auf dem Ball der Frau von Dollmann wird sie als seine erklärte Braut erscheinen.

Die Frau Geheime Regierungsrath von Blumenfeld hatte noch mehr gesprochen, allein da sich die Gesellschaft schon zu weit entfernt hatte, konnte Theodor die einzelnen Worte nicht mehr verstehen. Auch wußte er schon genug, um seine Flucht so sehr als nur möglich zu beschleunigen.

Er eilte nach der oberen Seite des Gartens, gerade in der entgegengesetzten Richtung; wodurch er so weit dem Juden vorkam, daß er, bis dieser um die Ecke des Gartens gebogen, schon das nahe Birkenwäldchen erreicht haben und ihm daher dieser in seiner Flucht nicht weiter hinderlich und gefährlich werden konnte.

Sechstes Capitel.

Doch hab' ich immer sagen hören, daß
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Schiller.

An diesem Abend so vieler traurigen Ereignisse saß die stolze Frau Geheime Regierungsrath von Blumenfeld in ihrem prächtig ausgestatteten Wohnzimmer auf einem Sopha mit scharlachrothem Sammtüberzug, und blätterte in dem Album ihrer Tochter. Vor ihr auf einem zierlich gearbeiteten Tischchen stand ein schwersilberner Armleuchter, dessen sechs Wachskerzen eine blendende Helle im Zimmer verbreiteten. Bücher und Zeitungen lagen noch zerstreut auf dem Tische herum und deuteten an, daß die hohe Frau in den letzten Augenblicken sich weder mit ihrem Hauswesen, noch mit ihrer Familie beschäftigt hatte. Sie war in ihrer eifrigen Lectüre durch den Eintritt ihres Dieners gestört worden, der ihr das Album ihrer Tochter, der schönen Aminka, mit einer Empfehlung von der Gräfin Antoinette von Stein-

wart brachte. Sie blätterte mit gespannter Aufmerksamkeit in demselben, plötzlich hielt sie inne, sie hatte die gesuchten Zeilen der reichen Gräfin gefunden; aber der Ernst ihrer Züge, das flüchtige Darüberhinblicken und das soforte Weiterblättern verrieth, daß sie mit den Denkzeilen ihrer Freundschaft nicht zufrieden sei. Sie erwartete von dieser angesehenen Dame, deren Umgang mit Aminka ihr immer so sehr schmeichelhaft war, ein großes Gedicht ihres eigenen Genies, eine ihrer vortrefflichen alegorischen Zeichnungen oder eine ihrer so sehr bewunderten Compositionen; allein die wenigen Zeilen aus Sirach, welche die Freundin mit zierlicher Schrift geschrieben hatte, machten den unangenehmsten Eindruck auf sie. Sie schrieb:

„Die Furcht des Herrn ist der rechte Gottesdienst.“ War es die fromme Scheinheiligkeit der Frau Geheimen Regierungsrath, daß sie den Geist dieser Worte so sehr unpassend für ein Album fand, oder stand er mit den Plänen ihres stolzen Wesens im Widerspruch, und fürchtete sie deshalb bei ihrer Tochter einen für dieselbe nachtheiligen Einfluß, kurz, — sie schlug hastig das Album zu, und verschloß es in ihrem Secretär, wozu nur sie einen Schlüssel hatte.

„Bibelsprüche in einem Album dünken mir wie Carnevalspossen in einem Gebetbuch,“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Meine gute Aminka darf keinen Falls vor ihrer Verlobung mit dem Herrn von Armbrust das

Album zurückerhalten. Das gute Kind ist in der frommen heiligen Weise seiner Rechtgläubigkeit, in seinem Thun und Lassen zu ängstlich, und vergißt ganz, die Rechte des Geistes von denen des Fleisches zu trennen. Die Kräfte, welche Gott in unsere Seele gelegt, wie die Leidenschaften, womit er unseren Körper begabt, sie sind die Triebfedern unseres irdischen Handelns, aber der Genuß, — das Glück dieser Welt, — ist das Band des Friedens, das Paradies menschlicher Glückseligkeit. — Ich kann nicht begreifen, daß ich entbehren soll, wenn Andere nichts entbehren; — warum ich die Mittel ausschlagen soll, womit ich zu meinem Ziele gelangen kann, ohne der Menschheit Schaden zu bringen, ohne meine Ehre, meine Stellung und meine Verhältnisse zu gefährden. Egoismus ist der Grundzug jeder menschlichen Handlung, und ich habe nie begreifen können, daß selbst die Heiligen der Kirche in dieser Hinsicht eine Ausnahme machten. Sie waren ebensosehr von den menschlichen Schwächen befallen, wie wir heutzutag, ja sie waren zum Theil Verbrecher und sind oft durch geringe Umstände das geworden, was sie jetzt sind. — Und sollte ein flüchtig, empfindungslos hingeworfenes Wort der Zuneigung hinreichend sein, über das künftige Glück zweier Menschen zu entscheiden, selbst dann noch, wenn das Herz von der peinlichsten Reue gequält wird. Liegt in dem schüchternen Geständniß der ersten Liebe zugleich die Verpflichtung: mich für das ganze

Leben zu binden, wenn ein näherer Umgang, wenn äußere Verhältnisse und Eindrücke das Herz erkalten und die Gefühle theilen! Ich glaube nicht! — Aminka, das gute Kind, war einstmals durch Trautmann verblendet und schwärmte für ihn. Man glaubte ihn in besseren Verhältnissen, man erwartete mehr für seine Zukunft, — nun aber hat sich das Blatt gewendet, die flache Wirklichkeit sie eines Besseren belehrt, — warum sollte sie jetzt noch unter diesen ungünstigen Verhältnissen dieselben Gefühle hegen, als damals, da die Zukunft ganz anders vor ihr lag. Meine mütterliche Liebe hat eine bessere Parthie gefunden, und das gute Kind ist dieser nicht abgeneigt. — Hahaha, wie mir das Herz vor Freude lacht. — Solch ein Schwiegersohn macht dem Mutterherzen Freude. — Er hat mir auf heute Abend einen Besuch versprochen. — Er wird bald kommen. — Die arme Aminka muß unterdessen sich im Theater langweilen, wohin sie der zudringliche Trautmann abholte. — Mein Mann wird heute Abend die Loge besuchen und so habe ich endlich einmal das seltene Glück, mit meinem zukünftigen Schwiegersohne ein Stündchen allein — unbelauscht und ungesehen — zu verplaudern." —

In diesem Selbstgespräch wurde die Dame durch ein Geräusch im Nebenzimmer gestört, und als gleich darauf ihr Gemahl ins Zimmer trat, fand er sie in einer Zeitung lesend, die sie aber so gedankenlos und zer-

streut vor sich hinhielt, daß sie nicht eher bemerkte, daß sie dieselbe verkehrt hielt, bis sie ihr Gemahl darauf aufmerksam machte.

„Ich werde heute Abend etwas länger ausbleiben, als gewöhnlich, liebe Dora," fuhr er dann in einer liebevollen Weise fort, „Du brauchst deshalb keine Sorge zu haben, wenn ich sogar um Mitternacht noch nicht zurückgekehrt sein sollte. — Wie Du bereits durch einen ungeschickten Zufall erfahren, wird heute Abend der wackere Oskar d'Oerwel in unsere Loge aufgenommen, und dem jungen Manne zu lieb werde ich mich etwas länger verweilen. Seine Bekanntschaft ist mir von ganz besonderem Interesse, und ich freue mich, ihn recht bald in unserem Familienzirkel eingeführt zu sehen. — Weiß ich ja doch, daß ich hiermit auch Dir eine Gefälligkeit erweise," setzte er mit ganz besonderer Zärtlichkeit hinzu, und blickte mit inniger Liebe ihr in die ausdruckslosen Augen. Kein Zug des Mitempfindens lag auf ihrem regelmäßigen, stolzen Gesichte, kein Lächeln oder freundliches Nicken verhieß den Beifall einer liebeerfüllten Seele. Zu sehr mit den bevorstehenden Ereignissen des Abends beschäftigt, entging ihm der Gattin seltsames und kaltes Benehmen.

Nach einer Weile fuhr er in derselben Begeisterung fort:

„Wie wird sich Theodor freuen, seinen alten Freund hier zu treffen." —

Die Gesichtszüge der gnädigen Frau verfinsterten sich bei dieser Wendung seiner Erzählung sehr auffallend, sie hatte Noth die Wallungen ihres Bluts zu dämpfen und den lange gehegten Groll gegen den Dr. Trautmann vor ihrem Gemahl zu verbergen. Denn dieser schätzte jenen ungemein und pries sich glücklich, einstmals einen so wackeren, sittlich braven Schwiegersohn zu bekommen. Nur die stolze und herrschsüchtige Gemahlin war mit dieser Verbindung unzufrieden, und obwohl nur selten in der Familie davon gesprochen wurde, so hatte es doch schon darüber verschiedene Zwistigkeiten gegeben, die oft ein mehrtägiges Schmollen zwischen den beiden Gatten hervorgerufen hatten.

Der Geheime Regierungsrath bemerkte endlich die auffallende Veränderung seiner Gemahlin und bedauerte, dieselbe in diese Stimmung versetzt zu haben. Mit einiger Zärtlichkeit setzte er sich ihr zur Seite und ergriff ihre Rechte, indem er den linken Arm um ihren Rücken bog.

„Ich verspreche mir durch d'Oerwels Talente manchen herrlichen Genuß, und unsere Kinder, Theodor und Aminka, werden mit ihm vereint, uns manchen schönen Abend bereiten. — — —"

Es trat eine längere Pause ein, während welcher die Frau Geheime Rath mit einem Zeitungsblatt spielte

und der Gemahl in gedrückter Stimmung zusah. Endlich begann er:

„Auch wird sich des alten Trautmanns Sache in der nächsten Zeit schlichten. — Die Untersuchung soll niedergeschlagen, und er, in Betracht seiner früheren Verdienste, pensionirt werden. — Ja, man ist sogar noch weiter gegangen; einer meiner Collegen beantragte: man möge ihm die Verwaltung der Leidenthalischen Güter übertragen, wodurch ihm Gelegenheit gegeben wäre, neben seiner Pension noch so viel zu verdienen, daß er nach einigen Jahren alle entstandenen Kosten und vorhandenen Rückstände zu decken im Stande sei. — Man ist sehr für die Milderung der Strafe, wie überhaupt die betreffenden Acten ein ganz anderes Resultat liefern, als die einseitige Untersuchung des Herrn Commissairs. Auch hätte das Colleg die Sache schon längst erledigt, wenn nicht der Herr Geheime Regierungssecretair von Brandeis, als Referent derselben, so sehr gegen das Benehmen des Amtmanns Trautmann aufgetreten wäre, so daß wir uns veranlaßt sahen, nochmals auf einige Tage die Verhandlungen aufzuschieben, um über seine früheren Verhältnisse vorher noch einiges Nähere einziehen zu können. Warum der Baron von Brandeis so rücksichtslos gegen diese unglückliche Familie auftritt — —"

„Ich rechnete eben heraus," unterbrach ihn die Gemahlin mit unterdrücktem Lächeln, „daß es wohl sehr

rathsam sein dürfte, unsere Gesellschaft erst nach dem großen Ball der Frau Kammerrath von Dollmann zu halten. — Werden wir auch nicht so viel aufzubieten vermögen, so werden wir doch keiner vornehmen adeligen Familie zurückstehen, und ich hoffe, daß Du mir auch hierin unumschränkte Gewalt gibst, weißt Du ja doch aus Erfahrung, daß ich immer Ehre und Ruhm mit meinen Anordnungen erntete."

„Aber, liebe Dora," unterbrach sie der Gatte, durch ihre plötzliche Gesprächswendung aufs Empfindlichste verletzt, „es sind noch keine vierzehn Tage her, daß Aminka ihren Freundinnen eine Gesellschaft gab, und jetzt schon wieder — —".

„Ich denke, Du solltest die Nothwendigkeit zeitweiser Einladungen einsehen," lenkte die Gattin ein, indem sie ihre Rechte zurückzog und ihr Auge unruhig umherschweifte. „Dafür zu sorgen, überlasse der Gattin —",

„Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt! sagt das Sprichwort. — Wenn es noch kurze Zeit so fortgeht, so kommen wir an den Bettelstab, noch ehe wir unser Kind versorgt haben. Was soll das geben? — was kann daraus werden? — Wir sind ohnedies in den letzten Jahren durch mancherlei Verhältnisse zurückgekommen, und ich hätte schon längst gewünscht, Du würdest auch ohne meine ausdrückliche Veranlassung Gelegenheit genommen haben, im Interesse unserer Ehre Dich nach und nach etwas

zurückzuziehen. Unser Kind ist so gut wie versorgt und wird bald die Gattin eines braven Mannes werden, der ein bescheidenes, darum aber nicht minder geselliges Leben gewöhnt ist und auf unser Kind so viel Einfluß ausüben wird, daß Aminka nicht mehr nöthig hat, die großen pomphaften, und vor allen Dingen sehr kostspieligen Gesellschaften des Adels mitzumachen. Und nun gar wir — liebe Dora! — O daß Du während der Dauer unserer zwanzigjährigen Ehe nie hast begreifen lernen, daß im engen Familienkreis, im Frieden und in der Eintracht desselben, das schönste und herrlichste Erdenglück zu suchen ist, nicht aber in dem äußeren Glanz unserer Gesellschaften! — Glaube und Liebe, der Menschheit göttliche Pflanzen, tragen im Garten der Familieneintracht der Wahrheit schönste Früchte: Demuth und Freundschaft. — O erfasse diesen Gedanken, er ist der Grundton meines Glücks! — Und ganz davon abgesehen, zwingen uns äußere Verhältnisse, unseren bisherigen Aufwand etwas zu beschränken. Ich habe in letzterer Zeit auch verschiedene Mal den Juden Isaak Schinder und den Postsecretair von Armbrust in meinem Hause angetroffen. Ich kannte beide Männer nur durch ihren Ruf, liebe Dora, erst durch Dich bin ich hier mit ihnen persönlich bekannt geworden, finde übrigens sehr unpassend, wenn der Mann bei der Wahl üblicher Hausfreunde nicht auch zu Rathe gezogen wird. — Ich wünsche daher, daß beide Herren ihre Besuche

bei Dir einstellen oder doch wenigstens nur dann kommen, wenn sie sicher und gewiß sind, daß auch ich zu Hause bin."

Der Gemahl hatte die letzten Worte so bestimmt und mit so gewichtiger Betonung gesprochen, daß seine Gemahlin überrascht den Kopf seitwärts bog und mit gezwungener Ruhe ihn anstarrte, dann aber in ein helles, aber bitteres Gelächter ausbrach.

„Bitte sehr um Entschuldigung, geehrtester Herr Geheime Regierungsrath," sagte sie im Tone der rohesten Ironie, „ich denke doch, Euer Wohlgeboren werden gegen die Gattin hiermit kein Mißtrauen aussprechen wollen, so sehr auch diese ängstliche Sorgsamkeit den Charakter der Eifersucht trägt, und ich meine, daß man in unseren Jahren diesen drückenden, beängstigenden Alp überwunden hat."

„Keineswegs, liebe Dora," antwortete der Gatte mit gezwungener Ruhe. „So lange der Mann seiner Frau mit warmer, inniger Liebe zugethan ist, so lange wird auch die Eifersucht ihr schelmisches Spiel treiben. Es gibt keine Liebe, die nicht diese Schwächen, die nicht die Dämone der Eifersucht zur Begleitung hätte."

„Nun, so kann ich Dich beruhigen," erwiederte sie mit dem Ausdruck angenommener Zärtlichkeit. „Beide Männer sind Trautmann's Freunde, und durch ihn bin ich mit ihnen bekannt geworden, — wenn sie also

kommen, so geschieht es gewiß nur in der Absicht, mit ihrem Freunde zusammen zu sein."

„Ich kann nicht glauben, daß Theodor solche Männer zu seinen Freunden zählt," — entgegnete von Blumenfeld nachdenkend.

„Dem ist doch so," bemerkte die Gattin; „mag auch die Freundschaft durch äußere Umstände herbeigeführt, und nur durch diese etwas befestigt sein, Trautmann hat Umgang mit beiden Männern. — Bei dem Juden hat er über hundert Thaler geliehen —"

„Wie — wer sagt das —?" fragte der Geheime Regierungsrath unangenehm überrascht und sprang auf.

„Seine eigenhändige Unterschrift!"

„Warum wendet sich Theodor nicht an mich, wenn er sich in Geldverlegenheit befindet," sprach er ernst vor sich hin, in raschen Schritten im Zimmer auf und nieder schreitend. „Es kann jedem jungen Manne einmal begegnen, daß er in solche Verlegenheit kommt; und wenn man eine Braut hat, kann es einem gar leicht passiren. Aber unverzeihlich ist, daß er sich an diesen elenden Wucherer wendet, der das Unglück von mehr als zwanzig einst zufriedenen Familien verschuldet und jetzt noch die Frechheit hat, wie ein ehrlicher Mann unter ehrlichen Christen zu leben. Ich weiß, daß er einen mächtigen Arm hat, daß einige der ersten und höchsten Diener des Staates unter seinem Einfluß stehen und vielleicht manchmal auch Theil an seinen Verbrechen

hatten. Wenigstens hätten sie ihm sonst nicht mit so glücklichem Erfolg gelingen können. — Und Armbrust, liebe Dora, er steht nicht im besten Rufe, und damit ich offen rede, ein treuer Freund hat mich auf diese Hausfreunde aufmerksam gemacht, deshalb wünsche ich, daß Du meine Winke verstehen und vor allen Dingen aber auch den bisherigen Aufwand vermeiden möchtest, damit wir der Ausstattung unserer einzigen Tochter mehr Mittel und Aufmerksamkeit zuwenden können.“

„Gib nur Geld — dann will ich alles anschaffen,“ entgegnete die Gemahlin gereizt.

„Wohlan, — mache einen Ueberschlag, was etwa jetzt zunächst an Weißzeug angeschafft werden muß, ich werde keinen Kreuzer verweigern, wenn ich die Nothwendigkeit seiner Verwendung einsehe. — Du weißt, für ein reichliches Weißzeug hatte ich immer eine große Vorliebe, ich werde also kein Geld scheuen, für solches nach Kräften zu sorgen. Das ist Sache der Mutter, deshalb sei besorgt, daß unser Kind nicht schlecht dasteht. — Uebrigens bitte ich Dich, hierin zwar eine reichliche, aber doch mehr bürgerliche Ausstattung im Auge zu haben, denn ich möchte Aminka doch auch noch eine gewisse Summe baaren Geldes mitgeben können, weil baares Geld für junge Eheleute eine wahre Segensquelle ist!“

„Ich denke mit der Ausstattung wird es so keine Eile haben,“ bemerkte die Gattin, „denn Trautmann

wird durch die „Zeitfrage" seine Carriere im Staatsdienste doch auf viele Jahre hinaus verdorben haben, und ich werde nie meine Einwilligung geben, so lange er sich nicht eine sichere und ehrenvolle Existenz gegründet hat. Uebrigens gefällt mir das Verhältniß mit dem Herrn Dr. Trautmann keineswegs, und wenn ich offen gestehen soll, ich wünschte dasselbe aufgelöst!"

„Dora!" rief von Blumenfeld voll Ueberraschung und Aerger.

Ohne sich an den Vorwurf des Gatten zu kehren, fuhr sie in entschiedener Sprache fort, indem sie sich erhob und ein mehr theatralisches als heroisches Aeußere annahm, während jener mit gekreuzten Armen vor ihr stand, und seine hohe Stirne sich immer mehr und mehr in ernste Falten zog:

„Auch Aminka fühlt sich äußerst unglücklich in dem bisherigen Verhältniß. Die blinde Leidenschaft, welche sie einst an den jungen, damals noch schönen Mann fesselte, ist gewichen und hat einem widerstrebenden Gefühle Platz gemacht. — Der nähere Umgang mit ihm, sein launenhaftes Wesen, seine ungünstigen Verhältnisse, besonders aber sein politisches Streben, haben ihre Liebe erkaltet, und von der bittersten Reue gequält sitzt sie oft stundenlang bei mir und kann nicht satt werden, ihr kummervolles Herz unter einem Strom von Thränen auszuschütten."

„Und die Mutter hilft getreulich mit,“ bemerkte von Blumenfeld sehr unzufrieden und mehr gereizt, als ernst. „Und so wahr ein Gott im Himmel lebt, werde ich nie zugeben, daß Aminka ein Verhältniß auflöst, welches sie einst in voller Liebesüberzeugung knüpfte, so lange Theodor seinen Grundsätzen getreu bleibt und in meinen Augen als ein Ehrenmann erscheint. Eure Gründe lasse ich nicht gelten. Uebrigens sei in Deinem Urtheil über die „Zeitfrage“ vorsichtiger, denn wisse, daß auch Dein Gemahl mehr oder weniger dabei compromittirt ist. Theodor's Ansichten sind die meinigen. Meine Lebenserfahrungen und mein ruhigeres Blut ließen mich vorsichtiger sein, als seine Jugend es zuweilen gestattete. — Um aber dem Liebesweh unserer Tochter ein Ende zu machen, werde ich Theodor's definitive Anstellung zu beschleunigen suchen, und sobald seines Vaters Sache ins Reine gekommen ist, mit ihm den Tag der Trauung bestimmen. Unter der Haube wird Aminka die entehrenden Liebeszweifel vergessen, und ihrem Gemahl als eine fromme und sittsame Frau treu und ergeben sein“ — und indem er sich nun zum Weggehen anschickte, setzte er in stichelnder Redeweise hinzu, „— wird ihm auch nie durch zweideutige, ungebetene Hausfreunde Anlaß zur Eifersucht geben, und seiner Liebe, seinem Vertrauen jederzeit willig ihre Wünsche opfern!“

Mit den letzten Worten hatte von Blumenfeld das

Zimmer verlassen, und die erzürnte Gemahlin ließ in einem langen Monologe ihrem Aerger freies Spiel; dann trat sie in ein Nebenzimmer und legte ein leichtes aber kostbares Hauskleid an, wie es etwa bei den Damen am Hofe Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich getragen wurde, in einer Zeit, da Frivolität und Ueppigkeit einen so nachtheiligen, unheilvollen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft übte, daß das Auge durch jene Kleidungen nicht mehr beleidigt wurde, ja man sich sogar so weit verirrte, in der Freiheit seines Anzugs einen gewissen Vorrang zu erblicken.

Frau Geheime Regierungsrath von Blumenfeld war eine schöne, stattliche Frau in den vierziger Jahren. Die plastische Ruhe und die Reinheit ihrer Formen würden den Menschenkenner leicht in der Beurtheilung ihres Characters irre geführt haben, wenn nicht ihr listiges schwarzes Auge, die hochgehobene grade Haltung ihres Hauptes und ihr gewandtes, ungenirtes Wesen bei genauerer Beobachtung ihm eine leidenschaftliche, ehrgeizige, aber feingebildete, dem frivolen Lebensgenusse nicht fern stehende Dame verrathen haben würde. Ihr glänzend schwarzes Haar hing mit vielem Fleiß geordnet um den zierlichen, kleinen Kopf und gab ihr ein überaus jugendliches Aussehen, ihre Wangen glühten noch in seltener Jugendfrische, und der kleine zierliche Mund paßte allerliebst zu ihrer griechischen Nase. Die

Fülle ihrer Gesichtsformen verriethen eine unerschütterliche Gesundheit.

Nachdem sie die zerstreuten Papiere von dem kleinen Tischchen vor dem Sopha aufgeräumt hatte, breitete sie eine fein gearbeitete Decke darüber, holte eine Theekanne, zwei Tassen, Zwieback, Kuchen und sonstige Süßigkeiten herbei, und zeigte damit an, daß sie den geliebten Gast auf das Freundlichste empfangen würde. Daß sie außerdem noch eine Flasche Malaga zur Seite stellte, Cigarren und Feuerzeug herrichtete, wird der geneigte Leser natürlich finden, und wir unterlassen die Einzelnheiten zu schildern, wie sie die huldvolle Aufmerksamkeit einer gebildeten, vielleicht auch verliebten Dame erfindet, um der geliebten Person aufs augenfälligste die innigsten Gefühle darzulegen.

Mit sichtlichem Wohlgefallen übersah sie das Werk ihrer Zuneigung für den Herrn Baron von Armbrust, und die Ermahnungen und Vorwürfe ihres Gemahls waren in dem Meer ihres Entzückens untergegangen. Sie hatte alles Unangenehme des Abends vergessen und lebte ganz in dem seligen Vorgefühl mit dem einstigen Schwiegersohn einige Stunden allein zu sein, um nach Herzenslust über die Durchführung ihrer Glücksprojecte sich mit ihm zu berathen.

Sie trat mehrmals ans Fenster und sah in die mondhelle Nacht mit forschender Aufmerksamkeit. Vor ihr lag wie in heiliger Ruhe der Garten. Leise lispelten

die Abendwinde durch das Buschwerk, hie und da schmetterte noch ein Vogel sein Abendlied und in der buschigen Kühle erhob die Nachtigall ihren bezaubernden Schlag. — Kein Wölkchen bedeckte den mattblauen, nur mit wenigen Sternen besäeten Himmel, und während der Mond sein klares Licht über die Landschaft goß, verschwand immer mehr und mehr der letzte Schein des Abendrothes. —

Mit süßem Wohlbehagen athmete Frau von Blumenfeld die erquickende Abendluft; aber immer mit zunehmender Unruhe harrte sie des Gastes. Schon hatte es neun Uhr geschlagen, und noch immer war er nicht gekommen. Sie fing an unwillig zu werden, und wie vom bösen Geiste getrieben eilte sie von einem Zimmer ins andere; doch konnte sie ihm nicht grollen, — ihr gütiges Herz hatte für sein langes Ausbleiben Entschuldigungen genug, um in seiner Gegenwart alles Unangenehme zu vergessen, welches sie wenige Minuten zuvor durch ihn hatte.

„O, ihr armen, gequälten Postleute!“ rief sie nach einer Weile, mit aller Gewalt die aufwogende Mißstimmung unterdrückend, „wie selten wird euch das Glück einer freien, gemüthlichen Stunde zu Theil, ohne daß sie die Prosa des Dienstes gefährdet. — Armer Otto, — vielleicht sitzest Du jetzt am Expeditionstisch und betrauerst den Verlust der Stunde unseres Zu-

sammenseins, um welche Dich auch diesmal wieder Dein langweiliger Dienst brachte!"

Sie trat wieder ans Fenster; — jetzt hörte sie hastige Schritte dem Hause sich nähern, und nach wenigen Secunden gespannter Erwartung erblickte sie den geliebten Freund, der mehr laufend als gehend ins Haus eilte. —

„Meine himmlische Beschützerin!" rief Armbrust, als er fast außer Athem ins Zimmer stürzte und die gnädige Frau in seine Arme schloß.

„Um Gotteswillen, Herr Ober-Postamtssecretair, was ist Ihnen," fragte sie in der unangenehmsten Ueberraschung. „Sie tragen Blutspuren an Ihren Handschuhen — und hier ihr Stock — um aller Heiligen Willen! was ist Ihnen begegnet. — Sie werden bleich — o reden Sie — reden Sie — — — Ewiger Himmel, ich ahne!" setzte sie in scheinbarer Aufregung hinzu, indem sie ihre Augen mit den Händen bedeckte und sich aufs Sopha niedersetzte, während der Angeredete todtenbleich und wie vom Blitz getroffen, bald seine Handschuhe, bald seinen Stock ansah, und keine Silbe zu reden vermochte. — Nur mit Mühe raffte er sich zusammen, und nachdem er fast zitternd die blutbefleckten Handschuhe bei Seite gelegt und den Stock in eine Ecke gestellt hatte, näherte er unter vielen Bücklingen sich der gefeierten hohen Frau.

„Darf ein ergebener Freund und Verehrer einige Worte zu seiner Entschuldigung und Rechtfertigung

stammeln, hochgeehrteste Frau Director?" fragte Armbrust mit einem fast weinerlichen, bittenden Ton.

„Warum sollte er nicht!" entgegnete sie mit einigem Entzücken und winkte dem, durch den Schrecken noch immer entstellten Postsecretair sich aufs Sopha niederzulassen.

Armbrust hatte seine Fassung wieder erlangt. Seine nächste Aufgabe mußte sein, jeden Verdacht von sich abzulenken und die hohe Frau auf eine für ihn vortheilhafte Weise mit der Ursache dieser Blutspuren bekannt zu machen. Seine lebhafte Phantasie hatte ihm auch schon einen Ausweg gezeigt, obgleich es ihm rathsamer dünkte, bei der Wahrheit zu bleiben und die Freundin zur Vertrauten zu machen. Es konnten selbst einige Vortheile für ihn hieraus entspringen, wenn er den Doctor Trautmann in das Licht eines Verbrechers stellte. Zugleich unterstützte er somit die geheimen Wünsche seiner hohen Gönnerin, welche mit ihm bisher vergeblich gesucht hatte, den Charakter Trautmanns so herab zu würdigen, daß sie Veranlassung genug haben konnte, sein Verhältniß mit Aminka aufzulösen. So wenig Armbrust auch an eine sofortige Verlobung mit Aminka dachte, beabsichtigte er zunächst nur eine zärtliche Liebelei, die ihm in seiner entehrenden Gesinnung seine Phantasie mehr genußreich und reizend, als etwa für Aminka heilbringend und ehrend malte. Seine

Religion war ja einzig und allein der Genuß, sein Glaube nur die Wonne des Augenblicks, wie konnte ihm da noch die Ehre eines Mädchens heilig sein? Der Böse findet darin die höchste Wonne seiner Lebensrichtung, auch die Unschuld in den Pfuhl des Lasters hinabzuziehen. Von ehrlicher, inniger und warmer Liebesgesinnung konnte bei Armbrust eben so wenig die Rede sein, als von dem Streben nach etwas Besserem; und sein regeres Interesse für Aminka unterschied sich vielleicht nur darin von demjenigen, welches er sonst für jede Dirne hatte, daß sich ihm mehr Schwierigkeiten entgegenstellten, um zu seinem Ziel zu gelangen, daß er durch Mancherlei veranlaßt war, seinem ehemaligen Freunde einen bösen Streich zu spielen, — und besonders auch, weil ihr kindlich frommes Gemüth durch seinen Einfluß, durch seine Grundsätze, und namentlich auch durch verschiedene, durch ihn besorgte Lectüren in seiner echt christlichen Weise irre geworden war. Obgleich sie sich seinen Lebensprincipien hinneigte, kam sie dadurch nicht von ihrem christlichen Scheinwesen ab, und galt allgemein als eine fromme, fleißige Kirchengängerin und überall als ein tugendhaftes, sittlichreines, anspruchsloses und bescheidenes Wesen. Endlich war es auch die Schönheit Aminka's, die ihn reizte, und die bei ihrem ersten Zusammentreffen die leidenschaftlichsten Gedanken in seiner schmutzigen Seele erweckte, und mit einer seltenen Willenskraft und Ausdauer war er auf sein Ziel

losgesteuert. Dazu kam noch, daß Aminka auffallende Geistesanlagen hatte, und es ihm schmeichelte, solchen Einfluß auf sie zu haben. Der Einfluß ihrer Mutter, deren abgöttische Begeisterung und unmütterliche Nachsicht für sie, wie überhaupt auch deren eigne sittliche Richtung, — die trotz ihrem überspannten Adelsstolz nicht Ehrgefühl genug hatte, die Liebesversicherungen eines elenden Juden zurückzuweisen, — wirkte so nachtheilig auf sie, daß es einem Armbrust gar nicht schwer fallen konnte, die besten Grundsätze ächter Weiblichkeit zu untergraben.

Armbrust war der Frau Geheime Regierungsrath näher gerückt. Es lag in ihren Zügen ein Ausdruck schelmischer Güte, der so recht lebhaft ihre Launenhaftigkeit characterisirte, und im auffallendsten Contraste zu der vorhergegangenen Aengstlichkeit stand. Der stille Verehrer war von ihrem Wesen so bezaubert, vielleicht auch durch den Gedanken, einer drohenden Verlegenheit entronnen zu sein so sehr entzückt, daß er ihre kleine zarte Hand erfaßte und ehrerbietig an seine Lippen drückte. Frau von Blumenfeld nickte beifällig, während ihr schönes Auge mit innigem Wohlgefallen an dem seinigen ruhte. —

„Wenn Sie mir ein aufmerksames Ohr leihen wollen, bin ich so frei, Ihnen die Ursache meines verdächtigen Aussehens zu schildern. — Erschrecken Sie aber nicht, — ich hoffe aus meinem Abenteuer die

besten Vortheile zu ziehen, und dem schönen Ziele näher zu rücken, Ihre holde Tochter vor aller Welt als meine Verlobte zu erklären.

„Mein sehnsüchtigster Wunsch!“ bemerkte die Freundin.

Armbrust erzählte nun den Hergang seines Streites mit dem jungen Trautmann, den er jedoch zu seinen Gunsten etwas ausstattete, dabei Manches zusetzte, Manches aber auch wohlweißlich verschwieg, aber doch im Ganzen so ziemlich bei der Wahrheit blieb. Er mußte mit Vorsicht zu Werke gehen, denn jedenfalls wurde er in eine Untersuchung gezogen, da ihn Trautmann erkannt hatte und seinem Gefährten traute er auch jeden Verrath zu. Böse Menschen sind immer mißtrauisch, selbst gegen die Aufopferung und Hingabe ihrer Freunde. Er suchte auf Trautmann den Hauptverdacht zu werfen, dieser mußte den Streit angefangen, den Bruder mißhandelt und halb zu Tod geschlagen haben. Die Frau Geheime Regierungsrath fand dies sehr natürlich, da sie schon früher durch Armbrust erfahren hatte, daß beide Brüder nicht im besten Einvernehmen lebten.

„Sie sehen also, meine hochgeehrteste Freundin, wie unschuldig ich in diese Streitigkeit verflochten worden bin,“ setzte er am Schlusse seiner Erzählung hinzu. „Ich fühle, dieses Ereigniß wird über kurz oder lang über mein und Ihrer holden Tochter Glück entscheiden. Trautmann's Blüthezeit ist vorüber; — und wie er

in den letzten Wochen überhaupt sehr tief herabgesunken ist, wird dieses Ereigniß seine schlechte Lebensweise vor aller Welt erst recht blos stellen. Ihr hochverdienter Herr Gemahl wird dann selbst einsehen müssen, wie wenig ehrenvoll die Zukunft seiner einzigen Tochter an der Seite eines solchen Menschen ist, deren Glück und Wohlergehen ich mir zur ersten und höchsten Lebensaufgabe gemacht habe."

„Ich kenne den nächtlichen Auftritt doch noch zu wenig, lieber Armbrust, um vollständig beruhigt zu sein," bemerkte die Freundin, noch immer darüber in Unruhe. „Ich befürchte nur, man wird auch Sie in diese Untersuchung ziehen, und —"

„Wie schmeichelt mir Ihre Sorge um mich!" unterbrach er sie rasch, indem er mit schlauer Zärtlichkeit ihre kleine Hand drückte. „Und sei dies auch," setzte er nach einer Weile hinzu, „der Zeugen sind zu wenige, als daß man mich anklagen könnte. Dagegen liegt es besonders auch in des Geheimen Secretair von Brandeis Interessen, den ganzen Verdacht auf Trautmann zu wälzen, der ohnedies in diesen Tagen schon wegen politischen Umtrieben vor Gericht gestellt werden wird. Sie wissen, daß er mich in seine staatsgefährlichen Geheimnisse gezogen hatte, daß er sogar so unvorsichtig gewesen, mir einige von seiner eigenen Hand geschriebene, politische Aufsätze zu geben, welche ihn unfehlbar einige Jahre auf die Festung bringen werden. Der Herr von

Brandeis, der sein unglückliches Verhältniß zu Aminka kennt, und mit seiner ganzen Lebensrichtung vertraut ist, glüht in der entsetzlichsten Eifersucht, da er seiner Braut, der muthwilligen, räthselhaften Antoinette von Steinwart, so sehr befreundet ist. Sie kennen sich noch von Schönau her, und waren einst Jugendgespielen. Aber nicht nur gegen den Doctor Trautmann allein zieht Herr Baron von Brandeis zu Felde, sondern gegen dessen ganze Familie. Sie kennen ja des Barons Verhältniß zu der einen Tochter des treulosen verbrecherischen Amtmanns, und von Mißtrauen, Eifersucht, Haß und Verachtung geleitet, sucht er nun diese Familie zu Grunde zu richten, um so mehr, da seine Braut, eine alte Bekannte dieser Familie, auf dem Weg ist, über sein Verhältniß zu derselben nähere Auskunft zu erhalten. Es sind Ihnen gewiß die Gerüchte von dem lauen Verhältniß beider Brautleute nicht entgangen, auch kennen Sie den launenhaften Character der Gräfin genügend, um die kritische Verlegenheit des Geheimen Secretairs herauszufinden, dessen einstige Vermählung nicht von der Liebe seiner Braut, sondern einzig und allein von dem ungewissen Ausgang eines hundertjährigen Prozesses abhängt. So groß der Baron als Staatsmann und Jurist sein mag, so wenig gewandt ist er in der Wahl vortheilhafter Mittel, um sein eigenes Glück zu gründen, und während er das seine auf des Amtmanns Untergang baut, sieht er nicht ein, wie er sich nur sein

eignes Verderben schafft. Seine rücksichtslose Härte gegen diese Familie wird die Liebe seiner Braut nur noch mehr erkalten und das Geheimniß seiner Vergangenheit wird derselben auch nicht länger mehr unbekannt bleiben. Jedoch ist diese Verirrung ganz wie für unseren Plan geschaffen, indem sie uns Vortheile zuweist, welche wir nur mit Mühe erlangt haben würden. — Unsern Freund Schinder habe ich mit dem Vorfall bekannt gemacht, damit er unverzüglich seine Ansprüche an Trautmann zur Geltung bringt. Er begegnete mir am Waisenhaus, als er eben im Begriff war, auf Anstiften des Geheimen Secretairs die Familie Trautmann wegen einiger Darleihen zu mahnen. Er vertraute mir, daß er für Sie wieder ein kostbares Geschenk angekauft habe, und beabsichtige, Ihnen nächstens eine angenehme Ueberraschung damit zu bereiten.“

„Mein Freund ist zu aufmerksam,“ sagte die stolze Frau mit wohlgefälligem Lächeln. „Ich weiß seine Güte nicht wieder gut zu machen. — Ach, seine Liebe entschädigt mich für das Unangenehme meiner Ehe. Sie begreifen nicht, wie drückend und schwer die Verhältnisse auf mir lasten. Und mein Mann! — Ist das eine Ehe! — Er sitzt wochenlang in seinem Zimmer, umgeben von unzähligen Acten und Büchern. Mit Mühe vermag ich ihn über Mittag zu fesseln; und so bin ich Tag für Tag allein, ohne Unterhaltung, ohne Zerstreuung, ein Sclave der gräßlichsten Langweile. Dazu

kommt noch die Launenhaftigkeit meines Gemahls, sein Sparsystem, sein Geiz und Eigensinn. O, Sie begreifen nicht, wie in solcher Lage die Stellung einer Frau so hart und schwer ist. Gegen meinen Willen ihm angetraut, hatte ich nie einen Funken Liebe für ihn im Herzen; er war mir vom ersten Tage unserer Ehe ebenso gleichgültig als heute, und so wenig man damals auf die Stimme meines Herzens achtete, meine Rechte auf Freiheit und Lebensglück berücksichtigte, ebenso wenig war ich stark genug, meinen Pflichten in allen Stücken nachzukommen. Und weil ich erkenne, welches Unheil aus solcher Ehe entspringen kann, so soll meiner Tochter die Wahl frei bleiben, sie soll ihrem Herzen, nicht aber dem Einfluß eines redseligen, überempfindsamen Poeten Gehör schenken. Die Stimme des Herzens ist Gottes Stimme; sie trägt das Geheimniß unseres Schicksals in sich, und erinnert uns immer an den, der sie so wundervoll in uns angeregt hat. Da aber, wo sie nicht gehört wird, wird der Keim des Unglücks gelegt, und der Sturm des Schicksals treibt sein loses Spiel frei und ungehindert mit dem wehmuthsvollen Herzen. — Bekämpfen heißt nicht siegen, — besiegen nicht glücklich sein! — Man sucht sich und Andere zu täuschen, und wird dadurch zum Verbrecher an sich und Anderen. — Man kann ein Gefühl unterdrücken, ja man kann es scheinbar besiegen, aber es gibt Augenblicke in unserem Erdenleben, in denen die Seele sich nur durch die Er=

innerung einer zaubervollen, längst vergangenen Zeit glücklich fühlt; — und selbst im Wonnemeer des größten scheinbaren Glücks spiegelt doch häufig die Welle der Erinnerung in den sieben Farben des Friedens das frühere wirkliche Glück einer unvergeßlichen Zeit ab. Ich halte den Menschen für den unglücklichsten, dem sich nicht ein schöner Augenblick der Vergangenheit, wie ein seliger Gedanke, durch die Irrgänge des Lebens windet. — Doch wir vergessen ganz unseren Thee, der ohnedies durch Ihr langes Ausbleiben nicht mehr sehr heiß sein wird," setzte sie dann rasch hinzu, indem sie aufstand und eine Kanne Thee mit Rum und Milch herbeiholte.

Mit dem Anstand einer feinen Dame bediente sie den geliebten Gast und setzte sich dann wieder mit freudestrahlenden Zügen an seine Seite.

„Wie wollen wir, wenn Sie einmal mein Sohn sind, in der freundschaftlichsten Gemeinschaft süße Stunden verleben. Oft spreche ich mit Aminka davon, und sie lebt in seligster Wonne, wenn sie dieser herrlichen Zukunft gedenkt. Ihre Liebe für Sie wird mit jedem Tage inniger und wärmer, und wenn sich einmal Trautmann's Glücksstern gesenkt hat, und sie wieder freie Luft athmet, so wird sie Ihnen ganz — und vor aller Welt angehören. — Auf dem Ball der gnädigen Frau Kammerrath von Dollmann hoffe ich meine Tochter als Ihre Braut öffentlich vorzustellen."

„Schon so bald," fragte Armbrust wider Willen, mit dem Ausdruck einer halb unangenehmen, aber ihm doch erfreulich scheinenden Ueberraschung.

„Wohl — und ohne Anstand," antwortete die Gönnerin, ohne seine Verlegenheit bemerkt zu haben. „Ich habe schon seit einigen Wochen meine Vorbereitungen getroffen, und in den ersten und vornehmsten Cirkeln unserer Stadt ist man von Aminka's Bruch mit Trautmann so vertraut, daß ihre Verlobung mit Ihnen keineswegs auffallen wird. Im Gegentheil — man wird sie ganz natürlich finden, um so mehr, da des Vaters Vergehen und des Sohnes ausschweifendes Leben ja in der ganzen Stadt bekannt sind. — Sie wissen die gnädige Frau gibt jedes Jahr um diese Zeit, zur Feier ihres Geburtstages, einen äußerst brillanten und prächtigen Ball mit Abendessen und sonstigen Unterhaltungen; und man kann annehmen, daß der ganze vornehme Adel sowohl, wie auch reiche Bürger und angesehene Beamten daran Theil nehmen. Es ist daher durch ihn gewiß die schönste Gelegenheit geboten, die nobele Welt mit Ihrer Verlobung bekannt zu machen. Ich habe meiner Freundin schon Winke davon gegeben, und sie freut sich sehr durch ein neues Brautpaar den Werth ihres Festes noch erhöhen zu können. Sie ist Aminka's Pathin und war ihr immer sehr gewogen."

„Ich vergehe vor Ungeduld!" rief Armbrust und küßte die Hand seiner Freundin.

„Schelm," rief die gnädige Frau, indem sie mit dem Taschentuch nach ihm schlug.

„Das lasse ich nicht gelten, meine gnädige Frau," rief jener und rückte ihr näher, „Sie sind hart — ich fühle mich zu großem Dank verpflichtet — Sie sind ja doch die Urheberin meines Glücks — meiner holden, süßen Braut so ähnlich — und — ich denke, Sie sollten mir verzeihen, wenn ich darum auch einmal, als treuer stets ergebener Schwiegersohn, der vielgeliebten Mutter eine zärtliche Aufmerksamkeit schenke."

„Loser Quäler!" rief sie mit schelmischem Zürnen, als er darauf den Arm um sie geschlungen und ihren kleinen Mund mit unzähligen Küssen bedeckte.

In diesem Augenblick pochte es an der Thüre, und wie vom Schlage getroffen fuhren die Schwelgenden auseinander.

Es pochte noch einmal. Unterdessen hatte sich der Postsecretair etwas gesammelt, und ließ ein kräftiges „Herein" ertönen, worauf unter tiefem Knix der Jude Schinder eintrat.

„Ich störe doch nicht?" fragte er mit schelmischer Ironie.

„Stören!" rief die Frau Geheime Regierungsrath, indem sie sich erhob und mit dem Ausdruck der innigsten Liebe ihm entgegeneilte. „Stören! wann stören Sie mich! — Wissen Sie ja doch, wie sehr ich Sie liebe und daß Ihre Gegenwart mich unendlich glücklich macht!"

„Ist das Feld sauber?“ fragte er, sich prüfend umschauend.

„Mein Mann ist in der Loge und wird vor Mitternacht nicht zurückkehren, — Aminka im Theater und wird eben erst durch Johann abgeholt; — wir sind also allein.“

„So komme in meine Arme, theuere Dora,“ rief er voll Entzücken und schloß das treuloseste Weib mit thierischem Ungestüme in seine Arme, seine breiten aufgeworfenen Lippen auf ihren kleinen Mund drückend. „Ich habe wichtige Nachrichten,“ fuhr er dann fort, nachdem er seinen Freund und Genossen begrüßt hatte. „Der Doctor Trautmann hat sich mir überliefert. Er ist auf der Flucht, und erwartet mich in einer halben Stunde am oberen Garten auf der Landstraße, damit ich ihm bis auf bessere Zeiten hundert Thaler vorschieße. Hier sind die hundert Thaler,“ setzte er hinzu, indem er einen Beutel mit Geld auf den Tisch stellte. „Er hat mir die heiligsten Versprechungen gemacht, das Geld mit allen übrigen Rückständen und Zinsen aus seinem Asyl an mich zu senden.“

„Und Sie glauben ihm?“ rief die gnädige Frau.

„Trautmann ist ehrlich, redlich und hält, was er verspricht,“ entgegnete der Jude, mit Zärtlichkeit sich an seine Angebetete wendend, „ich vertraue seinen Worten in der That mehr, als man erwarten sollte, da ich sonst doch so sehr ängstlich und vorsichtig in Geldsachen

bin. Herr Dr. Trautmann hat mächtige Gönner, und wie er mir in der Eile erzählte, soll sich besonders ein einflußreicher Mann für ihn im Auslande verwenden wollen, der ihm eine glänzende Carriere in Aussicht stellt."

Die gnädige Frau von Blumenfeld ließ ein helles Gelächter ertönen, während sie sich im Kreis herumdrehte.

„Er hat Talente, meine Geliebte," entgegnete der Jude, „für seine Zukunft trage ich kein Bangen. Wenn er nur erst glücklich über der Grenze wäre."

„Und Sie Ihr Geld hätten," setzte sie noch immer lachend hinzu.

„Wir werden somit den unleidlichen Nebenbuhler los, und mein Freund sieht sich am Ziele lange gehegter Erwartungen. Ich gebe ihm den Vorschuß zu seiner Flucht und nütze damit uns Allen. — Meine Gefeierte wird auch hierin wieder —"

„Einen Zug Ihrer aufrichtigsten Zuneigung erkennen," bemerkte die gnädige Frau mit Zärtlichkeit.

„Den Grad meiner Liebe herausfinden," ergänzte jener, „indem ich weder Gefahr noch Geld scheue, ihr aufmerksam zu sein."

„Und doch wird Trautmann's Flucht nur einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Pläne haben," fuhr die Geheime Regierungsräthin fort. „Sie wissen, mit welcher Liebe mein Mann ihm zugethan ist, und er wird, so lange keine schlimmere Schmach auf seiner Ehre

lastet, das unglückliche Verhältniß mit Aminka nicht auflösen. Wir stoßen alsdann auf Schwierigkeiten, die wir nicht so leicht überwinden können. — Denn — aber es darf Sie, meine vielgeliebten Freunde, nicht beleidigen oder kränken —"

„Nur her damit," sagte der Jude, und zog seine Augenbrauen etwas zusammen, während er den Kopf weit hervorstreckte. „Der Herr Geheime Regierungsrath waren mir immer nicht sehr gewogen, allein —"

„Was liegt Ihnen an meinem Mann?" warf sie flüchtig hin und fuhr dann mit zutraulicher Stimme fort: „So verlangte er heute Abend, daß ich unser freundschaftliches Verhältniß brechen und keinen weiteren Umgang mit Ihnen haben sollte."

Der Postsecretair schlug in die Hände und lachte hell auf, während der Jude verdrüßlich bald die gesunkene Frau, bald den übermüthigen Freund anschaute, und im ersten Augenblick nicht recht wußte, was er sagen sollte. Endlich rief er in zischender Stimme, indem er mit den langen Armen seinen Worten durch die auffallendsten Bewegungen Ausdruck zu verleihen suchte:

„Hab' ich ihm vielleicht geschadet? — Hat er durch mich verloren? — Habe ich nicht schon Hunderte für seine Frau und Tochter verschwendet? — Elfhundert Thaler Gehalt, was will das heißen, in einer Residenz — wo so viel Luxus herrscht! — Jetzt will er mir gar

das Haus verbieten. — Hahaha, der Herr Geheime Regierungsrath sind unerkenntlich. — Hat er vielleicht vergessen, daß ich es bin — ich der Jude Isaak Schinder, der allein in seinem Geschäfte zweimalhunderttausend Thaler stecken hat, ohne die halbe Million, welche ich sonst auf Zinsen stehen habe, — hat er vielleicht vergessen, daß ich vor etwa zwei Jahren sein sämmtliches Silberzeug und feines Porzelan aus dem Pfandhaus einlöste, und seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin ein Geschenk damit machte? —"

„Mäßigen Sie sich, geehrtester Herr Schinder," flehte die gnädige Frau, durch seine Rede sichtlich erschreckt, und ihrem künftigen Schwiegersohn gegenüber aufs Empfindlichste verletzt. „Reden wir nicht weiter davon, im Laufe der Zeit hat sich Vieles besser gestaltet. Unsere Verhältnisse sind jetzt geregelter —"

„Aber durch wen?" fragte der Jude in derselben Aufregung.

„Das macht nichts zur Sache," lenkte der Postsecretair ein, dem die Verlegenheit der gnädigen Frau nicht entgangen war, „kehren wir vielmehr zu dem Fluchtversuche des Doctor Trautmann zurück. — Es liegt seine nächste Zukunft in unserer Hand, wählen wir so, daß sie uns nur nützen und nicht schaden kann."

Die gefeierte Frau war ernst geworden. Stillschweigend ließ sie sich aufs Sopha nieder und bedeckte ihr glühendes Angesicht mit beiden Händen. Sie war be=

zaubernd schön — ihre Brust wogte hoch auf, ihre Lippen zitterten und der halb geöffnete Mund ließ eine Zahnreihe, so weiß wie Elfenbein, erblicken. — Sie weinte — ihr Stolz war aufs Tiefste verletzt. —

Ihr seltsames Benehmen hatte den Juden milder gestimmt und wie bezaubert ließ er sich flehend vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Lassen Sie mich wieder gut machen, was ich eben in meiner Gereiztheit ausgesprochen. — Verzeihen Sie mir, holde Dora! — Wünschen Sie, was Sie wollen, steht es in meiner Macht, ich werde die leisesten Winke zu Ihrer Zufriedenheit lösen. — O, ich bitte — verzeihen Sie mir! —"

„Wohlan — es sei — ich halte Sie beim Wort," sagte sie in der größten Aufregung, aber mit dem Ausdruck männlicher Entschiedenheit. „Doctor Trautmann ist unser Gefangener, — wir überliefern ihn der Polizei und Sie leihen mir die Hand dazu. —"

Sie erhob sich rasch. — Sie stand mit einem übernatürlichen Ernste, mit einer Kühnheit und Entschlossenheit den beiden Herrn gegenüber, daß diese überrascht sie anstaunten und in einige Verlegenheit kamen. Ihre Augen funkelten lebhaft, ihre Wangen glühten in jugendlicher Frische und ihre schöne, hohe Gestalt gab ihr das heroische Aussehen einer Heldin.

„Ich will es," fuhr sie nach einer Pause mit eben so kräftiger als entschiedener Stimme fort. „Ich will

es so. — Sie, mein Beleidiger, halten den Flüchtigen in der Nähe des Gartens hin, bis Sie, mein lieber Armbrust, die Polizei herbeigeholt haben. Sie beide aber werden im Interesse des Staats, und nebenbei auch in dem unsrigen, seine Ankläger. Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen. Lassen wir die schöne Gelegenheit nicht spurlos an uns vorübergehen."

„Aber, Gottes Wunder!" lenkte der Jude ein, „wie können wir Polizei herbeischaffen, wenn nicht schon bei Gericht die Sache eingeleitet ist?"

„Dafür habe ich gesorgt," entgegnete Armbrust. „Ich habe den Obergerichtsrath von Hohlbein mit seinen Vergehen bereits bekannt gemacht. Und auch ohne diesen gibt der Auftritt am Waisenhaus und des Herrn Barons von Brandeis Aussage genügenden Grund für seine Verhaftung. Ich füge mich demnach mit der größten Bereitwilligkeit dem Willen meiner hohen Gönnerin und hoffe, daß daraus die Segensquelle meines Glücks entspringen werde." —

„Und ich stehe gewiß nicht hintenan, wenn es gilt, die Wünsche meiner geliebten Dora zu erfüllen," versetzte der Jude und zog die kleine Hand der Frau v. Blumenfeld an seine Lippen.

In demselben Augenblick trat Aminka ein.

Sie war ein Mädchen von der seltensten Schönheit. Ihr feingebildetes Gesicht war etwas bleich, und die zarten Wangen von einem sanften Roth übergossen.

Ihr dunkles Auge glühte in dem Feuer einer lebhaften Seele und verrieth jenen Adel von Weiblichkeit, welcher den Psychologen so leicht auf die Reinheit des Herzens, auf die Lauterkeit des Gemüths schließen läßt. Ihr reiches blondes Haar hing wohlgeordnet um die weiße Stirn und den schönen Hals. Das Ebenmaß der feingeschnittenen Züge, die wundervollen, bezaubernden Augen, beschattet von seidenen Wimpern, den lieblichen, kleinen Mund mit den zierlichsten, weißen Zähnen, und den schönen, feinen Körperbau hatte sie mit ihrer Mutter gemein, nur daß die Jugend über sie noch ihren beseligenden Zauber gegossen hatte und die Blüthe ihrer vollendeten Schönheit erhöhte.

Sie schien durch den Anblick der beiden Herrn nicht sehr überrascht zu sein, sondern begrüßte dieselben aufs Herzlichste, indem sie ihnen die Hand reichte und in einem Athemzug sich nach ihrem Befinden und Leben erkundigte, dann ihren Hut ablegte, und mit einer auffallenden Vertraulichkeit sich an Armbrust wandte, der mit steigendem Wohlgefallen ihre flinken und bezaubernden Bewegungen beobachtete. Unterdessen bemühte sich die Mutter, ihrem Freunde das Mißverständniß von vorhin auseinander zu setzen, und betheuerte ihm ihre aufrichtigste Freundschaft und Liebe. —

Wir unterlassen es, unsern Leser mit dem Gegenstand ihrer Unterhaltung genauer bekannt zu machen, und führen nur an, daß sich Armbrust besonders bemühte, bei

Aminka auch den letzten Funken der Zuneigung für Theodor zum Erlöschen zu bringen, und daß er freier und offener als jemals mit seinen Absichten bei ihr hervortrat. So sehr ihn Aminka auch mit allen Geheimnissen ihrer Liebe im Vertrauen bekannt gemacht, und er sehr Vieles zu der Minderung derselben beigetragen hatte, war er mit seinen eigentlichen Wünschen und Plänen ihr doch noch nicht entgegengekommen. Sie war daher aufs Empfindlichste überrascht, als er ihr in den herzlichsten und gesuchtesten Ausdrücken seine Gefühle schilderte, und ihr damit seine unsterbliche Liebe erklärte.

Der gnädigen Frau waren die Operationen ihres Günstlings nicht entgangen, und mit schlauer Weiberlist wußte sie sich mit dem Juden zu entfernen und Aminka mit Armbrust allein im Zimmer zurückzulassen.

Gesenkten Hauptes stand sie vor ihm, eine bezaubernde Röthe hatte sich über ihr Gesicht ergossen und Thränen glänzten in ihren schönen Augen. Sie schien aufs Tiefste ergriffen, — und Armbrust, leidenschaftlich aufgeregt, konnte nicht satt werden, sein schönes Opfer mit steigendem Wohlgefallen zu betrachten und zu bewundern.

Welch ein Contrast! — Die reinste, schönste Weiblichkeit, schon halb in den Armen eines Wüstlings, der mit losem Bubenmuthwillen den letzten Gottesfunken ersticken möchte, und mit um so größerer Sicherheit sich

seinen Gefühlen überläßt, als für ihn hieraus die schönsten Augenblicke entspringen.

Er war keiner von jenen Menschen, die einen momentanen, glücklichen Augenblick unbenutzt vorübergehen lassen, und die, während sie sich erst im Innern mit mancherlei Gewissensscrupeln herumschlagen, gewöhnlich denselben entschlüpfen sehen. Er war ein Mann der That, der sich leicht in alle Lagen zu schicken wußte und dem vielleicht noch nie etwas begegnet war, das ihn in wirkliche Verlegenheit brachte.

„Aminka, theures Mädchen!“ rief er mit weicher, zitternder Stimme und ergriff ihre beiden Hände, „soll ich noch länger ein Gefühl vor Ihnen geheim halten, welches mir schon unzählige schlaflose Nächte bereitet und mir bisher jede Lebensfreude zerstört hat. — Ich liebe Sie, — mein Herz gehört Ihnen, theure Aminka, — ich lebe nur für Sie — und gelobe Ihnen die heiligste, die treuste Liebe. — O, erhören Sie mich! — Sie sind Braut — aber ihr Verhältniß ist kein glückliches — Sie sind unglücklich — Sie lieben ihn nicht — er ist ein Verräther — ein treuloser Sohn — ein Demagog —“

„Ach, Gott!“ seufzte Aminka halblaut, und hatte das zierliche Köpfchen beschämt niedergesenkt.

„Sie sind mir nicht abgeneigt,“ fuhr er mit steigender Leidenschaft und Innigkeit fort, „gestehen Sie es sich, Sie lieben mich mehr, als Theodor! — Brechen Sie

dies Band, — werfen Sie die Maske ab, werden Sie meine Braut — er wird einsehen müssen, daß er nie Ihre Liebe verdient hat. — Vergessen Sie die Vergangenheit, leben Sie neu auf in der Hoffnung einer besseren Zukunft, — an der Quelle meiner nie versiegenden Liebe. — Sie weinen, gutes Kind! — O, lassen Sie mich in dem Strom Ihrer Thränen die beglückende Antwort Ihres Herzens lesen. — Ich liebe Sie, antworten Sie mir, — werden Sie die Gründerin meines Glücks!"

„Ach, heiliger Himmel!" jammerte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Wie darf ich — wie kann ich Ihnen folgen! — Eiskalt durchschaudert es mich, wenn ich daran denke, mein Versprechen gegen Theodor zurückzunehmen. — Sind auch meine Gefühle gegen ihn nicht mehr so warm und innig, so hoffe ich ihm doch durch Gottes Beistand eine treue Gattin zu werden. — O, daß wir so wenig Herr unserer Gefühle sind! — Fliehen Sie mich, theurer Herr Baron, — versprechen Sie mir, mich nie wieder zu sehen, Sie werden ruhiger und männlicher Ihre unglückseligen Gefühle ertragen und zuletzt wohl bekämpfen können, und ich werde nach und nach auch wieder in den glücklichen Hafen meiner Liebe zurückkehren. Haben Sie Mitleid mit einem armen, unglücklichen Mädchen. — Ich habe Sie seiner Zeit in die Mysterien meiner Seele blicken lassen, mein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen hat sich

bald zu einem Gefühle gesteigert, das ich bei ruhigerem Blut unchristlich, gottvergessen und hart nennen muß. Ich erkenne meinen Fehltritt, — ich sehe den Abgrund der Treulosigkeit, darum lassen Sie mich meine Straße ziehen, regen Sie nicht weiter diese schwache Seite meiner Seele an. Ich will geduldig mein Schicksal ertragen — Er glaubt an meine Liebe. Ich werde Alles aufbieten, ihn in diesem Glauben zu bestärken — ich will mich stets bestreben, ihm recht liebevoll und herzlich zu begegnen, allein über mein Herz kann er nicht gebieten. Vielleicht gibt mir der liebe Gott seinen Beistand, ihm wieder wie früher meine volle Liebe zu schenken. — Er hat den Tempel seines Glücks auf meine Liebe gebaut, durch mich soll er nie zerstört werden."

„Aber durch mich, theure Aminka," rief der Postsecretair, durch ihre Entschiedenheit keineswegs zurückgeschreckt. „Ich habe es mir geschworen, nie, nie Ihre Vermählung mit Theodor geschehen zu lassen. — Sie werden Frevlerin an seiner Lebensfreude, Sie werden die Zerstörerin seines Glücks, wenn Sie ihn täuschen und ihn um Ihre Liebe betrügen. — Fassen Sie ein Herz, folgen Sie derjenigen Pflicht, welche Ihnen Ihre ganze Stellung zuweist. — Sie lieben ihn nicht mehr! — Nun gut, so brechen Sie die Bande, die Sie nur unglücklich und ihn nie glücklich machen können. —"

„Reden Sie nicht weiter," bat Aminka dringend. „Wenn Sie wirkliche Liebe zu mir fühlen, so schützen

Sie mich vor einer Handlung, die mich um mein Seelenheil bringen, und mich —"

Ein bitteres, höhnendes Gelächter unterbrach ihre Stimme. Armbrust schlug verwundert die Hände zusammen, und konnte nicht fertig werden, die Engherzigkeit des Mädchens zu bemitleiden.

„Bringen Sie die Liebe mit dem Heil Ihrer unsterblichen Seele doch nicht zusammen," begann er dann ruhig, „die Liebe hat nichts mit ihr gemein! — Es ist nur ein Werk der Menschen, daß wir uns durch den Geistlichen in der Kirche trauen lassen, — und hat keinen Theil an der Zukunft unserer Seele. — Aminka! — soll ich Ihnen eine Zeit zurückrufen, welche auch jetzt noch, unter dem trüben Gewölk der Gegenwart, Ihnen rosig ins Dasein lacht! — Soll ich Sie an Ihre — an unsere erste Kindheit erinnern; — da Ihre theuren Eltern noch nicht in der Residenz wohnten und Sie hier bei Ihrem Onkel, meinem Vormunde, lebten! — Soll ich Ihnen nochmals die süßen, schönen Stunden zurück rufen, die mich zum Vertrauten Ihres vortrefflichen Herzens machten, und in mir die innigste und aufrichtigste Zuneigung zu Ihnen bestärken? — O, Aminka, Sie sind hart, — schrecklich hart — gegen die Gefühle ihres besten und treuesten Freundes! — Lassen Sie sich durch Nichts in der Welt zurückschrecken, folgen Sie dem Drange Ihres Herzens, die Welt kann und wird Sie nicht verdammen. Theodors Ruf hat in

letzter Zeit nicht nur sehr gelitten, sondern seine ganze verworfene Lebensrichtung, sein Politisiren und gewissenloses Verfahren gegen seinen Vater hat ihn in den Augen eines jeden Biedermannes sehr herabgesetzt, und ihm damit jene glänzende Aussicht für die Zukunft genommen, von der Sie immer schwärmten und die er Ihnen, theure Aminka, in seiner gottvergessenen Weise als eine überaus glänzende vorspiegelte. — Ja, noch mehr — er ist Verräther am Staat geworden —"

„Herr von Armbrust! —"

„Hören Sie weiter," fuhr Armbrust nach dieser Unterbrechung fort, während Aminka todtenbleich, fast besinnungslos aufs Sopha zurücksank. „Hören Sie weiter. Nachdem er an Ihrer Liebe gefrevelt — seinen Vater hartherzig vergessen und verlassen, jede kindliche Liebe erstickt hatte, — tritt er mit derselben Keckheit dem Staate gegenüber —"

„Ich fand seine Ansichten nie verdammungswürdig!" entgegnete Aminka mit Fassung. „Ich hörte ihm gern zu und war stets der Meinung, daß er von der reinsten Menschenliebe beseelt, nur für das wahre Wohl des Volks und des Staats arbeite. Er handelte immer, wie es mir wohlgefiel. —"

„Entschuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein," entgegnete Armbrust, der auf diese Antwort keineswegs gefaßt war. „So weit seine Ideen über Staat und Kirche mit den Ihrigen übereinstimmten, waren Sie

edel und gut. Und auch ich stimme vollkommen mit Ihnen, theure Aminka, überein, allein daß er weiter ging, daß er zum verabscheuungswürdigsten Demagogen wurde, daß er dabei das Anstands- und Sittengesetz so ganz außer Acht setzte und sich so weit vergaß, der Volkswillkür und Lüderlichkeit Thor und Riegel zu öffnen, kann ich — und gewiß auch Sie — nicht gut heißen, und unsere weise Regierung hat sich darum auch veranlaßt gefunden, ihm seine persönliche Freiheit zu entziehen."

„Gott sei mir gnädig!" jammerte Aminka und weinte laut.

„Seine ganze Vergangenheit, sein Lebenswandel und seine Zukunft geben Ihnen die Rechte in die Hand, vor aller Welt ein Verhältniß zu lösen, das Sie nie glücklich gemacht haben würde. — Vergessen Sie den Treulosen; — ich habe Ihnen schon früher von seinen Liebesabenteuern erzählt, in einer Zeit, da er noch mein bester Freund war. — Vertrauen Sie meiner Liebe."

Er ließ sich zu ihr aufs Sopha nieder. Scheinbar besinnungslos lag sie da. Das schöne Auge geschlossen, das zierliche Köpfchen etwas zurückgelegt und die zitternden, gebleichten Lippen zauberisch zusammengedrückt. Ihre schönen, vollen Arme lagen so ruhig auf ihrem Schoos, als wären sie von Marmor. Mit steigendem Wohlgefallen beobachtete Armbrust die schöne Gestalt und

immer erhitzter rollte ihm das Blut durch die Adern. Es folgte eine lange Pause, während welcher er ihr immer näher rückte und leise seinen Arm um sie schlang. —

Sobald sie dies merkte, wurde sie unruhig, schlug die schönen Augen auf und sah, wie aus einem düstern Traum erwachend, unruhig umher.

„Lassen Sie mich los, ich bitte Sie," sagte sie mit halbleiser Stimme, ihr Haupt ermüdet auf seine Schulter legend.

„Fassen Sie sich, theure Aminka," entgegnete Armbrust, und schlang den Arm nur noch fester um sie. „Er ist nicht werth, daß Sie so viel Kummer um ihn haben. Sie verlieren nichts, denn in demselben Augenblick, als Sie ihm abschwören, führe ich Ihnen die Wonne der wahren Liebe zu."

Es folgte wieder eine Pause. — Aminka erholte sich allmälig, dann erhob sie sich stolz und entschieden, und mit einer Fassung, wie sie die Festigkeit ihres Characters mit sich brachte, sagte sie:

„Wohlan denn! — hören Sie Ihr und mein Urtheil, bester Freund. — Der Augenblick der Entscheidung sei gekommen. Sie kennen die geheimsten Falten meiner Seele, Sie wissen, wie wenig ich Theodor liebe, und wie sich nach und nach meine Achtung für Sie allmälig zur leidenschaftlichsten Liebe gestaltete. Es ist Ihnen

nicht entgangen, welchen harten und schrecklichen Kampf ich seither bestanden, allein noch nicht Siegerin meiner Gefühle, überstürmt mich der Augenblick der Entscheidung. — Ich folge meinem Herzen, aber nur dann erst, wenn auch die Welt mich freisprechen wird, und das kann sie nur, wenn Theodors Vergehen offen und klar vor ihr liegen. — Ich bin die Ihrige —" setzte sie dann mit gedämpfter Stimme hinzu, während ihr heroisches Wesen sich verlor, „ich bin die Ihrige, wenn ihm alle Aussicht genommen ist, mich jemals glücklich zu machen. Ich stelle über alle Pflichten gegen mich selbst diejenige: — mir nie vor dem Urtheil der Welt eine Blöße zu geben. So viel Verhältnisse auch schon gebrochen wurden, und so viele auch noch in Zukunft gebrochen werden, ich fürchte das Urtheil Anderer mehr, als die Stimme meines eigenen Gewissens, wenn ich durch einen Treubruch Theodors Unglück herbeiführen würde. Die Welt kennt nicht die Mysterien des Herzens, aus denen diese Handlung hervorgerufen wurde, kann darum auch keine Rechtfertigung dafür finden. — Wir können eine unserer Handlungen oft zwanzigmal eher vor uns selbst entschuldigen und rechtfertigen, ehe die Welt nur einen Grund der Milderung findet. Darum versichere ich Sie meiner aufrichtigsten Liebe — aber meiner Hand erst dann — wenn auch vor der Welt meine Handlung ihre Rechtfertigung erlangen kann."

„Göttliches Wesen!" rief Armbrust, und schloß voll

seligen Entzückens Aminka in seine Arme. „Du bist mein — und ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, soll die Welt Deine Liebe natürlich finden, und dem neuen seligen Brautpaar Glück und Frieden wünschen. — Auch Dein Vater wird unserer Verbindung nicht entgegen sein, wenn er von Theodors Leben und Streben gehörig unterrichtet ist, und die Folgen klar und deutlich vorliegen."

Noch einmal schloß er sie in die Arme. Man hörte die Stimme der gnädigen Frau und das überlaute Gelächter des Juden Isaak Schinder. —

Die Liebenden nahmen eine scheinbar gleichgültige Miene an, und bald darauf traten jene ins Zimmer.

„Ich hatte unserm Freunde Aminka's Blumenzimmer gezeigt," sagte die gnädige Frau, sich an Armbrust wendend, und bemüht, aus dessen Gesichtszügen und Stimmung irgend ein günstiges Resultat herauszufinden. „Meine Tochter pflegt die Blumen mit einer Aufmerksamkeit und Geduld, welche in der That ans Fabelhafte grenzt."

„Nur gute Menschen finden Gefallen an Blumen," bemerkte mit einem flüchtigen Knix der galante Postbeamte. „Diese schöne Liebhaberei ist ein Ergebniß ihrer Herzensgüte und echten Weiblichkeit!"

Mit forschendem Blick beobachtete die gnädige Frau ihre Tochter und war sehr befriedigt, als diese mit

einem wohlgefälligen, schelmischen Lächeln Armbrust's Schmeichelei aufnahm, und mit diesem ein trauliches Gespräch anknüpfte.

„Ich muß mich verabschieden," bemerkte nach einer kleinen Pause der Jude, „die bestimmte Stunde ist gekommen; ich handle, wie es meine Göttin befiehlt; jedoch wasche ich meine Hände in Unschuld; denn ich hätte dem wackeren, jungen Manne noch einmal fortgeholfen; er hätte seine Schuld später bezahlt, und ich hätte ein gutes Geschäft gemacht."

„Beruhigen Sie sich," entgegnete die Frau Geheime Regierungsrath halbleise, während Armbrust mit Aminka sich noch unterhielt, „Sie sollen nichts verlieren. — Am nächsten Logenabend erbitte ich mir Ihren lieben Besuch zu einer Tasse Thee, Chocolade, oder was Ihnen am Besten zusagt, und ich hoffe, daß wir dann den glücklichen Ausgang unseres Unternehmens feiern können."

„Es bleibt dabei," antwortete der Jude.

Man schickte sich zum Weggehen an. Die beiden Damen gaben das Geleit. —

Im vorigen Capitel hatten wir erzählt, wie sie Theodor Trautmann das Haus verlassen und durch den Garten schreiten sah.

Bald darauf, noch ehe die Damen zurückkehrten, war der Regierungsrath von Blumenfeld zurückgekehrt. Ueberrascht und erstaunt sah er sich in den hellerleuchteten Zimmern um. — Er rief den Namen seiner Frau

und Tochter, keine Stimme antwortete ihm. — Das Haus war wie ausgestorben. — Da fand er auf einmal Armbrusts blutbefleckte Handschuhe, welche dieser liegen gelassen. Mit banger Sorge harrte er seiner Gattin. —

Wir unterlassen, die Situation der gnädigen Frau zu schildern, als sie ins Zimmer trat und ihren Gemahl fand, den sie noch in der Loge glaubte.

Wie vom Schlag getroffen, blieb sie unter der Thür stehen und wußte keine Antwort für den fragenden Blick ihres Gemahls. Und als dieser gar Armbrusts Handschuh vorhielt, und, wie von einer Schreckensahnung erfaßt, Aminka mit heller Stimme einen Schrei des Entsetzens ausstieß, als sie die Handschuh erkannte, — da wäre die hohe Gestalt fast zusammengebrochen. Jedoch bald hatte sie, mit der solchen Frauen eigenen Geistesgegenwart, sich wieder zu fassen gewußt, und antwortete nach einer kleinen Pause mit spöttelndem Lächeln, nachdem sie ihrer Tochter einige Worte leise gesagt hatte, worauf sich diese entfernte.

„Du kommst heute unerwartet früh, und da ich Dich erst nach Mitternacht erwartete, so beabsichtigte ich, den ganzen mittleren Stock aufputzen zu lassen. Da Du nun gegen alles Erwarten früh nach Hause gekommen bist, so wird Aminka die beiden Putzfrauen jetzt auf einen andern Tag bestellen. — Die Handschuhe hat eine der Frauen in unserem Garten gefunden und

es wird am Besten sein, wenn wir dieselben vernichten."

v. Blumenfeld betrachtete aufmerksam die Handschuhe, blickte dann kopfschüttelnd und bedeutungsvoll zu der Gattin auf und sagte:

„Die Blutspuren sind frisch. — — Dora — Dora — gebe Gott, daß ich nie Gelegenheit habe, Dich einer Lüge beschuldigen zu müssen. — — Die Putzfrauen werde ich morgen aufs Gericht citiren und protocollarisch vernehmen lassen. Vielleicht hat sich irgend ein Unglück ereignet, wozu deren Aussage einige Aufklärung geben kann. — — Dieser Abend ist für uns Alle ereignißvoll, liebe Dora," fuhr er dann mit feierlichem Ernste fort. „Es lag mir schon beim Weggehen centnerschwer auf dem Herzen. Ein schweres Gewitter zieht sich über unserem Haupte zusammen, gebe Gott, daß es uns keinen Schaden bringt. — Ehe der Dr. d'Derwel die Loge besuchte, wurde er an das Krankenbett seines Clienten in Schönau beschieden, und verließ daher gleich nach seiner Aufnahme die Versammlung, um mit Extrapost nach Schönau zu reisen. Wir waren dadurch Alle etwas verstimmt, ich aber besonders, da mir einer meiner besten Freunde Mittheilungen über Theodor machte, die mich in der That befremdeten, dann aber auch zum Theil ängstigten. Er wird in den ersten Tagen als Demagog eingezogen und vor ein strenges Gericht gestellt werden. Auch ich selbst bin mehr oder weniger

dabei compromittirt, wie Du weißt, und jedenfalls kann es mir in meiner Stellung schaden. — — Meine Seele ist betrübt, — und Du thust wenig, liebe Dora, sie aufzuheitern. — Gute Nacht, theures Weib!" setzte er dann hinzu, und verließ das Zimmer. — Man ging zur Ruhe. —

Siebentes Capitel.

Wenn wir bescheidner wünschen,
Und uns zufriedner freu'n;
Wenn Pflicht uns über Alles
Wird theu'r und heilig sein;
Wenn wir selbst besser werden,
Wird's besser auch auf Erden.
H. C. G. Demme.

Wir müssen unseren freundlichen Leser auf kurze Zeit aus dem Treiben der stolzen Residenz nach dem schönen Bergorte Schönau führen. Ehe wir jedoch den Faden unserer Geschichte wieder ergreifen, wollen wir erst noch Einiges über den Ort und seine Umgegend vorausschicken.

Der Marktflecken Schönau lag in einer der reizendsten Gegenden des Reichs, mitten in einem freundlichen Gebirgskessel, im Schooße ländlicher Ruhe und Einfachheit. Ringsherum von der großartigen Bergwelt umgeben, athmete man frisch und erholte sich in seiner gesunden und kräftigen Bergluft, die auch mehrere Bewohner der Residenz veranlaßte, die heißen Sommertage hier zu verleben — man könnte sagen: zu ver=

träumen. Denn fern von den drückenden Staats- und Familiengeschäften — fern von dem steifen Thun und Treiben einer ängstlichen Ceremonien- und Anstandswelt, die nur nach dem Aeußeren zu urtheilen versteht, — pflegten diese hier ein in der That idyllisches Traumleben, voll der angenehmsten Unterhaltungen.

Die Umgebung des Ortes hatte deshalb auch mehr oder weniger ihr rein ländliches Aussehen verloren, da die freundlichen Höhen, in seiner nächsten Nähe, von den reizendsten Buchwaldungen geziert, zu mancherlei Anlagen mit geschmackvollen Land- und Schweizerhäuschen verwendet waren. Es war ein herrlicher Anblick, wenn man von der Residenz kommend, etwa eine halbe Stunde von Schönau, aus dem Dickicht des sogenannten Hainig trat, und tief unten im Thal den friedlichen Ort, und weithin auf den grünen Höhen die unzähligen Landhäuser erblickte. Man blieb überrascht unwillkürlich stehen und konnte nicht satt werden, den herrlichen Anblick ganz in sich aufzunehmen.

Von hier aus erblickte man mehr rechts, etwa eine Viertelstunde von Schönau, die Meyerei des reichen Gutsherrn Wienau, über dessen Verhältnisse wir schon in den vorhergehenden Capiteln vorübergehend gesprochen haben. Das prächtige, in einem alten schwerfälligen Styl erbaute Wohnhaus lehnte sich mit seinen vielen Nebenbauten an ein freundliches Birkenwäldchen, aus welchem hier und da knorrige Eichen ihre kühnen

Zweige ausbreiteten, und unmittelbar hinter diesem erhob sich ein mächtiger Felsen, dessen rothe Sandsteinfarbe ihn leicht erkennbar machte. Eine in den Felsen gehauene Treppe führte zu der oben erbauten Kapelle, deren Frühglocke die fleißigen Bewohner des Thals mit Tagesanbruch an die Arbeit rief, und mit den letzten Strahlen des Abendrothes dieselben in heiliger Andacht nach der stillen Wohnung beschied, und die auf den Fremdling, der das Glück hatte zu dieser Tageszeit nach Schönau zu kommen, den tiefsten Eindruck machte.

Dem Hainig gegenüber lag auf dem durchaus bewaldeten Altenkopf die Stammburg der Ritter von Rothenfels, deren männliche Nachkommen vor mehreren Jahrhunderten ausgestorben, und deren sämmtliche Güter damals an den erst kurz zuvor in den Reichsgrafenstand erhobenen Roland Christ von Steinwart durch die Heirath ihrer einzigen Erbin übergegangen waren. So kam der Altenkopf mit seiner Burg an die Familie Steinwart, welche im Laufe der Zeit viele Veränderungen mit demselben vornehmen ließ. In der Zeit unserer Geschichte erhob sich neben den halb verfallenen Mauern und Thürmen der alten Burg ein prächtiges, umfangreiches Gebäude im modernsten Styl, und bildete somit den auffallendsten Contrast der Alt- und Neuzeit.

Wienau's Gut mit der Kapelle gehörte einstmals auch den Herren von Rothenfels, und kam erst durch

mancherlei verwickelte Verhältnisse hundert Jahre später an die Familie Wienau, deren Eigenthumsrecht, wie dem geneigten Leser bereits bekannt ist, von Antoinette von Steinwart streitig gemacht wird. Im Laufe des nächsten Capitels werden sich die näheren Umstände hierüber aufklären.

Nähern wir uns, von dem Hainig abwärts, auf der Landstraße, welche zu beiden Seiten durch eine Reihe von Pappeln den angenehmsten Schatten in der drückenden Sommerhitze gewährt, dem lieblichen Orte, so verschwindet er uns bald wieder, und wir erblicken ihn erst dann, wenn wir an seine ersten Häuser, welche noch auf einer Anhöhe stehen, kommen. Der Ort an und für sich hat mehr ein ärmliches als wohlhabendes Aussehen. Nur hier und da tritt das Haus eines sehr begüterten Oekonomen, oder das eines reichen Handelsjuden hervor, die meisten Wohnungen aber sind armselige, einstöckige Hütten, deren Fenster in den, von der Hauptstraße abgelegenen Straßen fast größtentheils mit Papier beklebt sind und nur spärliches Licht in die engen und feuchten Stuben werfen. Bei den meisten Häusern ist ein kleines Gärtchen mit einigen Obstbäumen; am Haus hin ziehen sich Rebstöcke, die, je nachdem der Eigenthümer bei Vermögen ist, oft aufs zierlichste gezogen und verschlungen sind.

In der Mitte des Fleckens stand die große geräumige Kirche, die, nach den gewöhnlichen Kirchgängern be-

rechnet, um ein Viertheil kleiner sein dürfte. Ihr unansehnlicher Kirchthurm war einst stattlich und hoch gewesen, aber wenige Jahre zuvor hatte der Blitz denselben getroffen und fast gänzlich zerstört, und da die Kirche, ungeachtet ihrer Reichthümer, aus der Gemeindekasse unterhalten werden mußte, so war, weil diese derzeit gerade sehr schlecht bestellt war, der Ortsvorstand übereingekommen, auf den Ueberrest des Thurms ein einfaches Schieferdach zu legen. Vor der Kirche standen eine Menge Kastanienbäume, unter deren laubiges Dach sich im Sommer an schönen Sonntagsabenden die Mädchen und Bursche des Ortes versammelten um sich durch Spiel, Tanz oder Gesang die Zeit zu vertreiben. Nächst der Kirche befand sich das Pfarrhaus, welches durch den Kirchenfonds unterhalten wurde und ein überaus freundliches Aussehen hatte.

Der Pfarrer hieß Eblein, und war, wie wir wissen, Herminens Vater. Ihm war seit einem Jahre ein Vicar beigegeben worden, und er lebte mit seiner Gemeinde gerade nicht im besten Einvernehmen. Sein Vicar, ein junger feuriger Mann, sehr religiös, auch etwas schwärmerisch, hatte in letzterer Zeit nach vielen Bemühungen endlich wieder die zerstreute Heerde gesammelt, und sich einen bedeutenden Anhang verschafft, was den alten Eblein, wie sich denken läßt, nicht aufs Angenehmste berührte, zumal er seinen ältesten Sohn, der bereits eine Vicarstelle begleitet hatte, als

Vicar nach Schönau wünschte, was ihm jedoch vom Consistorium kurzweg abgeschlagen wurde.

Schönau's Bewohner gehörten zum größten Theil der evangelischen Confession an; nur wenige Katholiken bewohnten den Ort und das Thal und besuchten die Kapelle oberhalb der Wienauischen Besitzung, welche von Wienau's Vater erbaut worden war, und in welcher alle vierzehn Tage von einem benachbarten katholischen Geistlichen Gottesdienst gehalten wurde. Mehr noch als Katholiken wohnten Juden in Schönau, die sich theils durch Schacher, Klein- oder Großhandel ernährten, theils auch durch Kaufschillings-Handel oder Geldspeculationen schon bedeutendes Vermögen erworben hatten, und den größten und mächtigsten Einfluß übten, sowohl hinsichtlich der Gemeinde- als auch der Familienangelegenheiten, wodurch sie sich aber auch den stillen Haß sämmtlicher Ortsbewohner zuzogen.

Den Abend verbrachten die meisten Männer Schönau's in den zahlreichen Wirthsschenken, und der alte Schullehrer Stockhaus, bei welchem fast alle Bewohner Unterricht erhalten hatten, behauptete, daß in den letzten Jahren dieser Wirthshaustrieb erstaunlich zugenommen habe. In jedem Jahr wurden neue Wirthshäuser errichtet und alle erfreuten sich eines reichlichen Besuchs. Jung und Alt spielte, scherzte und trank in friedlicher Weise, so lange nicht der Geist des gebrannten Wassers, des Hauptgetränkes der meisten Schenken, diesen friedlichen

Ton auf eine etwas derbe und oft auch handgreifliche Weise störte. Das Kartenspiel bot hierzu nicht selten Gelegenheit. Eine „Herzdame" oder ein „Schippenkönig" gaben oft die Veranlassung zu Schlägereien, die nicht selten noch um Mitternacht die schon halb im ersten Schlaf versunkene Sicherheitspolizei aufrüttelten und das halbe Dorf in Schrecken versetzten. Und hatte sich einmal aus dem etwas tiefer gelegenen Theile des Ortes einer eine Tracht Prügel bei solcher Gelegenheit geholt, so wurde dies dann immer Sache seiner Nachbarn, und es war nicht selten, daß sich Schönau's Bewohner in zwei schroffen Partheien gegenüberstanden. In letzter Zeit mochte das weniger der Fall gewesen sein, weil der junge Pfarrvicar unermüdet darauf hinzuwirken suchte, die Männer wieder mehr an den Kreis ihrer Familie zu gewöhnen.

Sobald der Mann seine höchste Freude im stillen Kreise seiner Familie findet, hat er den ersten und sichersten Schritt zum häuslichen Frieden gethan. Nur in der Familie entwickelt sich die Knospe irdischer Glückseligkeit, nur in ihr windet die Liebe den Segen eines unermüdeten Fleißes. Da aber, wo der Mann in dem Freudenrausche allabendlicher Wirthshauszerstreuung seinen einzigen Genuß findet, wenn ihn nicht mehr das Interesse seiner Familie vor Allem zu fesseln vermag, und er lieber dem Spiel und seiner Genossenschaft eine freie Stunde widmet, da treten die Tugenden des Mannes,

die Pflichten des Vaters und die besseren Gesinnungen des Bürgers immer mehr und mehr zurück, und den abenteuerlichsten Glücksprojecten ist in seiner unzufriedenen Seele Thor und Riegel geöffnet. Wen das Laster ergriffen, den reißt es auch in seinen Abgrund; und nur zu spät erwacht oft erst mit Schaudern die Erkenntniß. Es ist dies Schreckensbild wohl nie größer und lebendiger dem beobachtenden, sachkundigen Volksfreunde vor die Seele getreten, als gerade jetzt, in der Neuzeit. Mit Entsetzen gedenkt man der Folgen, welche für die Zukunft daraus entspringen werden. Je mehr die Neuzeit die Blüthe des Mittelstandes zerstört, desto mehr steuert sie dem Laster und der Sittenlosigkeit zu, desto tiefer sinkt das wahre, wirkliche religiöse Gefühl im Volke.

Diejenigen Gemeinden zählen unstreitig die meisten Wirthshausgänger, deren Verhältnisse nicht mehr die glänzendsten sind. So lange noch der Mittelstand der Träger reger Arbeitsamkeit ist, kann auch der Wirthshausdrang nicht recht aufkommen. Denn nur der Mittelstand macht die wahre Wohlhabenheit eines Volkes aus, und je mehr dieser im Strom wirrer Zeitverhältnisse untergeht, desto mehr sinkt auch der wahre Patriotismus. Jene Vaterlandsbegeisterung, wie sie dem Geschichtsforscher so oft in den Annalen der Geschichte entgegentritt, ist unter solchen Verhältnissen nie rein von der Verbesserungssucht eines jeden einzelnen Indivi=

duums. Und solche Theilnahme ist keine Begeisterung fürs Vaterland und dessen Verhältnisse, ist kein frisches Aufleben für irgend eine große Heil bringende Idee, an welche sich des Volkes Weh und Wohl knüpft; es ist ein armseliges Erwachen, denn die Vernunft muß über solche Triebfedern bald das Urtheil sprechen und noch zeitig genug erkennen, wie wenig diese geeignet sind, wahre Vaterlandsliebe und edle Volkstugenden zu erzeugen oder in Wärme zu erhalten. Da, wo das Wohl einer Corporation in dem des einzelnen Individuums aufgeht, verliert diese die beseelende Einheit und Begeisterung für ihre Existenz. Ebenso tritt es uns bei einem ganzen Volke entgegen. — Man pflanze in dem Herzen des Volks erst wieder den häuslichen Sinn, Geschmack am Familienleben, Religion und warmes Interesse für seine nächsten Verhältnisse und sichere ihm die hieraus entspringende Zufriedenheit, dann erst greife man weiter — und ohne das Zuthun politischer Reformatoren wird das Volk reif werden für den wahren Nationalstolz, für die ächte Vaterlandsliebe. Man wirke erst im engeren Kreise und baue an der Zufriedenheit der einzelnen Stände und Gemeinden, ehe man ein neues großes Staatengebäude fieberhaft zusammen politisiren will; denn ohne das Erste kann das Letztere nicht bestehen.

Ergreifen wir wieder den Faden unserer Geschichte, nachdem wir einige Betrachtungen über die heutigen

Volksverhältnisse eingeschaltet, welche auch ganz denen von Schönau anpassen. Es konnte nicht fehlen, daß verschiedene Männer von reiferer Ueberlegung, von geprüfterer Erfahrung, durch diese Mißstände angeregt, über die Verhältnisse der Zeit sich ihr eignes Urtheil bildeten und im engeren Kreise ihrer Wirksamkeit dasselbe zu verbreiten suchten. Sie wirkten dadurch für Schönau viel mächtiger, wie mancher Zeitungsschreiber auf ein Volk durch seine Ideen, und wären diese auch noch so gut und edel. Denn das Beste und Schönste entbehrt oft der Anlage einer sicheren und heilbringenden Durchführung. Die Ideen jener Männer aber waren aus ihren Verhältnissen unmittelbar hervorgegangen und deren Verwirklichung sollte wohl keine Wirksamkeit über die Grenzen von Schönau hinaus haben. So unbedeutend und abgelegen der Ort auch an und für sich war, so schloß er doch verschiedene Partheiführer und politische Abenteurer in seinen Mauern. Die Behörden hatten immer Mittheilungen hiervon erhalten, und mit vielem Grund gerade in der Zeit unserer Geschichte ein ganz besonderes wachsames Auge auf das kleine Gebirgsstädtchen geworfen. Denn die Entsetzung des Amtmanns Trautmann hatte eine kleine Bewegung unter seinen Bewohnern hervorgerufen, welche, wie dies ja immer zu gehen pflegt, in der Residenz viel schlimmer und größer erschien, als es wirklich der Fall war. Man war zwar so weit gegangen, den Regierungscommissair,

Baron von Brandeis, der mit dem Auftrag nach Schönau gesandt wurde, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und den neu ernannten Amtmann, Schwager des Ministers, in seinen neuen Dienst einzusetzen, öffentlich wegen mancherlei Privatsachen anzugehen, zu verspotten und zu verhöhnen. Seine Treulosigkeit gegen die kranke Johanna gab Stoff genug, einen lang gehegten Groll hier und da laut werden zu lassen. Der Schuhmachermeister Alt, Schönau's munteres Musenkind, hatte eine große, schauerliche Ballade geschrieben, und des Barons Liebe und Treubruch auf etwas derbe Weise besungen. Dieses dichterische Machwerk fand aber so allgemeinen Anklang und erweckte solche Begeisterung, daß sich am Abend vor des Barons Abreise eine Menge Schönauer zusammenrotteten, sich mit Gieskannen und sonstigen ähnlichen Blechinstrumenten versahen und sich kurz entschlossen, dem Helden des Gedichtes eine gut ausgeführte Katzenmusik zu bringen, welche denn auch ihre Wirkungen in vielfacher Beziehung nicht verfehlte. Der Geheime Regierungssecretair verließ noch in derselben Nacht mit Extrapost den Ort, veranlaßte mehrere Verhaftungen und erwirkte eine Einquartirung von tausend Mann Infanterie. Seit der Zeit war das Thal, ganz besonders aber Schönau, durch Militär so überschwemmt worden, daß den gedrückten Bewohnern jede Lust verging, einen weitern Schritt für Trautmann's vermeintliches Recht zu thun.

So standen in Schönau die Verhältnisse zur Zeit unserer Geschichte.

Auch am Abend nach Theodor's Flucht und des Doctor d'Derwel schneller Abreise saßen wie gewöhnlich die Stammgäste des grünen Baums in gemüthlicher Eintracht beisammen. Der „grüne Baum" war das vornehmste, vielleicht auch das älteste Gasthaus in Schönau, stand in der Hauptstraße und zeichnete sich durch seine weiße Farbe aus, welche einen eigenthümlichen Contrast mit den vier Akazienbäumen vor demselben bildete. Eine hohe steinerne Treppe führte ins Haus, und ließ gleich beim Eintreten in dasselbe zur Rechten und Linken zwei Wirthsstubenthüren mit bezeichnender Aufschrift erblicken. Das „Gastzimmer" rechts war für die Weinwirthschaft bestimmt, links wurde Bier, Aepfelwein und Branntwein verzapft. Die reichsten und angesehensten Bürger des Ortes waren in letzterem zu treffen, während in dem Zimmer rechts fast nur Beamte und wenige Kaufleute zusammen kamen.

Die eigentliche Wirthsstube war somit auch viel geräumiger, und hatte noch ein anstoßendes Zimmer, in welchem sich gewöhnlich die Stammgäste zusammenfanden.

An diesem Abend war der „grüne Baum" außergewöhnlich stark besucht. Es hatte dies seinen Grund

in mancherlei Neuigkeiten, welche man gerade an diesem Abend hier zu erfahren hoffte, da der Sohn des Gasthalters, Ernst, seiner Zeit auch bei jener Katzenmusik betheiligt, und als Demokrat nicht im besten Rufe stehend, erst heute aus der Residenz zurückgekehrt war, wo er seine sechsmonatliche Haft verbüßt hatte.

Während in dem Wirthssaal gespielt und gezecht, die Neuigkeiten der Residenz aber, wegen der anwesenden Soldaten nicht weiter besprochen wurden, und man sich einem munteren geselligen Treiben hingegeben hatte, waren die Gäste des anstoßenden Zimmers in einem ernsten Gespräche vertieft und vergaßen darüber ganz ihr Kartenspiel.

An der oberen Ecke eines schmalen Tisches saß der Schulvicar Heinz, ein kleiner Mann von unansehnlichem Aeußeren und mit einer weichen, klingenden Stimme begabt. Ihm gegenüber hatte sein Vetter, der Oekonom Friederich, Platz genommen, um dessen tiefe, kräftige Baßstimme ihn schon mancher Geistliche beneidet hatte. Diesem zur Seite saß ein ernster Mann, dessen ruhiges, feines Benehmen augenblicklich erkennen ließ, daß er dem gewöhnlichen Treiben des „grünen Baumes" fern stand, und er sich darum auch nicht recht behaglich in dieser Gesellschaft fühlte, es war der Doctor Pfiffig, der durch politische Umtriebe seiner Stelle als Lehrer des Gymnasiums in der Residenz verlustig geworden war, und seit einigen Jahren mit

seiner ziemlich zahlreichen Familie in Schönau ein stilles zurückgezogenes Leben führte, wo er sich bisher durch schriftstellerische Arbeiten kümmerlich ernährt hatte. Sein Nachbar Alt war das offenbare Gegentheil und hatte an diesem Abend wieder eine ordentliche Portion von Witz zum Besten gegeben und den Ernst der Unterhaltung nicht selten durch so derben Spott unterbrochen, daß ihn der gegenüber sitzende „Altbürger,“ „Gemeinderath“ und „Zunftmeister“ Feistmann mit dem Ton eines Vorsitzenden zurechtwieß und dann immer mit der Rechten so über den Tisch fuhr, daß sein Schwiegersohn, der Schneidermeister Sittig, jedesmal erschrocken von ihm wegrückte. Zwischen diesem und dem Schulvicar Heinz saß der ehemalige Bürgermeister und durch mancherlei Unglücksfälle so zurückgekommene Oekonom Schuster, ein Mann von freundlichem und wohlwollendem Aeußeren. An einem daranstoßenden Tisch saßen noch der Doctor Zulauf und dessen Schwiegersohn der Forstaccessist Holzmehl, ein schöner, kräftiger Mann, dessen voller, blonder Bart ihm ein äußerst angenehmes Ansehen gab.

Der zurückgekehrte Sohn des Gasthalters ging ab und zu und wurde überall auf das Herzlichste bewillkommt.

„Was hilft alles Klagen und Jammern,“ bemerkte Schuster in langsamer Weise, „macht es unsere Verhält-

nisse besser, richtet es unseren gesunkenen Mittelstand wieder auf?" —

„Macht es dieselben etwa schlimmer," meinte Alt mit ironischem Lächeln. „Ich denke doch, das Recht über unsere Verhältnisse zu sprechen, stört den Reichsfrieden nicht. Und dann ist es erlaubt, und was erlaubt ist, soll man thun — muß man thun, wollte ich sagen. — — — Das Wuchern ist nicht erlaubt — aber es geschieht doch — allein —"

„Lassen wir das, mein lieber Freund," lenkte sein Nachbar Pfiffig ein, „wir kommen zu weit. Zunächst sprechen wir von der Gemeinde-Ordnung — und darüber kann man mit der vollen Ruhe und Gewissenhaftigkeit eines Mannes reden, ohne dem Staate irgendwie zu nahe zu treten, ohne eine Persönlichkeit anzugreifen. Und offen gestanden, mit diesen Verhältnissen bin ich noch immer nicht vertraut genug, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu können, und würde recht dankbar sein, wenn mich einer der Herren etwas mehr damit bekannt machen wollte. Des Volkes Wohl lag mir immer so sehr am Herzen, wie das meiner eignen Familie; ich habe diesem Streben nicht nur meine sorgenfreie Stellung geopfert, sondern mir auch dadurch jede Aussicht für eine bessere Zukunft geraubt. Und doch muß ich jetzt das offene Geständniß ablegen, daß ich erst während meines Aufenthalts in Schönau recht erkennen

gelernt habe, wo eigentlich unser Volk eben der Schuh drückt.“

„Das ist das alte Lied,“ — unterbrach ihn Alt und fuhr dann in geläufiger Rede fort: „Ein altes Lied, aber ein wahres Lied! — Das Volk lernt man aber nicht aus dicken Rechtsbüchern kennen, aus Romanen, Reisebeschreibungen oder sonstigen Schriften, — einzig und allein nur aus näherem Umgang mit ihm. Geehrtester Herr Doctor Pfiffig, da liegt der Haas im Pfeffer! — aber es war bis heute noch keiner so pfiffig, ihn herauszufinden. O dürfte ich den Herren einmal den rechten Weg zeigen, ich wette, es sollte anders werden. — Und ist es einem der Herren übel zu nehmen, wenn er nicht gehörig mit den Verhältnissen des Volks bekannt ist? — Haben Sie in den ersten Jünglingsjahren die gehörigen Vorkenntnisse zur Universität erhalten, so fahren sie von der lieben Heimath weg zur munteren Musenstadt. Hier hören Sie einige Zeit Colleg — oder versäumen auch eine gehörige Portion derselben, — trinken fleißig Bier, buhlen um schöne Mädchen, zerreißen und zerschmeißen sich die zarten Gesichtchen wie wahnsinnig, und das heißen sie studiren, um einst im Staat eine Stellung einzunehmen. Mit Ach und Krach liefern sie ein Examen — und hierauf angestellt, werden sie wahre Stubenhocker. Nirgends war ihnen eine Gelegenheit geboten, des Volks Verhältnisse näher kennen zu lernen —“

„Und dennoch, mein Herr Alt,“ unterbrach ihn Holzmehl mit kräftiger Tenorstimme, „als Accessist hat jeder einstige Staatsdiener die Verpflichtung, sich mit allen Verhältnissen seines Berufs sowohl, als auch mit denen des Volks und des Staates im Allgemeinen und Besonderen bekannt zu machen. Er wird es auch thun, wenn ihm des Volkes Wohl am Herzen liegt. Uebrigens bin ich angehender Beamter, und vermeide gern jede Gelegenheit über diesen Punkt zu reden.“

„Da haben Sie Recht, Herr Holzmehl,“ entgegnete Feistmann, „denn es ist, besonders für junge Männer, die ihr Fortkommen suchen, nicht rathsam, sich in politische Gespräche tief einzulassen.“

„Ein sprechendes Beispiel ist der unglückliche Herr Amtmann Trautmann,“ bemerkte Ernst, der eben hinzu getreten war und den letzten Theil der Unterhaltung mit angehört hatte. „Es ist ein Jammer, wie es dem alten biedren Manne geht, — es gibt aber in der Residenz keine mitleidige Seele, die etwas für sein Recht thun möchte. Die Frau Amtmann begegnete mir vorgestern auf dem Marktplatz, — vor Erstaunen und Ueberraschung war ich starr! — Fast hätte ich sie ja nicht mehr erkannt. — Die sonst so muntere, blühende Frau war todtenbleich, und der Kummer hatte seine düsteren Zeichen auf ihre Gesichtszüge gedrückt. Als sie mich sah, kam sie freundlich auf mich zu und drückte mir herzlich die Hand, während ihr die hellen Thränen

in die Augen traten. Und ich mußte recht sehr mit ihr weinen. Johanna, das gute Mädchen, liegt am sterben —"

Er hielt inne. — Tiefe Stille herrschte, — auf dem Gesichte eines Jeden war die innigste Theilnahme, das höchste Interesse zu lesen. —

„Der Schurke — der Kurschneider — der — wie heißt er doch, der — dem wir die Katzenmusik brachten und der uns mit einem Schwarm Soldaten beehrte, —"

„Du meinst den Herrn von Brandeis, lieber Alt," belehrte ihn der Schneidermeister Sittig.

„Was — Herr — auch noch Herr, —" rief jener mit gehobener Stimme.

„Das hat seinen guten Grund," erläuterte dieser. „Während seiner letzten Anwesenheit hat er für fünfzig Gulden Kleider bei mir machen lassen, und ich habe noch keinen Kreuzer davon."

„Da werden Sie auch noch warten können," lachte Ernst, „in der Residenz hat er mehr Schulden wie Vermögen. — Vielleicht bezahlt er Sie doch bald," unterbrach er sich rasch, „denn in aller Kürze heirathet er unser gnädiges Fräulein, und die hat Geld!"

„Antoinette von Steinwart!" riefen Alle im größten Erstaunen.

„Dieselbe." —

„Nun — der paßt für sie!" sagte der Schulvicar und rieb sich die mageren Hände. „Da wird das große

Vermögen bald nach allen Weltgegenden zerstäuben. Was er nicht verspielt und vertrinkt, das verreis't sie, und opfert es ihrer unermüdeten Abenteuerungssucht. — Das ist ein rechtes Pärchen; — so rächt sich das Geschick. — Wenn nur der alte Wienau davon kommen und das Ende dieser aufgeblasenen Herrlichkeit erleben könnte!" —

„Ich glaube kaum," entgegnete achselzuckend der Arzt. „Die Krankheit hat sich sehr verschlimmert, und ich glaube nicht, daß er diese Nacht überlebt. Er hat sein volles Bewußtsein schon seit einigen Tagen wieder, das Fieber hat sehr nachgelassen, allein der Schlaganfall von gestern Morgen macht ihn unrettbar. Gebe Gott, daß er die Ankunft seines Anwaltes in der Steinwart'schen Prozeßsache überlebt, und sein schon vor einiger Zeit aufgestelltes Testament zu Gunsten des Amtmanns Trautmann umstoßen kann. Wir erwarten ihn heute Abend für ganz bestimmt aus der Residenz. Er hätte schon heute Mittag eintreffen können, und der Kranke verlangt fortwährend nach ihm. Er fühlt es wohl selbst, daß seine letzte Stunde nahe ist."

Ein Freudenstrahl übergoß doch jedes Gesicht, trotz der traurigen Mittheilung, bei der Nachricht, Wienau werde zu Gunsten der Familie Trautmann ein neues Testament aufstellen. — Bald jedoch hatte das Mitgefühl für den überall geachteten Wienau wieder die Oberhand.

Man konnte nicht fertig werden, seine Vorzüge hervorzuheben und Anecdoten aus seinem Leben zu erzählen. Er war ein munterer Mann und hatte durch sein freundliches, liebreiches und zuvorkommendes Benehmen die Herzen aller Thalbewohner gewonnen.

„Amalie war immer sein Augapfel!" sagte Pfiffig, „ich habe ihn oft darüber reden hören. Und als der alte Trautmann eigensinnig war und die Tochter nicht bei ihm ließ, da wurmte es in seiner Seele und in solcher Aufregung übergab er dem Gericht sein Testament. Er sagte mir noch kurz vor seiner Krankheit, daß ihn in seinem Leben nichts gewaltiger berührt und tiefer geschmerzt habe, als die Trennung von Amalien."

„Ich kann es bezeugen," bemerkte Zulauf, „denn als sich die ersten Symptome einer langwierigen, schweren Krankheit bei ihm zeigten, bat er mich gleich, bei Trautmann um Amaliens Hierherkommen in seinem Namen zu bitten. Ich konnte als Arzt diesen Wunsch Anfangs nur unterstützen, da sein Leiden in seiner ersten Entwicklung den Character einer so gefährlichen, ansteckenden Krankheit nicht hatte. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Hingebung, mit seltener Aufmerksamkeit und Liebe pflegte sie den schwer Erkrankten. Fast immer um ihn, ohne jeden nächtlichen Schlaf, konnte sie sich selbst nicht genug thun, um sein Leiden durch hülfreichen Beistand und kindliche Fürsorge etwas zu erleichtern. Ich bin in meinem Berufe alt geworden,

und lebe jetzt vierzig Jahr als wirklicher practischer Arzt, allein noch nie hatte ich mehr Gelegenheit, weibliche Fürsorge und Ausdauer, mehr Aufopferungsliebe und Hingebung zu bewundern, als bei ihr. Mit einer Ruhe und mit einer Gewissenhaftigkeit erfüllt sie meine Anordnungen, die mich in der That schon mehrmals in Erstaunen setzte."

„Amalie ist ein wackeres Mädchen," rief der Oekonom Friedrich mit gehobener Baßstimme," und wenn ich noch ledig wäre, — sie oder keine."

„Amalie Trautmann?" fragte ein stattlicher Mann, der eben zur Gesellschaft getreten war, und seine Gesichtszüge in den Stehkragen eines Mantels verborgen hielt, den er aber, als Alle überrascht und unsicher zu ihm aufblickten, bei Seite legte — worauf sich die Gäste erhoben und ihn mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr Steinius," begrüßten.

„Wir haben mit Freuden vernommen, daß Sie an die Stelle unseres biederen Herrn Trautmann kommen, den wir ja nun doch einmal nicht mehr erhalten sollen, aber bei Ihrem letzten Vorgänger, dem hochgebackenen Herrn von Drachenfels zu Ochsenstein, wären wir vor Unmuth noch vollends zu Grunde gegangen. So seien Sie uns recht herzlich willkommen; Sie sind immer unser Freund gewesen und werden es auch für die Zukunft bleiben."

Der Altbürger Feistmann hatte in feierlichem Ton diese Anrede gehalten, die gewiß auch der Ausdruck der übrigen Anwesenden war, denn Steinius hatte sich schon als Vicar die Liebe sämmtlicher Bewohner Schönau's zu erwerben gewußt, durch sein bereitwilliges Entgegenkommen, das im Herzen des Volks immer einen Platz findet und das aufrichtigste Wohlwollen erweckt.

„Ich danke für Euren freundlichen Gruß, meine Bürger," entgegnete Steinius. „Seid versichert, daß ich mich in der Residenz nicht verändert habe, und daß mir hinsichtlich des Einvernehmens mit Schönau's Bewohnern der unglückliche Trautmann als Vorbild dient. Ihr spracht von ihm und seiner Tochter, als ich eintrat, und man wird meine Frage nach Amalie nicht für bloße Neugierde auslegen."

„Bei Gott nicht!" rief lachend der Poet, und blickte zu dem neuen Amtmann mit freundlichem Wohlgefallen auf. „Wir wissen's noch von früher, daß Ihnen das Mädchen nicht gleichgültig war. Wer sollte ihr aber auch abhold sein? — Wie sind Sie aber mit ihrem Vater zurechtgekommen? Der alte Amtmann war immer Ihrer Bewerbung um Amaliens Liebe entgegen und konnte nicht sehen, wenn Sie ihr nur einen freundlichen Blick zuwarfen. Er meinte, Ihr Reichthum und Amaliens Armuth paßten nicht zusammen, und er sagte mir einstmals seine offene Meinung hierüber, als der

Jude Isaak Schinder durch meine Vermittlung ihm einen kleinen Geldvorschuß gemacht hatte."

„Wenn mich Amalie wirklich liebt, so wird er ihrem Glück auch nicht entgegen sein, denke ich," entgegnete Steinius. „Ich habe jetzt eine sichere Stellung, und so Gott es will, hoffe ich auch, sie als treue Lebensgefährtin heimzuführen."

„Sie ist seit Kurzem auf Wienau's Gut," bemerkte Alt.

„So wird sich mir auch eine Gelegenheit bieten, meinem Ziele näher zu kommen. Es hätte sich ja nicht schöner treffen können. — Ich habe mit dem Juden einen Handel abgeschlossen, wonach er mir das ehemalige Haus des Amtmanns käuflich überlassen hat."

„Welch' ein herrlicher Gedanke," jubelte Dr. Pfiffig. „So haben wir wohl auch einmal die Aussicht, unseren alten Freund, Ihren zu hoffenden Schwiegervater, in Schönau wieder zu besitzen. — Darauf lassen Sie uns ein Glas leeren, und dem neuen Herrn Amtmann unseren herzlichsten Glückwunsch bringen!"

Die Gläser klirrten, und das freundliche Gesicht eines Jeden verrieth das allgemeine Interesse für Steinius.

„Wienau liegt schwer darnieder," sagte der Arzt, sich an diesen wendend, „und da Sie so offen und frei Ihre Liebe für Fräulein Amalie an den Tag legten, so kann ich nicht umhin, Sie auf deren Verhältnisse hinsichtlich ihres Vermögens aufmerksam zu machen.

Wienau hat sein Testament zurückgenommen, und wird noch diese Nacht ein neues dem Gerichte überliefern lassen. Daß er darin seine einzige Pflegerin, Fräulein Amalie, nicht vergessen wird, werden Sie natürlich finden; und Sie dürfen versichert sein, daß Sie, nach seinen Aeußerungen zu schließen, dereinst an Amalien keine arme Frau bekommen."

„Ich beklage diese Wendung ihres Schicksals," entgegnete Steinius, den Arzt bei Seite nehmend „Dies trübt den heiteren Himmel meiner ersten Liebe. — Lieber Herr Zulauf, Sie kennen mein Verhältniß zu Amalia. Ich traf sie oft in Ihrem Haus, Sie unterstützten meine Gesinnungen für sie, aber nie ist es zwischen uns zu einer bestimmten, entscheidenden Erklärung gekommen. Sie sah meine Aufmerksamkeit gegen sie gern, ich fühlte auch, daß sie mir nicht abhold war, aber nie legte sie an den Tag, daß sie meine Gefühle theile, daß sie mir gut sei — daß sie mich liebe!"

„Sie verlangen auch zu viel, mein lieber Freund," erwiederte der Arzt in zutraulicher, herzlicher Weise. „Ein Mädchen von Character und Gemüth legt einem jungen Manne, und sei er auch noch so sittlich und brav, die innigsten und geheimsten Gefühle ihres Herzens nicht so blos. Es ist ein Grundzug ächter Weiblichkeit, mit männlicher Beherrschungsgabe die Gefühle und Regungen, die Eindrücke und Neigungen der Seele still und verborgen zu halten. Und je tiefer und wärmer

die Liebe ist, desto mehr wird sie dem Veilchen in seiner bescheidenen, verborgenen Zurückgezogenheit gleichen. Sie haben hierin noch zu wenig Erfahrung, bester Herr Steinius. Der ruhigen Beobachtung eines Mannes, dem forschenden Blick eines erfahrenen Arztes entgeht so etwas viel weniger. Die Frauen wollen studirt, gründlich studirt sein! — Es treten uns in ihrem Wesen so vielerlei, so seltsame Grundzüge entgegen, daß es fast ausschließlich nur dem Arzt vergönnt ist, in die Mysterien ihres inneren Lebens tiefer einzudringen. — Fräulein Amalie ist Ihnen gut, und es wird Ihnen nicht an einer Gelegenheit fehlen, noch näher mit ihr bekannt zu werden. An Ihnen ist es dann, einen passenden Augenblick zu ergreifen und ihr die Regungen Ihres Herzens mitzutheilen. Vertrauen Sie Ihrem väterlichen Freunde!"

„Ich will es," sagte der junge Amtmann sichtlich bewegt, und drückte dem biederen Freunde herzlich die Hand. „Und doch hätte ich lieber gehabt: Amalie sei in ihren dürftigen Verhältnissen geblieben. Ich hatte mich in ihre glücklichere Zukunft, durch meine Verhältnisse, so hineingelebt, daß es mir jetzt in der That schwer wird, jene Projecte zu verlassen. — Ich fühle mich hierdurch wieder so weit — so entsetzlich weit von meinem Ziele entfernt."

„Wie kleinlich Sie denken," bemerkte Zulauf. „Glauben Sie mir, wahre Liebe sieht auf äußeren

Reichthum nie. Es ist eine Verirrung unserer Zeit, die Ehe als eine Versorgungsanstalt zu betrachten. Sie gedachten Amalie zu versorgen, und sie damit glücklich zu machen. Und wie irren Sie, lieber Freund. Das Mädchen hat zu viel inneren bleibenden Werth, als daß sie sich blos von diesem Versorgungsschwindel hinreißen und für ihre eheliche Verbindung bestimmen ließe. Liebt Fräulein Amalie Sie wirklich, so würde sie Ihnen mit derselben Herzlichkeit und Wärme zugethan sein, wenn Sie auch so arm wie Hiob wären. Die wahre Liebe ist das Einzige in der Welt, was uns so leicht Rang, Stand und Verhältnisse vergessen läßt. Es sollte mir leid sein für das gute Kind, wenn Sie Ihre Liebe auf solchen Boden gestellt hätten und dasselbe durch Ihren Reichthum zu beglücken glaubten."

„Sie mißdeuten meine Gefühle, edler Freund," entgegnete Steinius. „Nicht darum erscheinen mir Amaliens gebesserte Verhältnisse unangenehm, sondern es war ein reines Ergebniß meiner innigsten Liebe, sie auch einer glücklicheren, sorgenfreieren Zukunft entgegen führen zu können. Warum sollte es nicht der Wonne höchster Liebe entsprechen, so zu denken und zu fühlen? — Ich habe nie darin einen Mangel an Liebe und Vertrauen erkennen können. — Doch, gebe Gott, daß sich bald eine schickliche Gelegenheit bietet, der ich das höchste Glück meines Lebens verdanken könnte. Und würde der alte Onkel jetzt nicht schwer erkrankt darnieder

liegen, ich könnte mich nicht zurückhalten, sie selbst in ihrer ländlichen Einsamkeit aufzusuchen."

„Das können Sie nun freilich nicht," entgegnete der Arzt, „denn ich bezweifle fast, daß Wienau diese Nacht überlebt. Vielleicht vermag seine sonst so kräftige Natur noch bis zum Sonnenaufgang der heftigen Krankheit zu widerstehen, allein ich werde noch diesen Abend Amalien sprechen, und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so werde ich sie von Ihrer Ankunft und jetzigen Stellung in Schönau vorübergehend unterrichten."

„Ich werde Ihnen sehr verbunden sein!"

„Ich erwarte nämlich den Doctor d'Oerwel, Wienau's Rechtsanwalt, der mit jedem Augenblick aus der Residenz ankommen muß."

„d'Oerwel!" rief Steinius hochentzückt, „mein bester Freund! O, das trifft sich herrlich! — Ich werde als neuer Amtmann, wenn auch noch nicht in die Würde meines Amtes durch den Regierungscommissär eingesetzt, doch nicht ermangeln, meinen Freund nach dem Gute zu begleiten und ihm bei seinen dortigen Geschäften behülflich sein."

„Ich habe gewiß nichts dagegen einzuwenden," sagte Zulauf mit freundlichem Nicken. „Drüben im Weinzimmer sitzt noch der Herr Landrichter von Blechstein, der Actuar und der Caplan Nagel, sie werden uns begleiten. Der Erstere um die Erbvertheilungsurkunde

zu beglaubigen, — der Letztere um dem Kranken das Abendmahl zu reichen.“

In diesem Augenblick ertönte das Horn eines Postillons, und bald darauf hielt vor dem Wirthslocal eine Postchaise.

„Extrapost!“ schrie der Wirth im Hausgang mit weithinschallender Stimme und zog dabei die Schelle, als ob er Sturm läuten wollte. „Eine Extrapost vor dem grünen Baum, meine hochzuverehrenden Herrn Gäste,“ rief er, mit ehrerbietiger Verbeugung unter die Thüre tretend, seinen Gästen zu, und verschwand in demselben Augenblick in der Hausflur. Man hörte bald darauf, wie er mit jubelnder Stimme im obersten Stocke seine beiden Töchter von dem außergewöhnlichen ehrenvollen Ereigniß in Kenntniß setzte und dann wie wahnsinnig auf die Haustreppe eilte, um die Extrapostreisenden in Empfang zu nehmen.

Achtes Capitel.

Sei fest in dem, was Du für recht erkannt
Und reine Einfalt wohn' in Deinem Herzen,
Sei nur der Wahrheit treuer Freund, doch lerne,
Mit mildem Sinn dem Irrthum zu verzeih'n.
Voltaire.

Die Gäste hatten sich unterdessen auch erhoben, hatten Spiel und Bier im Stich gelassen, und waren mit weibischer Neugierde an die Fenster getreten. Im Hausgang selbst hatte sich das Dienstpersonal, vom Hausknecht bis zur Köchin, aufgestellt und harrte der Befehle des gestrengen Herrn.

Der Schlag wurde aufgemacht und zwei Herrn, in Mäntel gehüllt, stiegen aus.

Der eine redete den Hausknecht, dessen Diensteifer in der Hoffnung eines tüchtigen Trinkgelds ihn bis an den Schlag des Wagens getrieben hatte, an:

„Sind Sie der Herr Gasthalter?"

„Das nicht, geehrtester Herr," entgegnete der Wirth auf der Treppe mit tiefem Knix und ehrerbietig sein

Hauskäppchen in der Hand drehend. „Ich habe die Ehre der Herr Gasthalter zum grünen Baum zu sein.“

„Gut, so besorgen Sie uns in der kürzesten Zeit einen Wagen zur Weiterreise. Wählen Sie gute Pferde, unser Auftrag hat Eile!“

„Ganz wie Sie befehlen, geehrtester Herr — wie ist Ihr werther Name, wenn ich bitten darf.“

„Der Name macht nichts zur Sache,“ entgegnete der Fremde. „Eilen Sie unserm Verlangen zu entsprechen, weisen Sie uns ein eignes Zimmer an und besorgen Sie uns, sobald nur möglich, ein kräftiges Nachtessen. Zwei Flaschen Ihres besten Weines können Sie uns einstweilen überlassen. Eilen Sie — unser Aufenthalt ist nur von ganz kurzer Dauer!“

„Ganz wie Sie befehlen, meine hochzuverehrenden Herrn, Extrapost —“ der Wirth wollte weiter reden, allein der Fremde unterbrach ihn:

„Sodann ersuchen wir Sie, uns den Herrn Amtmann Steinius, wenn er schon angelangt ist, hierher zu bitten, wir haben nur wenige Worte mit ihm zu reden.“

„Der Herr Amtmann Steinius sind bereits vor einer Stunde hier angekommen und logiren diese Nacht in unserem Hôtel,“ antwortete der Gasthalter unter vielen Bücklingen, in einer feinen, ehrerbietigen Weise.

„Gut, so wird es nicht schwer halten, ihn auf einige Minuten zu sprechen,“ fuhr der Fremde fort. „Grüßen Sie den Herrn Amtmann von uns, in einer

Viertelstunde möchte er uns doch auf einige Augenblicke durch seinen werthen Besuch beehren. Jetzt wollen wir uns etwas umkleiden und uns von den Strapatzen einer langen Reise erholen, zu Nacht essen und dann im schnellsten Galopp der nächsten Festung zueilen. Unsere Depeschen sind sehr eilend und müssen noch vor Tagesanbruch in die Hände des Commandanten kommen."

Die letzten Worte des Fremden hatten die Neugierde der Umstehenden aufs Höchste gesteigert. Man sah sich überrascht und mit einer gewissen Aengstlichkeit an, denn schon seit Wochen waren verschiedene Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg in Umlauf, auch hatte man sich schon verschiedentlich von einer großen politischen Verschwörung unterhalten, welche sich über das ganze Land verbreitet haben sollte und demnächst mit ihren Ideen hervortreten werde.

Der Versemacher Alt konnte seine Neugierde nicht länger bezähmen und trat mit der Verbeugung eines ganz ergebenen Dieners den Fremden gegenüber, welche eben im Begriffe waren, dem aufmerksamen Gasthalter in den oberen Stock zu folgen.

„Erlauben Sie, hochgeehrteste Herren," redete er sie an, „dürfte ich Sie nicht bitten, uns durch geringe Mittheilungen über das Wesen Ihrer Sendung aus einer äußerst drückenden Ungewißheit zu reißen, da uns schon mancherlei Nachrichten über einen bevorstehenden Krieg zugegangen sind."

Der Fremde lachte hell auf und entgegnete dann mit angenommenem Ernste: „Beruhigen Sie sich, noch sind wir nicht so weit. — Das Geheimniß unserer Sendung ist zu wichtig, als daß wir es hier öffentlich mittheilen dürften." Darauf folgte er dem Wirthe.

„Und Ihren werthen Namen?" fragte dieser, als er die beiden Herrr in ein freundliches, nicht sehr großes Zimmer geführt hatte.

„Unsere Namen können Ihnen ganz gleichgültig sein," entgegnete der verhüllte Gefährte, welcher bisher geschwiegen hatte.

„Was Teufel, die Stimme klingt bekannt," redete der Wirth vor sich hin, „doch weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, woher ich sie kenne."

„Schaffen Sie etwas zum Trinken herbei," bemerkte der Fremde, „und damit Sie auch aus Ihrer Ungewißheit gerissen werden, will ich Ihnen unsern Namen nicht weiter verheimlichen, jedoch muß ich Sie bitten, dieselben Niemand mitzutheilen, da wir kein Aufsehen machen und ohne Aufenthalt an den Ort unserer nächsten Bestimmung kommen wollen."

„Ganz wie Sie befehlen, meine hochzuverehrenden Herren!"

„Mein Name ist Freiherr von Schalk zu Traunicht und mein Begleiter ist der Hauptmann von Haferkorn."

„Oskar!" rief der stille Begleiter in vorwurfsvollem Tone.

„Ah, ich kenne den Herrn Baron von Haferkorn,“ sagte der Wirth unter vielen Bücklingen. „Ich hatte schon das Vergnügen — die Ehre wollte ich sagen — seine werthe Bekanntschaft zu machen. Es ist ein vortrefflicher Mann. Seine Stimme war mir gleich so bekannt. — Nur sprachen der Herr Hauptmann damals eine etwas tiefere Stimme. — Sie werden sich meiner wohl nicht mehr erinnern, hochzuverehrender Herr Baron,“ sagte er, sich mit einem tiefen Knix an den noch immer in seinem weiten Mantel unkenntlichen Fremden wendend. „Sie wissen, mein einziger Sohn Ernst — ein guter Junge — aber durch die Herrn Professoren in der Residenz von der einfachen Meinung eines schlichten Landmanns abgekommen — die Erziehung war, bei Gott und allen Heiligen! nicht schuld, allein Sie wissen ja, unsere Jugend ist heutigen Tages gar leicht dem Einfluß der Eltern entwachsen; — du lieber Gott, man muß oft froh sein, wenn sie einem nur noch hören und als ihre Eltern erkennen mögen, — wenn sie einem —“

„Zum Teufel mit diesen krankhaften Ideen,“ schrie der Eine, als er bemerkte, wie unangenehm die Worte des Gasthalters seinen Gefährten berührten.

„Bitte ganz ergebenst um Entschuldigung, wenn ich den geehrten Herrn zu nahe getreten,“ entgegnete jener mit einer tiefen Verbeugung. „Ich wollte nur erzählen, auf welche Art ich die Bekanntschaft des Herrn Haupt=

mann von Haferkorn machte. Mein einziger Sohn Ernst — der böse Junge — kam, wie Sie sich erinnern werden, durch seine Theilnahme an jener Katzenmusik — verzeihen Sie mir diesen kühnen Ausdruck — an jener Katzenmusik, welche einige unzufriedene und aufgeregte hiesige Bürger — ich wollte sagen, hier Ansässigen — seiner Wohlgeboren dem Herrn Geheim-Sekretair von Brandeis brachten, in die verwickelte Geschichte einer sehr unangenehmen Untersuchung und zuletzt auch, zum größten Leidwesen seines überaus gut und demüthig gesinnten Vaters, in die gräßliche Verlegenheit einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe, und ist, wie Sie, mein geehrtester Herr Hauptmann, wissen werden, seit heute wieder im Besitz seiner Freiheit, glücklich, aber mit ziemlich leerem Magen, hier angekommen. Mein Sohn hatte, während ich ihn besuchte, die Ehre, unter Ihrem Commando im Gefängniß zu sitzen, und Sie waren damals als Chef der Wache so freundlich, mir eine Einlaßkarte zu ertheilen, wofür ich Ihnen —"

„Lassen wir das," unterbrach ihn der Angeredete, „bescheiden Sie Ihren Ernst hierher, und machen Sie, daß wir etwas zum Trinken und Essen bekommen."

„Um Gottes Willen — mein Ernst — doch keine Nachuntersuchung!"

„Das nicht. — Er soll uns bedienen. — Lassen Sie uns allein."

„Ganz wie Sie befehlen, meine hochzuverehrenden Herrn!“

Unter vielen Bücklingen hatte sich der Wirth entfernt und die beiden Extrapostreisenden waren allein.

„Verfluchte Redseligkeit,“ schrie der eine, als sich der Gastwirth entfernt hatte, und legte unwillig Hut und Mantel ab.

„Ich begreife Dich nicht, lieber Theodor,“ sagte der Freund, „des Gasthalters Ernst wird Dich erkennen und dann sind wir verrathen. Steinius hätte für Alles sorgen können und ganz in aller Stille hättest Du Dich davon gemacht. Durch die angenommenen Namen hätten wir Alle getäuscht. Daß ich nun so ungeschickt war, auf den Hauptmann von Haferkorn zu kommen, ist freilich eine ärgerliche Sache; allein der Haferkorn ist mein Jugendfreund und so viel ich weiß, sogar ein Vetter von Steinius, und so wird sich unser Freund schon zurecht finden, wenn er durch den Wirth unsere Namen erfährt, denn diese behält er keine zehn Minuten für sich.“

„Ernst besuchte mit uns die Universität,“ sagte Theodor, „Du wirst sich seiner wohl nicht mehr erinnern, da er nicht unserer Verbindung angehörte. Vielleicht ist er Dir mit seinem Spitznamen noch bekannt. Wir nannten ihn immer das „Fäßchen,“ welchen Namen er auch bis heute behalten hat.“

„Ah, ganz recht, ich erinnere mich seiner,“ entgegnete

d'Derwel, „er wohnte bei seinem Onkel, dem Musikdirector Bader."

„Durch seine freien Gesinnungen für immer aus dem Staatsdienste ausgeschlossen, hat er sich der Oekonomie seines Vaters angenommen und wird auch Zeitlebens ein Landwirth bleiben. Ihm vertraue ich meine Flucht, er wird mir Geld vorschießen und mich noch diese Nacht über die Grenze bringen können. Der Boden brennt unter meinen Füßen, lieber Oskar. Ich habe keine Ruhe mehr. — Mir ist's, als müßte ich meinem kummervollen Dasein ein Ende machen."

„Verzeihe Dir Gott diesen frevelnden Gedanken," entgegnete der Freund, ihn herzlich umarmend. „Armer Bruder, wie weh thut mir Dein Leiden. Ich weiß, wie es das Herz aufs Tiefste verletzt, von der theuren Heimath zu scheiden — und gar auf immer! — Aber sei männlich stark, erfasse die Zügel Deines Schicksals und wanke nicht, ob sich auch finstere Dämone des Abgrundes Dir entgegenstellen, zum Himmel auf richte Dein Auge, die Tugend als Leitstern, die Ehre als Lebensfeuer im Herzen! — Es wird eine Zeit kommen, in welcher Du Genugthuung erlangen und in Deine Heimath wieder zurückkehren wirst. — Auch in der Ferne schlagen die Herzen Deiner Freunde für Dich, — und wir Alle leben in der Hoffnung, Dich bald wieder umarmen zu können. Für Deine Eltern werde ich sorgen,

lieber Theodor. Gleich bei meiner Rückkunft werde ich mich mit den, wie es mir scheint, sehr verwickelten Verhältnissen genau vertraut machen und helfen, so gut ich nur kann. Wegen der Vorlage des Juden Isaak Schinder an Deine Eltern werde ich Erkundigungen einziehen, die beiden Postscheine dienen mir als Beweismittel. Ich theile hierin ganz Deine Vermuthungen. Des Juden Zudringlichkeit hinsichtlich der Abschlagszahlung dieser Vorlage scheint mir sehr verdächtig, und wer weiß, ob nicht ein Schurkenstreich Deines ehemaligen Freundes Armbrust dahinter steckt, so daß vielleicht Deine Angehörigen das Geld gar nicht erhalten haben."

„Bei Gott, Du kannst Recht haben," entgegnete Theodor nachdenkend. „Du kannst Recht haben. Armbrusts Aufwand, sein Luxus, sein ausschweifendes Leben, dies Alles machte mich schon manchmal nachdenkend und an seiner Ehrlichkeit zweifelnd. — Jedoch schone ihn, so sehr Du kannst. — Schone ihn, er wird Aminka's Stütze sein, er wird sie heirathen, er wird sie glücklich machen. Er hat zwar um mich keine Nachsicht verdient — doch schone ihn um Aminka's willen! So tief, so entsetzlich tief sie mich auch verletzte, und von einem großen Theil meiner Verirrungen die Schuld trägt, will ich doch nicht ihr Verderben, sie soll glücklich sein. Ich habe ihr entsagt — die Wunde wird auch wieder heilen!"

Er hatte die letzten Worte mit gebrochener Stimme

gesprochen und sich aufs Sopha niedergesetzt, in düsterer Stimmung vor sich hin blickend.

„Ich habe Eltern und Geschwister vergessen — ich habe meinen Gott verleugnet — ich habe —“

Die Stimme versagte ihm. Er weinte laut.

„Du hast gefrevelt, — Du bist reuig — und Gott hat Dir verziehen. Rufe nicht mehr die Irrungen einer düsteren Vergangenheit zurück, siehe zu, wie Du das Geschehene wieder gut machen kannst.“

„Aber so mußte es kommen,“ fuhr Theodor fort. „Siehe, als ich Aminka zum erstenmal sah, ward es mir so wehmüthig, so klagevoll ums Herz. Der Tag unserer Verlobung legte den Keim schwerer Leiden in meine Seele. Immer mächtiger, immer gewaltiger wurde seine Wirkung, und das Ende unzähliger Verirrungen ist hundertfacher Verlust und die Flucht aus der Heimath. Dies Alles knüpft sich an jenen unvergeßlichen Abend, an dem sie mir ihre Liebe gestand, und ich war durch ihre Schönheit, ihren Liebreiz und ihre scheinbaren und wirklichen Vorzüge so gefesselt, daß ich, von dem Reiz des Augenblicks überwältigt, ihr treue Liebe gelobte. Die Reue kam bei ihr zu früh, denn sie wurde schon in den süßen Schäferstunden der jungen Liebe durch die eitle Vorspiegelung einer andern glänzenden Parthie besiegt, und als ich anfing, sie recht sehr zu lieben, wurde sie kälter und immer kälter, und je mehr ihre Liebe zu mir abnahm, desto wärmer und leidenschaftlicher wurden

meine Gefühle. Der bitterste Liebesschmerz zerrüttete meine Lebensgeister! Ich wurde leichtsinnig, dem Einfluß eines Schinder und Armbrust war es gelungen, mich einem frivolen, ausschweifenden Leben zu überliefern. — Ich kam mit dem Geheimen Secretair von Brandeis so in Händel, daß er mich vor etwa sechs Wochen forderte, und nur durch die Vermittelung unseres biederen Freundes Steinius war das Duell unterblieben. Der Mensch ist eifersüchtig auf mich, weil ich zuweilen seine Braut, die liebenswürdige Antoinette von Steinwart, besuchte."

Er bemerkte nicht, wie eine hohe Röthe sich über d'Oerwels Gesichts goß, und dieser einige Verlegenheit zu verbergen suchte.

„Die junge Gräfin ist mir aus ihrer Kindheit bekannt und ist mit meinen jüngeren Geschwistern so zu sagen aufgewachsen. Ich war ihr immer sehr aufmerksam, und sie wurde mir verschiedene Male eine liebevolle, huldreiche Wohlthäterin. Das Verhältniß des Geheimen Secretair von Brandeis zu meiner Schwester habe ich Dir auf dem Wege hierher erzählt, wie auch die näheren Umstände seines Hasses gegen meinen unglücklichen Vater, dessen Untergang er geschworen hat. Herr von Brandeis ist ein durchaus schlechter Charakter, ein Bösewicht in allen vorherrschenden Richtungen seiner schmutzigen Seele. Nichtswürdig in seinen Grundsätzen, hält er kein Mittel für unerlaubt, um seine Zwecke zu

erreichen. Wie oft stand es in meiner Macht, sein verruchtes Scheinwesen bei seiner Braut zu enthüllen, und doch that ich es nicht, weil ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte. Der Schurke trägt die Schuld von meines Vaters Untergang, von meiner Schwester Leiden und von dem blutigen Auftritt in vergangener Nacht. Männer wie Schinder und Armbrust, gleich ihm ohne jedes sittliche Princip, sind seine Freunde. Von einer unbeschreiblichen Schuldenlast gedrückt, baut er mit diesen Glückspläne für seine Zukunft, und vergißt sich so weit, selbst zu dem gemeinsten Straßenjungen herabzusinken. Durch ihn ist unsere Familie schwer heimgesucht worden, und es tagt für dieselbe nicht eher eine glücklichere Zeit, als bis dieser elende Wicht durch den Satan gefordert wird!"

„Mäßige Dich, lieber Theodor," unterbrach ihn d'Derwel.

„Die ersten Strahlen der Freiheitssonne beleuchten seinen Untergang," versetzte Theodor. „Gedenke dieser Worte! — Ich räche jede seiner Handlungen — ich räche meine Schwester — meinen Vater — meinen Bruder — ich räche — —"

„Nimm Vernunft an, Theodor," fiel ihm der Freund ins Wort. — „Rache ist eines Mannes unwürdig. Das Gericht über solche Handlungen überlasse dem Himmel — und Gott ist gerecht! — laß uns über andere Sachen reden. — Der Wirth läßt lange warten."

Mit diesen Worten trat er an den Schellenzug und gab ein Zeichen, worauf sofort der Wirth in gewohnter gefälliger Weise erschien.

„Um Gottes Willen, sorgen Sie uns doch für Essen, wir beabsichtigen nicht, hier zu übernachten,“ rief d'Derwel dem Gasthalter entgegen, während er so vor Theodor trat, daß jener dessen Gesichtszüge nicht erkennen konnte. „Wo bleibt Ihr Sohn und wann kommt Herr Amtmann Steinius? Wir haben Eile, lassen Sie uns doch nicht länger warten. Eine schlechte Wirthschaft, das!“

„Bitte recht sehr um geneigte Entschuldigung, mein hochzuverehrender Herr Freiherr von Schalk zu Traunicht, mein Ernst wird im Augenblick erscheinen, er zieht nur Frack, schwarze Hosen und weiße Weste an, wie es in Schönau in den vornehmsten Gasthäusern Gebrauch ist, einem so hohen, gnädigen Herrn zu begegnen.“

d'Derwel konnte sich des Lachens nicht enthalten, und selbst der sehr gedrückte Freund unterstützte es in kräftiger Weise.

„Und der Wein, den wir gleich verlangten?“

„Bitte abermals um ganz unterthänigste Entschuldigung, mein gnädiger Herr,“ entgegnete der Wirth mit tiefem Knix, „Sie waren so freundlich, zwei Flaschen von meinem b e s t e n Wein zu bestellen, — da ich aber in meinem Hauskeller nur eine g e r i n g e r e Weinsorte vorräthig halte, so habe ich den Hausknecht erst nach mei-

nem gewölbten Keller vor der Stadt geschickt, um zwei Flaschen meines Besten zu holen."

„So lange können wir nicht warten," rief Theodor mit verstellter Stimme. „Ihr Felsenkeller ist eine halbe Stunde von hier im Mühlgrund —"

„Sie scheinen hier bekannt zu sein, geehrtester Herr? —"

„Wozu das viele Gerede, bringen Sie anderen Wein, bringen Sie Etwas zu essen und lassen Sie anspannen, damit wir endlich einmal vorwärts kommen. — Es ist zum Davonlaufen."

„Bitte sehr um Entschuldigung, gestrenger Herr von Schalk zu Traunicht, die Köchin —"

In diesem Augenblick trat sein Sohn im vollständigen Ballstaat ein. Er erkannte augenblicklich die Fremden — und wie voll Ueberraschung und Freude rief er deren Spitznamen „Broll" und „Hinkel" und schloß die Freunde in die Arme. Der Gasthalter fand dieses Benehmen seines Sohnes sehr unschicklich, er sah sich verlegen um und wußte nicht, was er zu dem Auftritt sagen sollte. In demselben Augenblick trat auch der Amtmann Steinius ein. Wie groß war sein Erstaunen, als dieser dieselben Worte ausstieß und die vermeintlichen Herrn von Schalk zu Traunicht und Hauptmann von Haferkorn mit herzlichem Gruß in die Arme schloß.

Man suchte den Gasthalter zu entfernen, empfahl

ihm nochmals, für ein baldiges Nachtessen zu sorgen, und vor allen Dingen Wein herbeizuschaffen, und setzte sich dann um den Tisch.

d'Oerwel unterrichtete die beiden Freunde von Allem, sprach deren Hülfe und Beistand an und schloß mit den Worten:

„Wir dürfen unseren Freund und Bruder nicht in dem Druck schwerer Verhältnisse zu Grunde gehen lassen. Ich rufe Eure freundschaftliche Gesinnung an und weiß, daß ich Beifall finde. Zugleich werdet Ihr auch mein Streben, um der unglücklichen Amtmannsfamilie wieder aufzuhelfen, unterstützen. Ich selbst werde ihr einige hundert Thaler überweisen können, die ich einst von einer schönen Dame unter abenteuerlichen Umständen in Paris erhalten habe und die ich seit der Zeit nicht wieder in der Hand hatte."

„Und ich stehe Dir nicht zurück, lieber d'Oerwel," sagte Ernst, dem unglücklichen Freunde die Hand reichend, „ich schaffe Dich noch diese Nacht über die Grenze und gebe Dir wenigstens so viel Geld, daß Du in den ersten Wochen und bis Du Dir selbst Verdienst verschaffen kannst, keinen Mangel leidest."

„Und ich gebe Dir fünfzig Thaler und schreibe schon morgen einen Brief an meinen Onkel, den Director und Professor Hauzius, und empfehle Dich seiner Obhut," sagte Steinius. „Vielleicht weiß er eine Schulstelle für Dich."

„Die Krankheit des biederen Wienau und dessen herannahendes Lebensende macht es für Dich unumgänglich nothwendig, sobald als möglich auf den Hof zu kommen," sagte Ernst, sich an d'Oerwel wendend. „Ich werde Theodor selbst fahren, die Ehre, einen braven, ehrlichen Volksfreund den Blicken einer ängstlich wachenden Polizei entzogen zu haben, lasse ich mir nicht nehmen! — Wir machen einen kleinen Umweg und fahren in der Nähe des Hofs vorüber, wo Du aussteigst und wodurch es den Anschein gewinnt, als seist Du auch per Extrapost dorthin weiter gereist, und sollte es wirklich einmal zur Untersuchung kommen, so bist Du doch aus allem Verdacht, ebenso auch Steinius. Du steigst am Hof aus, unterdessen werden auch der Herr Doctor Zulauf, der Herr Landrichter, Actuarius und Caplan dort angekommen sein. Denn wenn ich ihnen jetzt erzähle: dem Dr. d'Oerwel sei ein Unglück unterwegs zugestoßen — ein Rad am Wagen sei gebrochen — er habe Euch beauftragt, dem Gastwirth in Schönau davon Kenntniß zu geben — und er beabsichtige, nicht erst nach Schönau, sondern über das Forsthaus gerade nach dem Hof zu fahren, so werden sich die vier Herrn alsdann auf den Weg machen und noch vor Dir dort ankommen."

„Ich beabsichtige, Dich dorthin zu begleiten, lieber Oskar," sagte Steinius. „Ich kann Dir bei Aufstellung des Testaments vielleicht behülflich sein."

„Recht gern nehme ich Deinen Beistand an," entgegnete d'Derwel, „nur muß ich Dich bitten, in Gesellschaft der vier Herrn hinzufahren, damit es so den Anschein hat, als hätten wir uns dort ganz zufällig getroffen. —"

„Hast Du nichts Näheres über Wienau's neuere Gesinnungsänderung erfahren?" fragte Theodor den Wirthssohn.

„O, fast hätte ich es vergessen," entgegnete dieser, „er hat sich mit Deinem Vater versöhnt, und wird zu dessen Gunsten das neue Testament aufstellen."

„Nicht möglich!" riefen Theodor und d'Derwel zu gleicher Zeit.

Theodor fuhr dann fort:

„Welch' eine Schickung des Himmels wäre dies, — jetzt im verhängnißvollsten Augenblick, — wo die Wucht schwerer Verhältnisse meine armen Eltern zu erdrücken droht, und die letzten Tage ihnen so viel Unangenehmes bereiteten. — Wie danke ich Gott! — Jetzt scheide ich mit freudigerem, mit leichterem Herzen von der Heimath, meine Zukunft will ich mir schon sichern, ist einmal die meiner Eltern keine so verzweifelte mehr. — Und Du, mein theurer Freund Oskar, gerade in Deine Hand hat der Himmel die Anfertigung des Testaments gelegt! — Ich kann und werde Dich gewiß nicht zu einer ungerechten Handlung verleiten, — aber biete all Deinen

Einfluß zum Besten meiner Eltern, zum Wohl meiner armen Geschwister auf! — Der Alte hat ein weiches Herz; — seine übrigen Erben sind wohlhabend und reich, und stehen ihm am Vermögen fast gleich — zum Theil sogar wohl noch höher."

„Er wird nicht mehr nöthig haben, ein gutes Wort hierfür einzulegen," bemerkte Ernst. „Amalie ist seit einiger Zeit hier —"

„Amalie!" rief Theodor freudetrunken. „O, noch einmal möchte ich Dich sehen, guter Engel, ehe ich das Vaterland verlasse. Theure Schwester, Du warst immer ein schützender Engel, Du warst vielleicht die Einzige, die den Bruder nicht verdammte, die dem undankbaren Sohne verzieh. — Doch mein Verhängniß gönnt mir nicht diese letzte Freude auf heimathlichem Boden! — Euch, meine Freunde, trage ich die herzlichsten Grüße an sie auf, Euch bitte ich, ihr mein Unglück, meine Reue und meine Flucht zu erzählen. Sie wird bei meinem Vater für mich bitten —"

„Auch ich werde es thun," bemerkte d'Orwel. „Lasse mich nur gewähren und vertraue meiner Freundschaft, es wird sich noch Alles gut endigen. Vielleicht begnadigt Dich der Fürst, wenn Dir wirklich ein Urtheil gesprochen werden sollte, — vielleicht gestalten sich schon in aller Kürze die politischen Verhältnisse so, daß Du ohne Gefahr in die Heimath zurückkehren kannst."

Ernst empfahl sich auf einige Augenblicke, und be-

sorgte Wein und ein einladendes Nachtessen, an welchem auch Steinius und er selbst Theil nahmen.

„Nun laßt uns munter sein," rief Steinius, „und einen fröhlichen Abschied feiern."

„Lacht uns ja die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens," setzte Ernst hinzu. Die Gläser klirrten fröhlich zusammen, und es schien ein munterer Ton einzukehren. Jetzt war auch der Hausknecht mit den bewußten Flaschen zurückgekehrt, welche der gastfreundliche Ernst den Freunden zum Besten gab.

„Trinkt, trinkt!" rief er ihnen aufs Herzlichste zu, „wir feiern einen Abschied, und sollten trauern und klagen um den armen Freund, den so herbes Leid getroffen, — aber wir wollen fröhlich sein, wir wollen auf den alten, liebevollen Gott vertrauen, — dieser Abschiedsstunde wird ein herrliches Wiedersehen folgen, von der goldnen Morgenröthe der Freiheit beleuchtet. Bei Gott!" rief er begeistert und mit Innigkeit und Wärme, „bei Gott, wenn ich Euch so um mich sehe, da fallen mir die alten, vergangenen Zeiten wieder ein, die fröhlichen Tage unseres Studentenlebens! — Und wie viel hat sich seit der Zeit geändert. — Wohl ist manches Herz auch lauer geworden von denen, die damals mit uns schwärmten; und mancher Kamerad, der damals einer freieren Richtung folgte, sitzt heute hinter Barrikaden von Acten und preis't sich glücklich, wenn sein Herr Director oder Präsident seinen ganz unterthänigsten

Gruß nur der Aufmerksamkeit einer Erwiederung würdigt. Er arbeitet im Weinberge des Staates, und wird roth bis über die Ohren, wenn sich einmal ein alter treuer Bruder aus jener Zeit bei ihm einfindet. Und Ihr meine alten Kameraden! — Oskar litt lange unter den Rückwirkungen seiner Ideen, — Theodor ist Flüchtling und Du mein Freund Hugo hast es außergewöhnlich günstigen Verhältnissen zu danken, daß Du jetzt schon — und doch noch so jung — Amtmann in Schönau geworden. — Aber Keiner von uns ist untreu dem Andern, oder gar unseren Grundsätzen für Freiheit und Recht, für Fürst und Vaterland abtrünnig geworden. Wir halten noch heute wie damals zusammen! Und der Ernst dieser Abschiedsstunde sei darum unserer Freundschaft gewidmet, und auf ein baldiges Wiedersehen leert die Gläser!" —

„Hast's gut gemacht, mein Fäßchen," rief d'Oerwel und drückte ihm herzlich die Hand. — „Ein hartes Schicksal drohte uns den Freund zu rauben, denn die Straße, welche er eingeschlagen hatte, konnte unseren Lebensprincipien nicht entsprechen, wir hätten uns von ihm abwenden müssen, da leitet die schützende Hand Gottes ihn auf eine bessere Bahn, die traurigsten Erfahrungen machen ihn reif fürs Leben, damit er stark und männlich einst den Platz in seinem Vaterlande ausfüllen kann, wofür ihn ein weiser Rathschluß Gottes bestimmt hat. — Ich bringe dem glücklichen Augen-

blick, der uns so einmüthiglich zusammengeführt hat, meinen Toast, und wünsche, daß der warme Gottesfunke aufrichtiger Freundschaft nie in unseren Herzen erlöschen möge; daß er uns stets zu allem Guten, Schönen und Wahren anhalte, und für alles Edle und Humane begeistere!"

Die Gläser klirrten wieder, und der muntere Ton fröhlicher, lebenslustiger Menschen schien in aller Herzen eingekehrt. Dennoch aber saß Theodor traurig und düster vor sich hinstarrend da und schien fast theilnahmlos. Ein leiser Seufzer hob zuweilen seine Brust, und wurde dieser zufällig durch die Freunde beobachtet, so suchte er sie durch irgend eine launige Bemerkung wieder irre zu führen.

Man suchte ihn aufzuheitern, allein er schien mit seinem Innern zu sehr beschäftigt, als daß er für äußere Eindrücke empfänglich war. Endlich erhob er sich, ergriff ein Glas nach alter Burschenweise und sprach mit fester Stimme:

„Freunde, meinen herzlichsten Dank für Eure Theilnahme und Liebe. — Verzeiht mir, wenn ich diesmal für Eure Freude todt bin. Es liegt mir so vieles Gramvolle auf dem Herzen, daß ich mich zu keiner Freude stimmen kann. Mit einer solchen Hast und Eile verließ ich die Residenz, daß es mir unmöglich wurde, noch das Nothwendigste zu ordnen. — Ohne Abschied

von Aminka nehmen zu dürfen, ohne mündlich meinen Eltern ein Lebewohl zu sagen, war ich nur durch die schnellste Flucht dem elendesten Verrathe entgangen. Ein gütiger Gott lenkte es so, daß Oskar dieselbe Straße reis'te, und ich unter seinem Schutz der gewissen Verfolgung entrinnen konnte. — Wie blutete mir das Herz, als ich aus Blumenfeld's Garten auf die Landstraße eilte! — Ich glaubte meine letzte Hoffnung, die mich noch an dies Leben knüpfte, verloren — nachdem ich mich von Aminka's Untreue überzeugt hatte. — — Da rollte eine Extrapost vorbei — ich fasse ein Herz — und bitte um freundliche Mitnahme, aber wie groß war meine Ueberraschung und Freude, als ich unseren biederen Freund erkannte. Als ich auf der Höhe stand und auf die ruhige Stadt herniederblickte, in der nur hier und da das Rollen eines Wagens oder der Schlag einer Uhr die tiefe Stille störte, da traten mir Thränen in die Augen und ich weinte wie ein Kind. Mich zog's mit magnetischer Gewalt zurück, allein nur zu meinem Verderben konnte ich dieses wagen. Noch einmal blickte ich über die große Stadt mit ihren unzähligen Thürmen, und eilte dann auf der Landstraße weiter. In dieser fieberhaften Stimmung dichtete ich einige Verse, welche der getreueste Ausdruck meines zerrütteten Gemüthes sind, und welche Euch ein ewiges Erinnerungszeichen an diese Abschiedsstunde sein mögen.

Das Herz ist mir so voll und schwer
Als sollt' es nie gesunden,
Es treibt ein Weh' es hin und her,
Und hält es doch gebunden.

Mein Auge ist so trüb' und matt,
Als wollte es verscheiden,
Als sähe es, so lebenssatt,
Das Ende seiner Leiden.

Es klingt mein Lied so traurig, bang',
Wie stiller Quelle Rauschen,
Als hörte ich den Schwanensang
Vom nahen Tod belauschen."

Theodor hatte die letzten Worte mit zitternder, gedämpfter Stimme gesprochen; — die Freunde hörten ihm theilnahmsvoll zu.

„Gib Dich keinen so fieberhaften Ideen mehr hin," sagte ihm Ernst. „Du bist doch ein Mann, und wenn ich Dich jetzt jammern höre, da will es mir gar nicht so recht scheinen, als sei'st Du der Verfasser der „Zeitfrage." Ich weiß jene gewaltige kühne Sprache gar nicht mit Deinem weichen Herzen zu vereinigen. Kann uns das Schicksal auf einmal so darnieder drücken, daß es die vortheilhaftesten Seiten des Characters untergräbt? — Am grünen Tisch, lieber Theodor, — in den vier Wänden Händel anzufangen, ist keine Hexerei und verräth am Ende noch nicht einmal einen männlichen, entschiedenen Character, aber für seine Idee in

die Schranken zu treten, für sie zu leiden und zu sterben, das ist des Mannes höchste Zierde. Ich mache Dir keinen Vorwurf, aber ich verdamme Deine wehmuths-volle Stimmung, die keine patriotische ist. — Unser Freund Haferkorn erzählte mir vor wenigen Wochen im Gefängniß von dem Erfolg Deiner „Zeitfrage," da übermannte es mich, ich glühte in patriotischer Begeisterung und fiel ihm vor Freude um den Hals. — Diese armselige Aristokratenseele! — Wie ist er anders geworden, Bruder! — Er hat nun eine Gräfin zur Frau, ist Commandant der Gefängniß-Compagnie und hat sich durch seinen Adel den heiligen Stephans-orden verdient, wie durfte und konnte er nun noch den Ideen seiner reiferen Jugend treu bleiben, dem Feuergeist großartiger Pläne huldigen! — Ich habe ihn seit jenem Auftritt im Gefängniß nicht wieder gesehen, während er mich zuvor fast täglich besuchte, und oft stundenlang mit mir über den Geheimen Secretair von Brandeis redete. Er kann diesen ebensowenig wie wir leiden; aber freilich aus ganz anderen Gründen. — Und nun Du, mein Bruder Theodor. Fasse Dich, bald rauscht der kühne Adler einer besseren Zeit durch die Lüfte und trägt auch Dich Deiner Heimath wieder zu! — Doch genug hiervon, ich höre die tiefe Baßstimme des Herrn Actuarius in der Hausflur, die Herren werden nun nach dem Hof fahren, und wenn Du sie begleiten willst," sagte er zu Steinius, „so säume Dich nicht, nimm

kurzen Abschied, damit unserem Freunde das Herz nicht allzusehr blutet."

Steinius folgte diesem Wink mit Freuden, denn der Gedanke, Amalie vielleicht noch diesen Abend zu sprechen, hatte seine Seele viel zu sehr beschäftigt, als daß er für Theodor's Schicksal mit seinen Freunden gleiche Theilnahme hätte haben können. Er erhob sich. Noch einmal versicherte er Theodor seiner Freundschaft und schloß ihn dann herzlich in die Arme.

„Lebe wohl, Hugo!" sagte Theodor, „tröste Amalie, versöhne sie mit ihrem unglücklichen Bruder!"

Bald darauf hörte man einen Wagen abfahren. Ernst hatte ihn begleitet. Theodor und d'Derwel waren allein.

„Kennst Du die Gräfin Antoinette von Steinwart?" fragte Theodor nach einer kleinen Pause.

„Ich kenne sie," entgegnete Oskar etwas beklommen.

„Willst Du mir einen Gefallen erweisen, und sobald als möglich bei Deiner Zurückkunft sie mit meiner Lage persönlich bekannt machen? Sie ist eine liebevolle, hochherzige Dame, und wird vielleicht Gelegenheit nehmen, für meinen Vater einige Schritte zu thun. Auch liegt in ihrem Hôtel mein verwundeter Bruder, über dessen Lage und Wiederherstellung Du mir zuweilen schreibst. Mache sie mit allen Verhältnissen vertraut, vor allen Dingen aber wirke dahin, daß sie mich nicht verkennt und gar vielleicht verachtet. Denn es

wird in diesen Tagen viel Böses von mir in der redseligen Residenz gesprochen werden, und ich habe dort keinen Freund, der für meine Ehre besser einstehen könnte, wie Du. Die Achtung einer edlen Dame ist uns zuweilen mehr als das Urtheil der Welt! — Und es wäre mir entsetzlich hart, wenn ich durch meine letzte traurige Vergangenheit in ihren Augen gesunken wäre!"

„Verlasse Dich auf mich," entgegnete d'Derwel, „ich werde überall für Deine Ehre einstehen. — Deine Flucht wird, befürchte ich, auch über das Schicksal Deiner Eltern entscheiden. Der Jude Isaak Schinder, Brandeis, Deine politische Richtung und vor allen Dingen das Deficit Deines Vaters, dies Alles reicht sich die Hand zum Untergang Deiner Familie. Die Herren vom schwarzen Tisch nehmen nur die vorliegenden Thatsachen; Herz und Gemüth, Nachsicht und Milde haben keine Stimme mehr, wenn das Gesetzbuch aufgeschlagen und ein Urtheil gefällt wird. Man geht dabei in der Regel zwar den Weg Rechtens, aber nur selten den Weg der Gerechtigkeit, die doch allein nur vor Gott gilt! — Deine Flucht wird die gehässigen Anfeindungen eines Brandeis unterstützen, und das scheinbar durch Dich gebrochene Verhältniß mit Aminka der bösen Welt genug Waffen in die Hand geben, Deiner Ehre zu schaden. Deine politische Richtung hat höheren Ortes viel Aerger erweckt, und dies

wirkt nun auch nachtheilig auf die Sache Deines Vaters. Die Schlüsse und Folgerungen, welche aus Deinem Benehmen gezogen werden, sind dem Rechte Deiner Eltern geradezu entgegen, und es wird nun schwer halten, die Sache in ein besseres Gleis zu bringen. Wenn es mir übrigens gelingt, den Geheimen Secretair von Brandeis zu entlarven, so hoffe ich durch einige List doch noch einen besseren Ausgang der Untersuchung. Durch meinen Onkel habe ich erfahren, daß Dein Vater um eine Audienz bei dem Regenten angehalten hatte, daß ihm aber diese Bitte rundweg abgeschlagen wurde. Vielleicht gelingt es noch Antoinettens Einfluß und Köhlers Fürsprache, eine Audienz für ihn zu erwirken. Dadurch wäre der Untersuchung vorläufig einiger Einhalt gethan. Wenigstens würde das Urtheil des Ministeriums noch etwas verzögert und jede gewonnene Zeit muß unserer Sache förderlich sein. Nur das Einzige, was uns sehr hinderlich sein wird, ist Antoinettens Verhältniß mit Brandeis."

„Gewiß nicht!" rief Theodor in fieberhafter Aufregung. „Gewiß nicht; denn diese schöne, weichherzige und liebenswürdige Dame kann ihre Liebe keinem Brandeis schenken, dem schlechtesten Menschen unter der Sonne. — Ein schlimmes Verhängniß hat sie für ihn bestimmt, aber unter anderem Einfluß gedeiht die Liebe einer Antoinette von Steinwart! — Sie hat ihn nie geliebt, lieber Oskar, — und hat sie ihn einmal achten können,

so hat er geschickt seine Untugenden zu verdecken gewußt. — Ich kenne ihr vortreffliches Herz, ich kenne ihren edlen, ächt weiblichen Character, nie und nimmer kann sie die glückliche Gattin eines Mannes werden, der so ganz ihr entgegengesetzte Gesinnungen hegt. — Obschon ich seine Lebensweise kannte, mochte ich dennoch nie der Störer seines Glückes werden. Die höheren Stände haben oft eigenthümliche Begriffe von der Ehe. Die Liebe ist ganz Nebensache und hat oft ihre Brennpunkte fern von dem engeren Familienkreis. Ich mische mich in dergleichen Dinge nicht und überlasse die Entscheidung lieber einem günstigen Augenblick, als daß ich mich der Gefahr, verkannt zu werden, aussetze. Aber jetzt erheischt es die Lage meiner Eltern, den hochmüthigen Baron von Brandeis zu stürzen. Ich habe Dir von seiner Unterredung mit Herminen erzählt, Du weißt, was davon zu halten ist, und wirst Alles aufbieten, seinen Einfluß zu schwächen oder ganz aufzuheben. Nur hierdurch kann sich noch, durch die Fürsprache einflußreicher Personen unterstützt, der Ausgang der Untersuchung gegen meinen Vater etwas günstiger gestalten. Es wird Zeit gewonnen, und das ist vorerst die Hauptsache."

Oskar d'Oerwel war schon lange in stillen Betrachtungen vertieft, als sein Freund seine Rede schloß. Dessen Mittheilung über Antoinettens Verhältniß mit Brandeis versetzte ihn in seltsame Aufregung. Er konnte

sich selbst nicht recht klar werden; und sobald er ihren Namen hörte, schoß ihm glühheiß das Blut durch die Adern.

Er befand sich in einiger Verlegenheit und wußte seinem Freunde nicht zu antworten.

In demselben Augenblick trat Ernst in's Zimmer. Er hatte sich die Kleidung eines Postillons zu verschaffen gewußt, und hatte seine größte Freude an seinem possierlichen Aufzug.

„Diesen Aufwand hättest Du nicht nöthig gehabt," sagte ihm d'Derwel. „Ich halte Theodor nun von aller Gefahr befreit. Wir sind der Residenz so fern und der Grenze so nahe."

„Geh' doch, lasse mir den Spaß!" rief Ernst und knallte mit der Peitsche. „Einmal gilt es die Leute zu täuschen, und mich vielleicht einer späteren Untersuchung zu überheben, dann aber auch meiner Freude an der Sache selbst. Mir fallen unwillkürlich die Studentenjahre ein! — Wenn es also den Herren Reisenden gefällig ist? — Hier habe ich noch etwas Reisegeld für diesen Herrn da mit seiner traurigen Miene. Steinius hat die versprochene Summe beigefügt."

„Wie rührt mich Euer Edelmuth," entgegnete Theodor und drückte den Freunden die Hände. „Ich nehme die Summe an, doch hoffe ich, Euch bald wieder einen Theil davon zurückbezahlen zu können."

„Rede hiervon nicht," sagte Ernst und legte ihm

den Mantel um. „Der Wirth ist bezahlt, — also schnell zur Weiterreise!“

Wenige Augenblicke hierauf rollte die Extrapost unter den munteren Tönen des Posthorns zum Stadtthor hinaus.

Die Gäste des „grünen Baumes“ konnten heute nicht ans Heimgehen denken. Man erzählte sich viel von den geheimnißvollen Extrapostreisenden und wünschte dem Herrn Gasthalter Glück, so vornehme Herren als Gäste gehabt zu haben.

Neuntes Capitel.

Ein braver Mann ist Gottes schönstes Werk.
Pope.

Eine Viertelstunde von Schönau entfernt lag das Gut des alten ehrwürdigen Andreas Wienau in wildromantischer Gegend. Steile Felswände, auf das Gefahrvollste mit Rebstöcken hier und da bepflanzt, thürmten sich auf zwei Seiten in die Höhe und gaben dem alterthümlichen Gebäude ein ehrwürdiges Aussehen. Links schloß sich ganz hart an den auf das Geschmackvollste angelegten Garten ein freundliches Birkenwäldchen, in dessen Kühlung die vornehme Welt des Thales sich sehr oft Sonntags vereinigte. Auch wurde ehedem in demselben alljährlich das sogenannte Erndtefest gefeiert. In den letzten Jahren waren diese eigentlichen Volksfeste durch die Regierung verboten worden, und damit wurde die erste Veranlassung einer immer mehr und mehr laut werdenden Mißstimmung und Unzufriedenheit gegeben.

Volksfeste sind wahre Jubeltage für den Bürger- und Bauernstand und machen in dem Alltagsleben der-

selben eine heilsame Abwechslung, sie feuern an und beleben unter der Aufsicht einer weisen Regierung die besseren und besten Elemente eines Volks. Und wie die Alten nicht selten nach ihren Festen ihre Zeitrechnung führten, so knüpft auch das Volk noch heutigen Tags an derartige Belustigungen seine wichtigsten Ereignisse, und rechnet vor und zurück ohne irgend einen Kalendertag zu berücksichtigen. Ferner wird durch diese Volksfeste jedes patriotische Gefühl erhalten, die Liebe zur Einigkeit belebt und die Vereinigung für eine edle, mächtige Idee bewerkstelligt. Das Interesse fürs Vaterland, für den engeren Kreis einer Gemeinde und Familie wird immer angespornt und bringt die segensreichsten Früchte. Freilich ist man zuweilen auch schon dabei zu weit gegangen, allein unter der Pflege einer milden Regierung, die sich die Liebe ihrer Unterthanen zu erhalten weiß, werden die sogenannten Volksfeste nur heilsam wirken und nie störend in das Uhrwerk des Staates eintreten.

Die Erbitterung in Schönau war, wie auch anderwärts, aus dem Verbote dieser Feste entsprungen. Das Volk hält auf die Erhaltung vererbter Sitten und Gebräuche, wie die Kirche auf ihre Heiligthümer. Man hüte sich, dieselben zu stören! —

Vor geraumer Zeit hatte daher Wienau, der immer an jenen Erndtefesten seine große Freude hatte, verschiedene Anlagen in dem Birkenwäldchen gemacht, Bänke

und Tische errichten und einige Lauben anlegen lassen, daher es denn kam, daß in letzter Zeit die noble Welt der Umgegend dieses Wäldchen zum Ziel ihrer munteren Parthien machte.

Ein reißendes Bergwasser durchströmte in vielen Windungen das Wäldchen, nachdem es an dem oberen Saume des Gehölzes einen kleinen Wasserfall gebildet hatte. Wienau hatte hier eine Mühle anlegen lassen und diese Wohnung einem verarmten weitläufigen Verwandten eingeräumt, der seit einer Reihe von Jahren auf dem Gute die Stelle als Verwalter oder Oberaufseher versah und Wienau's volles Vertrauen besaß. Er war ein einfacher, schlichter Mann, von einem durchaus biederen Character, konnte aber weder schreiben noch lesen, und zeichnete sich durch sein unansehnliches, fast simpelhaftes Aussehen aus. Sein breites, schwülstiges Gesicht war immer von glühender Röthe übergossen und durch einen struppigen, grauen Bart mehr entstellt, als geziert. Den Kopf umgaben nur wenige Haare, und eine weithin glänzende Glatze machte den Alten leicht erkenntlich. Nicht groß von Gestalt, war er aber äußerst gewandt, und mit einer seltenen Ausdauer in allen Unternehmungen begabt. Er war nie verheirathet gewesen und lebte in letzterer Zeit mit seiner Schwester Gretchen und einem Müllerburschen auf der Mühle am „Grundlos."

Gretchen war bis zu des Amtmanns Dienstentlassung

bei diesem als Haushälterin, Köchin und Kindererzieherin gewesen, und zeichnete sich durch ein freundliches und zuvorkommendes Benehmen vor ihrem Bruder, dem „alten Jörg,“ aus, der leicht aufbrausend in einer entsetzlichen Launenhaftigkeit seine besseren Eigenschaften verdeckte, oft wochenlang keine Sylbe sprach und ein so finsteres Gesicht schnitt, daß ihm dann Alles furchtsam aus dem Wege ging. Seit Trautmann's Ueberzug nach der Residenz führte sie ihrem Bruder, der bis dahin bei Wienau die Kost hatte, die Haushaltung, und so sehr der mürrische Alte seine nicht minder bejahrte Schwester liebte, kam es doch nicht selten vor, daß er oft acht bis zehn Tage kein Wort mit ihr sprach, sogar ihren freundlichen Gruß nur mit einem stummen, kurzen Kopfnicken erwiederte. Selbst gegen Wienau behielt er dieses abschreckende Benehmen bei, allein dieser hatte sich seit Jahren schon so daran gewöhnt, daß ihm diese Launenhaftigkeit nicht mehr auffiel, und er setzte auch so viel Vertrauen in seines Aufsehers Ehrenhaftigkeit, daß er ihn ganz ruhig gewähren ließ.

Wienau selbst war ein starker, gesetzter Mann, zu der Zeit unserer Geschichte schon ein Sechziger. Seine männliche, ruhige und ernste Haltung, sein feines, anständiges Benehmen und seine liebevolle Weise gegen Untergebene und Arme hatten ihm die Herzen Aller, die ihn kannten, zugewendet. Seine Gesichtszüge, weniger fein als edel, zeichneten sich durch den Ausdruck

starker Entschiedenheit und mächtiger Willenskraft aus und verliehen ihm in der That ein heroisches Ansehen, welches durch seine blauen, lebhaften Augen und starken Brauen nur noch mehr gehoben wurde. Dabei war er bestimmt und unerbitlich in der Durchführung ersonnener Pläne und oft rücksichtslos hart gegen Diejenigen, welche sich seinem Willen selbst auf die schonendste Weise widersetzten. Es war dieses vielleicht der einzige Fehler seines sonst durchaus biederen Characters. Nachdem er einmal ein Vorhaben reiflich überlegt und gründlich geprüft zu haben glaubte, nahm er schlechterdings keinen Rath mehr darüber an und verfolgte mit einer übermenschlichen Ausdauer seinen vorgesteckten Plan. So war er in allen Handlungen, mochten sie groß oder klein sein, und eine Reihe von bitteren Erfahrungen konnte ihn nicht von dieser eigensinnigen Beharrlichkeit abbringen. Nur ein Wesen gab es, dessen Rath ihn anders stimmen konnte, es war Amalie, Trautmann's jüngste Tochter.

Ihr reines, weiches Gemüth hatte einen überwältigenden Einfluß auf ihn, ihr liebevolles Wesen, die Art und Weise ihrer Aufmerksamkeit hatten ihn immer gefesselt und schon von frühauf eine Neigung zu diesem Mädchen in ihm hervorgerufen, welche sich in letzterer Zeit immer mehr befestigte und durch die Trennung nur noch mehr gestärkt wurde.

So unbegreiflich es daher auch unter solchen Verhältnissen erscheint, daß Wienau, durch Trautmann's Entschiedenheit gegen diesen aufgeregt, sein erstes Testament zu dessen Nachtheil abfaßte, so ist doch auch wieder einleuchtend, wie sehr tief sich Wienau gekränkt fühlen mußte, als ihm seine Bitte: Amalie bei sich behalten zu dürfen, rundweg abgeschlagen wurde. Seine Krankheit änderte die Sache. Amalie wußte ihn durch ihren Einfluß mit ihrem Vater wieder zu versöhnen und gab somit ganz absichtslos die erste Veranlassung, daß Wienau sein aufgestelltes Testament zurücknahm, und ein zweites zu verfassen beabsichtigte.

Durch seine Versöhnung mit Trautmann war auch sein Mitleid für dessen unglückliche Familie wiedergekehrt. Amaliens liebevolle Pflege hatte in ihm schon den Entschluß zur Reife gebracht, sein erstes Testament umzustoßen und für deren Zukunft zu sorgen; als sich aber die Gefahr seiner Krankheit durch einen Schlaganfall steigerte, da wünschte er dringend die Aufzeichnung seines letzten Willens; wollte sich jedoch zuvor erst noch mit dem Stand des Prozesses bekannt machen, um seinen Erben nicht neue Schwierigkeiten in der Besitznahme ihres Erbtheils zu bereiten. Er verlangte daher dringend nach seinem Anwalte. Obgleich ihm nun die beiden Aerzte, welche ihn behandelten, vorstellten, daß Dr. d'Derwel in der Residenz wohne und bei der größten Eile erst nach anderthalb Tagen ankommen könne, er

möge daher wenigstens noch vor dessen Ankunft ein Nothtestament aufstellen, welches er ja immer wieder umstoßen könne; beharrte er doch mit eiserner Willenskraft auf seinem ersten Entschluß, nur in Gegenwart seines Anwalts seinen letzten Willen auszusprechen, nachdem er sich mit diesem zuvor erst über seine Prozeßangelegenheiten besprochen hätte.

Das Gericht wurde von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, wie auch eine Stafette nach der Residenz geschickt, um seinen Rechtsanwalt zu veranlassen, ohne Verzug sich nach Schönau zu begeben.

Seit Mittag hatte das Gerichtspersonal, der Landrichter und Actuarius, im „grünen Baum" in Schönau auf die Ankunft des Dr. d'Derwel gewartet, bis die Extrapost mit den beiden Unbekannten ankam; kurz vor Theodors Weiterreise waren sie jedoch durch Ernstens Vermittelung mit dem Doctor Zulauf, dem Caplan und Steinius nach dem Wienau'schen Gut abgefahren, woselbst sie gegen 10 Uhr, und noch vor dem Eintreffen des Rechtsanwaltes, ankamen.

„Es ist neun Uhr vorbei, lieber Onkel!“ antwortete Amalie, welche am Lager des Kranken saß, und diesem eben Arznei gereicht hatte, auf dessen Frage.

„Sie bleiben lange, gutes Kind,“ fuhr er dann fort. „Mein Athem wird schwerer. — Ich fühle es, meine Sterbestunde naht. — Ach, — gib mir Deine Hand“ — setzte er nach einer kleinen Pause mit Zärtlichkeit hinzu, „ach, wie kurz war dies Leben — und wie viel habe ich erduldet.“ —

„Lassen Sie die traurigen Betrachtungen, — Sie haben auch schöne und glückliche Stunden erlebt. Ein glücklicher Augenblick wiegt in der Erinnerung das Leiden eines halben Lebens auf.“

„Laß das, ich bin nicht undankbar!“ sagte er in etwas gebrochener Stimme. „Ich erkenne, wie gnädig und barmherzig der Himmel mich vor vielem Ungemach beschützte, — und jetzt, da ich von der Erde Abschied nehmen muß, beseelt mich die Hoffnung, daß ich meine Lina wieder sehen werde. Wir waren nicht ganz ein Jahr verheirathet, als sie ein heftiges Nervenfieber wegraffte. Du weißt, welch herrliches Weib sie war, und mit welcher Liebe ich sie verehrte. Erst nachdem wir neun Jahre versprochen gewesen, hatten wir alle Schwierigkeiten überwunden, welche sich unserer Verbindung entgegenstellten, und erst dann konnten wir am heiligen Traualtar die Weihe der Kirche empfangen. — Seit ihrem Ableben habe ich keine frohe Stunde mehr ge-

habt; — wie oft drückte mich ein bitterer Weltschmerz darnieder, und ich stand dem Grabe näher als dem Leben. — In solcher Stimmung verfaßte ich mein erstes Testament, und Deine Eltern werden mir verzeihen, wenn ich hart gegen sie gewesen." —

„Beruhigen Sie sich, guter Onkel!" unterbrach sie ihn mit dem zartesten Ausdruck ihrer schönen Stimme. „Ich hoffe immer noch auf Ihre baldige Genesung. O wie glücklich will ich an dem Tage sein, an welchem ich Sie zum erstenmal wieder in die freie, grüne Natur führen, Ihnen meine Blumenbeete und Ihre Bienenstände zeigen kann. O wie will ich jauchzen und jubeln!"

„Gutes Kind!" sagte Wienau, und blickte sie zärtlich an, indem er ihre Rechte innig drückte, „Du machst mir mein Ende schwer! — O, stände es in meiner Macht, Dir diese Freude zu bringen! aber diesmal wird Dir der erste Wunsch an mich unerfüllt bleiben. — Meine Gattin hinterließ mir einen kostbaren Schmuck, den ich seither nie wieder zu Gesicht bekam. Er steht dort in meinem Schrank, — hier ist der Schlüssel, rechts in dem Gefach steht ein braunes Kästchen, bringe es mir. —"

Amalie folgte dem Willen ihres Onkels und nahm aus dem bezeichneten Schrank ein wohlverschlossenes Schmuckkästchen.

„Hier habe ich es."

„Es sei Dein, als kleine Anerkennung für Deine aufopfernde Liebe," entgegnete Wienau.

Voll Ueberraschung und Freude stand das Mädchen an seinem Lager, und konnte kaum Worte des Dankes stammeln.

„Aber, wie kann mir dieser Schatz Ihre Liebe ersetzen," sagte sie dann, und die hellen Thränen glänzten in ihren schönen Augen.

„Das soll er auch nicht. — Er soll Dich nur an mich erinnern! — Der Schmuck ist alt, und erbte schon seit vielen, vielen Jahren in der Familie. — Da derselbe weder in einem Inventarium noch in irgend sonst einem Documente erwähnt ist, so bedarf es keiner weiteren Formen. Ich gebe Dir denselben. Durch diesen kleineren Schlüssel kannst Du das Kästchen öffnen. — Jedoch rathe ich Dir, den größeren Schrank zu verschließen, damit beim Eintreten des Gerichts-Personals nicht irgend ein Verdacht erweckt wird; auch möchte es gut sein, wenn Du den Schmuck in Deinen Koffer verpacktest, obgleich ich nicht ermangeln werde, Dein Eigenthumsrecht darauf in meinem Testamente zu sichern." —

Amalie verließ das Zimmer, nachdem sie den Schrank verschlossen hatte und eilte, ihren Schatz in Sicherheit zu bringen.

Wienau lag in einem größeren Zimmer des Vorderhauses, in demselben, wo einst vor vielen Jahren seine Gattin verschieden war. Es war äußerst elegant

eingerichtet und hatte jener als Wohnzimmer gedient. Wienau hatte es seit jener Zeit zu seinem Schlaf- und Arbeitszimmer gemacht, einmal weil er von dortaus seinen Hofraum und den größten Theil seines Pflanzengartens übersehen konnte, dann aber auch aus ganz besonderer Vorliebe für dasselbe, als dem engeren Wirkungsraum seiner schönen Gattin. Er war hierin in der That ein Sonderling und behauptete steif und fest, nur in diesem Zimmer schlafen zu können. In der einen Ecke stand ein kostbar, aber schwerfällig gearbeiteter Secretär, der Aufbewahrungsort seiner Obligationen und sonstigen werthvollen Papiere, wozu er nie den Schlüssel hergab. In einem gegenüber stehenden Glasschranke befanden sich kostbare Gefäße aus dem feinsten Porzellan, aus Silber und Gold. — In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch von ziemlichem Umfang, auf welchem eine Menge Bücher zerstreut lagen, ein silberner Armleuchter und ein auf das Eleganteste von Bronze gearbeiteter Lichtschirm war. Nur spärlich erhellte ein Lampenlicht das Zimmer.

Der Kranke lag bewegungslos auf seinem Lager. Sein Athem war an diesem Abend besonders stark und glühende Fieberhitze lag auf seinen Gesichtszügen. Unruhig schweiften seine großen blauen Augen umher und verriethen den nahenden Todeskampf.

Amalie war schon einige Augenblicke weg, und seine Unruhe und Bangigkeit wuchs mit jedem Augenblick,

als er im geschlossenen Nebenzimmer die Stimme mehrerer Herren hörte, welche er zum Theil erkannte, und welche ihm die Ankunft des Gerichts=Personals verhießen. Kurz darauf kehrte Amalie zurück und erzählte dem Onkel, daß die Herren von Schönau wohl angekommen seien, allein der Rechtsanwalt werde erst etwas später kommen und bis dahin müsse man sich noch gedulden. Zulauf erfragte sodann den Zustand des Kranken und verweilte bis zu d'Oerwels Ankunft mit Amalien bei ihm.

Amalie war, nachdem sie ihr Geschenk wohl verborgen, in der Absicht, zu Wienau zurückzukehren, in das Vorzimmer getreten, in welchem das Geschwisterpaar, Jörg und Gretchen, Wache hielt, und in dem so eben die Herren aus Schönau angekommen waren.

Aber wie groß war Amaliens Ueberraschung, als sie den neuen Amtmann Steinius dabei erblickte. Sie konnte sich gar nicht in ihre Lage finden. Die widerstrebendsten Gefühle durchströmten ihre Seele und trieben ihr so das Blut in die Wangen, daß sie kaum ihre Verlegenheit zu bekämpfen wußte. Steinius war ihr freundlich und aufmerksam entgegen getreten, und reichte ihr wie einer alten Bekannten zum herzlichen Gruß die Rechte. Seine Augen funkelten lebhaft und seine Stimme war so zart und weich, und das Benehmen des Mädchens so sehr befangen und von der Macht des Eindrucks überwältigt, daß es dem Beobachter gar nicht entgehen konnte, in welcher Weise sich beide für einander

interessirten. Nur dem Dr. Zulauf konnte es zugerechnet werden, daß die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden von den Liebenden abgelenkt wurde, denn indem er jene zu unterhalten suchte, verschaffte er Amalien Zeit und Gelegenheit, sich zu fassen.

So viel es der Augenblick gestattete, machte Steinius Amalien mit den Neuigkeiten der Residenz, so weit sie diese interessiren konnten, bekannt. Er erzählte, so viel er durch August von ihres Vaters Befinden erfahren hatte, und unter welchen Verhältnissen er wieder nach Schönau gekommen sei, und knüpfte hieran den Wunsch, daß ihm das Vergnügen recht häufig geboten werden möchte, in ihrer Gesellschaft zu sein. Amalie nahm diese Aufmerksamkeit natürlich stillschweigend, aber wohlgefällig auf, indem ein sanftes Roth sich über ihr schönes Antlitz ergoß und sie ihn zum erstenmal anzublicken wagte. Es lag in diesem anmuthigen Blicke, in ihrem holdseligen Lächeln für ihn die süßeste Antwort.

So sehr angenehm ihr auch seine Ankunft war, und wie sehr sie sich freute, ihn wieder zu sehen, so sehr drückend war ihr doch gerade jetzt seine Gegenwart, und sie würde viel darum gegeben haben, wenn sie ihre Lage hätte ändern können. Wienau's herannahendes Ende, welches sie voraussehen konnte, und worauf sie auch durch beide Aerzte vorbereitet war, stimmte sie traurig und ernst, jedes andere Gefühl, und nun gar dasjenige, welches sie mit den angenehmsten Hoffnungen

erfüllte, mußte darum beengend und schwer auf sie einwirken. Sie fühlte dieses, als wäre sie einer heiligen Andacht entrückt, als frevelte sie an ihrer Liebe zu Wienau.

Sie suchte sich daher rasch los zu machen, entschuldigte sich bei Steinius und kehrte zu Wienau zurück. Der Arzt folgte ihr bald darauf, während die übrigen Herren im Vorzimmer Platz nahmen.

„Haben Sie's gesehen, Herr Landrichter," sagte der Actuarius Schuck seinem Nachbar leise ins Ohr, „der Herr Amtmann scheinen an der Tochter seines abgesetzten Collegen Gefallen zu finden. Meine Tochter hatte vor einigen Wochen eine Mädchen-Gesellschaft gegeben, und da wurde sogar behauptet, sie seien schon öffentlich versprochen. Wenn ich nicht irre, so hatte Ihre geehrte Fräulein Tochter diese Neuigkeit gerade aus der Residenz mitgebracht."

„Kann sein, Herr Actuar," entgegnete der Angeredete, „ich habe es dem Herrn Amtmann, damals noch Accessist und Vicar, ja immer verdacht, daß er an Amalien Gefallen finden konnte, da Schönau doch so reich an schönen, vermögenden Mädchen ist und eine prächtige Auswahl bietet. Da ist einmal Ihre Tochter, die beiden Töchter im „grünen Baum", des Herrn Doctors Laura, Steffans Lieschen und der Herr Pfarrer allein hat noch sieben Töchter, die auf Den warten, der sie vom strengen väterlichen Joche erlöse."

„Liebhaber hatten die Mädchen zum größten Theil schon, allein keiner hielt Stand," sagte der Actuar, ihn leise unterbrechend, „der eine Trautmann bewarb sich lange und viel um Herminens Gunst, und auf einmal verlobt er sich mit der Tochter eines angesehenen, einflußreichen Mannes in der Residenz. Der hätte wohl auch besser gethan, wenn er sich ein Mädchen seiner Heimath gewählt hätte. So eine Städterin paßt nicht für ihn, er hat zu viel Gefühl und ein zu gutes Herz. — Hermine hätte für ihn ein scharmantes Weibchen abgegeben."

„Was war das seiner Zeit ein Leben mit dem jetzigen Geheimen Regierungssecretair von Brandeis, als er sich mit der Johanna Trautmann verlobte, und jetzt — hahaha —"

Das Gelächter des Landrichters wurde durch das Eintreten des Dr. d'Oerwel unterbrochen. Nachdem er sich zu erkennen gegeben und den Freund Steinius ganz besonders noch begrüßt hatte, setzte Amalie, welche aus dem Krankenzimmer zurückgekehrt war, ihren Onkel von der Ankunft des Anwalts in Kenntniß.

Steinius nahm den Freund bei Seite.

„Hast Du sie gesehen?" fragte er mit gedämpfter Stimme, „Freund, dieses Mädchen ist seit Monaten das Bild meiner Träume, der Engel meines Hoffens. Laß mir die schöne Gelegenheit, einige Augenblicke bei ihr allein zu sein. Sie wird nach den üblichen Formen als

Verwandte bei Aufstellung des Testaments nicht zugegen sein dürfen, und der Herr Actuar wird Dir meine Hülfe entbehrlich machen, wodurch ich ganz gut Gelegenheit nehmen kann, einige Augenblicke mit Amalien zu plaudern."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," erwiederte d'Derwel, „überhaupt kam mir in Schönau Dein Anerbieten höchst sonderbar vor. Also, Amalie Trautmann war der Magnet," setzte er mit Betonung hinzu, indem er mit dem Finger drohte. „Also nicht der Freund — dessen überhäufte Arbeit, — ein Mädchen! — Doch Deine Wahl ist nicht schlecht, und ich wünsche Dir aus vollem Herzen Glück!"

Amalie kehrte mit dem Dr. Zulauf aus dem Krankenzimmer zurück.

„Mein Onkel wünscht noch vor der Aufstellung seines letzten Willens einige Worte mit dem Herrn Dr. d'Derwel zu sprechen," sagte sie, zu dem Rechtsanwalte gewendet.

„Ich kann Sie als Arzt versichern," setzte Zulauf, an denselben gerichtet, hinzu, „daß die Krankheit des Testators durchaus nicht den Character des Ansteckens hat, und daß Sie sich also ganz unbefangen dem Krankenlager nähern können, ohne Gefahr zu laufen, Ihrer Gesundheit zu schaden."

„Ich danke Ihnen, geehrtester Herr Doctor, für Ihre freundliche Sorgsamkeit," entgegnete d'Derwel,

„obgleich mich das Gegentheil nicht abhalten könnte, meiner Berufspflicht nachzukommen.“

„Ich werde dem Wunsche meines Patienten folgen, und sie in das Krankenzimmer begleiten,“ fuhr der Arzt fort. „Auch Amalie soll zugegen sein, ebenso Jörg und Gretchen.“

d'Derwel trat ins Krankenzimmer. Ihm folgten Dr. Zulauf, Amalie und das Geschwisterpaar, welches durch Wienau's Ableben seine einzige Stütze verlor.

Jörg machte ein ernstes, trotziges Gesicht, und hielt die beiden Arme rücklings gekreuzt, Gretchen hatte sehr geweint und verbarg mit vieler Mühe den Thränenstrom.

„Seien Sie mir willkommen, lieber d'Derwel,“ begrüßte ihn der Kranke. „Es hat sich Vieles geändert, seit wir uns nicht sahen. Ich stehe am Rande des Grabes, und bald werde ich meinem besten Freunde, Ihrem seligen Herrn Vater, in das Reich des ewigen Friedens folgen.“

„Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß Sie jetzt schon sterben sollten,“ entgegnete d'Derwel gerührt, „mir ist es, als sei Ihr Leiden ein vorübergehendes.“

„Lassen wir das,“ entgegnete Wienau mit Fassung. „Meine Stunden sind gezählt, und ich habe noch viel zu ordnen, ehe es Abend ist und meine Sonne sinkt. — Wie steht es mit meinem Prozeß? — Seien Sie offen — Sie reden zu einem Sterbenden.“

„Ihre Frage ist zu umfangreich, als daß ich Ihnen

mit einer kurzen, bestimmten Antwort dienen könnte," entgegnete d'Oerwel. „Der Prozeß ist noch nicht entschieden, aber doch so gut als gewonnen. In diesen Tagen werde ich meine Gegenerklärung einsenden, und die Erklärung des obersten Gerichts wird bald darauf folgen. Ich war bemüht, aus allen alten Urkunden, gerichtlichen wie außergerichtlichen, soweit sie sich auf Ihr Erbrecht beziehen konnten, meine Schlußfolgerungen zu ziehen, indem ich als Hauptdocument das betreffende Testament des Herrn von Steinwart hervorhob, und dessen Rechtsgültigkeit, die ja so sehr in Zweifel gezogen wurde, auf das Bestimmteste nachwies."

Er entwickelte nun in wenigen Worten den jetzigen Stand des Prozesses, und beruhigte Wienau mit der Versicherung, derselbe werde für ihn gewonnen sein. Es ergab sich hieraus, daß der Erbgraf von Steinwart zwei Kinder hatte, eine Tochter, Franziska, — und einen Sohn, Günther, den Großvater der Gräfin Antoinette von Steinwart. Franziska, der Augapfel ihrer sanften Mutter, verlobte sich im Stillen mit dem Hauptmann und nachherigen Oberst Wienau, dem Vater des Gutsherrn. Der stolze Graf von Steinwart war gegen diese Verbindung, weshalb die Liebenden ins Ausland flohen und sich dort trauen ließen. Es war in jener traurigen Kriegszeit, in welcher das arme deutsche Vaterland von fremden Truppen überschwemmt wurde, und der Hauptmann Wienau auf dem Altenkopf längere Zeit im Quar-

tier lag. So mancherlei Umstände begünstigten den Entschluß des Paares, durch die Flucht das Glück der Liebe zu gründen. Wienau's Vater wurde damals Oberst im Generalstabe des Kaisers, nachdem er sich kurz zuvor in mehreren Schlachten ausgezeichnet hatte. Auch war die Flucht, wie sich später ganz sicher herausstellte, nicht ohne Vorwissen der Mutter und mit Einwilligung des Kaisers geschehen, in dessen ganz besonderer Gnade der Oberst stand. Dem Einfluß der Mutter gelang es, den erzürnten alten Grafen von Steinwart im Laufe der Zeit gegen die Tochter und deren Vergehen milder zu stimmen, und da der Oberst Wienau in einem Treffen eine starke Wunde davongetragen hatte, weshalb er sich auf einige Zeit dem Kriegsgetümmel zu seiner Erholung entziehen mußte, so lud ihn der besiegte Schwiegervater zu sich ein und überwies ihm auf Lebenszeit den Hof am „Grundlos.“ In jener Zeit stellte er ein Testament auf, aber noch immer sehr erzürnt, bedachte er die einzige Tochter sehr stiefmütterlich. Er vermachte ihr eine Summe Geldes und traf hinsichtlich des Gutes die Bestimmung, daß dasselbe nach Ableben seiner Tochter zu den Steinwartschen Erbgütern wieder zurückfallen solle und daß weder die Kinder, noch der sie überlebende Ehegatte irgend einige Rechte und Ansprüche auf den ferneren Besitz, noch viel weniger auf eine Entschädigung haben sollten. Es ist in diesem Testamente aber nur der Fall gewahrt, daß Franziska vor ihrem Gatten

sterben müsse, wenn diese Bestimmung in Wirksamkeit treten sollte. Bald darauf starb Franziska's Mutter, und im Beisein von acht Zeugen, von denen vier sehr nahe Verwandte waren, gelobte der Vater der sterbenden Mutter, zu Gunsten seiner Tochter das Testament dahin abzuändern, daß Wienau, resp. dessen Kinder aus der Ehe mit Franziska, sein damaliges Besitzthum als unantastbares Erbtheil erhalten sollten, und solches nur in dem Falle von den eingesetzten Erben seines Gesammtvermögens wieder zurück verlangt werden könnte, wenn beide Gatten kinderlos sterben sollten. Der Oberst Wienau hatte sich unterdessen auch wieder erholt und folgte der Armee. Franziska blieb auf dem Gut und gebar während seiner Abwesenheit einen Sohn. An demselben Tage starb ihr Vater vom Schlag getroffen. Ihr herrschsüchtiger Bruder, der nachherige Regierungspräsident, nahm sogleich Besitz von dem ganzen Vermögen und berief sich auf die ihm im Testamente zugesicherten Rechte. Damals kam nun auch die traurige Nachricht von dem Ableben des Obersten Wienau an, der noch vor dem Tod des alten Steinwart, bei der Belagerung einer Festung, das Zeitliche gesegnet hatte, und eine untröstliche Wittwe hinterließ. Franziska's Kind war damals erst wenige Wochen alt, als diese Todesnachricht anlangte. Die Rechte der Mutter auf das Gut scheiterten nun an dem Tode des Gatten. Dazu kam noch, daß das Kind schon vor Ablauf von

sechs Monaten nach der Vermählung geboren wurde, und noch so mancherlei Umstände traten ein, welche die Ansprüche des Grafen Günther von Steinwart auf diesen Hof scheinbar unterstützten. Wienau kannte den ferneren Verlauf der für seine Mutter so höchst traurigen Rechtssache, und wußte, daß sein Oheim durch Briefe, unzählige Handschriften und Zeugen die Rechtsgültigkeit seiner Ansprüche zu begründen suchte. Jene Handschriften, Aeußerungen u. s. w. seines Vaters rührten aber sämmtlich aus einer Zeit her, in welcher es dem Einfluß seiner Gattin noch nicht gelungen war, seinen Zorn gegen den Hauptmann Wienau zu besiegen. Später war er milder gestimmt und kurz vor seinem Tode mit Tochter und Schwiegersohn vollständig ausgesöhnt, es konnte also sein früherer Entschluß, dieselben zu enterben, nicht in Anwendung kommen. Auch sprach das an dem Sterbebett seiner Gattin gelobte Versprechen zu Gunsten der Tochter und darauf, wie auch auf den Begünstigungen im Testamente selbst fußend, und auf einige Briefe und Aeußerungen des Vaters gestützt, beharrte Franziska, dem Bruder gegenüber, in ihrem Besitzthum, obgleich sich derselbe auf die alte Bestimmung eines Urgroßvaters berief, wornach die Güter nur auf Söhne vererben könnten, und die Töchter ein Dritttheil des Werths als Antheil erhalten sollten. Im Laufe der gerichtlichen Verhandlungen wurden immer wieder neue Urkunden, Familienrechtsbestimmungen für und gegen Wienau auf-

gefunden, so daß es die Advocaten so zu wenden und zu drehen wußten, daß der Prozeß bis in sein hohes Alter hinaus gedehnt wurde. Der Prozeß kam von einer Hand in die andere und erschwerte so noch mehr den ohnehin schwierigen Rechtsspruch. Als d'Derwel die Vertheidigung dieser Sache übertragen wurde, hatten schon vier tüchtige Advocaten daran gearbeitet. Demohngeachtet hoffte er den besten und sichersten Erfolg hinsichtlich Wienau's Ansprüchen. Er hatte das Ganze noch einmal durchgearbeitet und sich bemüht, dessen Rechte auf das Genaueste zu beleuchten! —

„Ich danke Ihnen, lieber d'Derwel," bemerkte der Kranke mit schwacher Stimme, nachdem d'Derwel seinen Bericht geschlossen hatte. „Ihr biederer Herr Vater war einst mein Lebensretter und Beschützer in drohender Gefahr, — er stand mir nach dem Ableben meiner Gattin am nächsten, — Sie sind der Retter meines Vermögens, der Vertreter meiner Rechte. Nie war mir Gelegenheit geboten, ihm meine Dankbarkeit durch einen Liebesdienst so an den Tag zu legen, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Ich werde dem Sohne daher ein kleines Andenken übermachen, und Sie mögen bei seinem Anblick immer an mich, den Freund Ihres Vaters gedenken."

d'Derwel wollte seinen Dank aussprechen, allein Wienau fuhr, an Amalie gewendet, fort:

„Dir habe ich mein sämmtliches Weißzeug, sei es

im Gebrauch oder sei es in den Schränken verschlossen, vermacht, liebe Amalie, zugleich vier Tausend Thaler an baarem Geld und —"

„Guter Onkel!" rief das Mädchen voll Bestürzung, „mir schwindelt vor dem Reichthum, mit dem Sie mich überschütten. Halten Sie ein —"

„Noch nicht genug, um Deine Liebe zu vergelten, darum laß mich reden — und unterbrich mich nicht! — Außerdem alles Silberzeug, welches ich nach einem Verzeichniß, das ich nachher dem Gerichte einhändigen werde, für Dich bestimmt habe. — Ein anderes Verzeichniß enthält die Erbschaft für Johanna, welche ebenfalls vier Tausend Thaler an baarem Gelde erhält. — Deinem Vater übermache ich mein schuldenfreies Gut mit allen Rechten, Geräthschaften und nagelfesten Gegenständen. Deiner Mutter sämmtliches Küchengeräthe und was sonst an werthvollen Gegenständen im Schrank Nr. 4. verschlossen ist. August erkläre ich in den Besitz meiner Bibliothek und vier Tausend Thaler baar, welche Summe ich auch im doppelten Betrage Deinen Eltern überweisen werde. —"

„Ewiger Gott!" rief Amalie voll der freudigsten Ueberraschung und stürzte schluchzend an das Krankenlager nieder, indem sie seine abgemagerte Hand krampfhaft an die Lippen preßte.

„Dir, ehrlicher Jörg," sagte er, an diesen gewendet, „habe ich die Mühle mit den Grundstücken rechts am

Grundlos bis zum Felsen vermacht und die Bestimmung getroffen, daß Deine Schwester bei Dir wohnen bleibt, und bis an ihr Lebensende die Nutznießung der Zinsen eines Capitals von zehntausend Thalern hat, welches ich der neuerrichteten Armenstiftung in Schönau überwiesen habe. Nach Deinem Ableben fällt Dein Besitzthum Amalien zu. Letzterer habe ich auch ein Schmuckkästchen mit allem darin befindlichen Werth zum Andenken bereits übergeben, welches Sie, Herr d'Derwel, in die Testamentsurkunde ebenfalls aufnehmen wollen. — Theodor... ist enterbt! — — —"

Amalie blickte schaudernd zu dem Sprechenden auf, daß es diesen fieberhaft durchlief. Ihr klares Auge ruhte mit einer erschütternden Wehmuth auf seinen Gesichtszügen, als wolle es daraus einen gewichtigen Entschluß lesen, den ihr bittender Blick in ihm erwecken möchte.

„Er ist enterbt!" wiederholte der Kranke, und schloß, wie von einem inneren Kampfe überwältigt, krampfhaft das matte Auge. „Wer Vater und Mutter und Geschwister im Elend hülflos läßt, wenn er helfen könnte, und sei es auch nur durch Trost und Rath, ist niemals eines irdischen Glückes werth. Wer Eltern verleugnet, wird vom Himmel verleugnet, und ich will nicht gegen meine Religion handeln. Er ist enterbt, und ich will, daß Ihr während Eurer Lebenszeit ihm kein Erbtheil überweis't. Es ist mein letzter Wille. — Ueber den

Rest meines Vermögens habe ich mich schriftlich ausgesprochen, sämmtliche Papiere liegen in einem blauen Umschlag in jenem Sekretär aufbewahrt, sie sind versiegelt und ich werde sie im Beisein des Landrichters herausnehmen lassen."

Es trat eine kleine Pause ein, während welcher der Kranke mit geschlossenen Augen dalag und schwer und tief athmete, gleichsam als wolle er sich für den wichtigsten Gang des Lebens sammeln, alles Irdische, rein Weltliche vergessend. Dann sagte er:

„Ich wünsche in der Capelle, an der Seite meiner so früh verblichenen Gattin, begraben zu werden. — Setzen Sie Herr d'Oerwel in Gemeinschaft mit dem Gerichtspersonal meinen letzten Willen auf. — Ich habe hier eine kleine Uebersicht entworfen, benutzen Sie dieselbe," setzte er hinzu, indem er ihm ein Blatt Papier überreichte. „Sie haben dann die Güte, im Beisein jener Herrn mir das Ganze vorzulesen, ich werde unterschreiben und die Rechtsgültigkeit meines letzten Willens durch das Gericht beglaubigen lassen. — Nun lassen Sie mich noch einige Augenblicke mit Amalien allein. — Ich brauche Zeit zu meiner Erholung. Die letzten Augenblicke haben mich zu sehr aufgeregt. —"

Die Anwesenden entfernten sich bis auf Amalie, welche in ihrer Stellung blieb und tief ergriffen das Benehmen ihres Onkels beobachtete.

„Amalie," begann er nach einer kurzen Pause, „hast

Du noch irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte? — O, sprich ihn offen aus, steht es in meiner Macht, ich werde ihn erfüllen."

„Theurer Onkel, keinen — — — als daß sie meinem unglücklichen Bruder verzeihen möchten. — O, erfüllen Sie diesen Wunsch! — Theodor ist nicht glücklich, er war es nie — — und hat immer das harte Schicksal seiner Eltern mitempfunden. — Aber er war zu schwach, den fesselnden Verhältnissen widerstehen zu können, und unterlag den Versuchungen und dem Einfluß verirrter Gefühle!"

„Verirrter Gefühle!" wiederholte der Kranke zweifelnd.

„Was anders! — O, sein Loos ist hart! Zu hart für seinen Frevel. — Kurz zuvor, ehe ich die Residenz verließ, schlich er eines Abends an unserem Hause auf und nieder, bis ich aus dem Hause kam. Er gab mir unter Thränen einige Gulden, da er gehört habe, wie übel es uns gehe. Mehr hatte er nicht. Er fragte nach allen Verhältnissen unserer Eltern und gab mir mehrere Blätter eines Werkchens, welches er geschrieben und dessen Idee besonders auch das Unglück meines Vaters in ihm erweckt hatte. Es heißt, wenn ich nicht irre: „Die Zeitfrage," und ist in unserem Lande polizeilich verboten worden."

„Die Zeitfrage?" fragte der Onkel überrascht. „Sollte er der Verfasser sein. — Ich sagte immer, daß

er einst für die Rechte des Volks eintreten würde. Ich hatte meine Freude an ihm. —"

„O, so lassen Sie ihn Gnade finden!"

„Ich habe Dir die Erfüllung einer Bitte versprochen," entgegnete Wienau, „ich will ihm zwei Obligationen überweisen, die eine von zweitausend, die andere von fünfzehnhundert Thalern, sie sind noch nicht in das Testament aufgenommen. Ich beabsichtigte, sie aus gewissen Gründen Deiner Mutter zu schenken. Damals, als der Baron von Brandeis mit Johanna sich verlobte, und von einem Gläubiger hart bedrängt wurde, bat er mich um ein Darlehen auf beide Obligationen, welches ich ihm auch vorschoß. Sie lauten auf sein Gut „Brandeck" und haben ihren vollen Werth. —"

Amalie wagte keine Sylbe zu antworten. Wie seltsam erschien ihr die Fügung des Himmels, der somit ihren größten Feind zu Theodors Schuldner machte. Es dünkte ihr eine gerechte Strafe des Schöpfers. Und ganz dieser Gedanken voll hing sie stillen Betrachtungen nach, während ihr Onkel einzuschlummern schien und immer ängstlicher athmete.

Zehntes Capitel.

Nicht mit dem Körper erlöschen große Seelen.
Tacitus.

Eine drückende Pause folgte. — Amalie trat ans Fenster und beobachtete den klaren Mond am sternbesäeten, azurblauen Himmelszelt, indem sie dem süßen, schmelzenden Schlag einer Nachtigall zuhörte. Ihr Herz war so freudeerfüllt, obgleich sie in tiefster Seele das nahe Ende ihres theuren Onkels betrauerte. Sie fürchtete sich fast vor dem Freudenschauer, an welchem sich doch die schönsten Hoffnungen für die Zukunft knüpften. Das harte Loos ihrer Eltern war auf einmal ein besseres geworden, ihr schwerer Kummer war gestillt, ihr Herz erleichtert.

Auf einmal gewahrte sie zwei Gestalten, welche durch die Anlagen des Gartens gingen, und das Pochen ihres Herzens, das Glühen ihrer Wangen und die süße Freude ihres Inneren verriethen ihr die Gegenwart einer theueren Person, obgleich sie sich noch nicht recht klar werden

konnte, wer es wirklich sei und was wohl die Absicht Beider wäre. Sie schienen in einem interessanten Gespräche vertieft. Die eine, ein schöner, stattlicher Mann, in welchem sie den Amtmann Steinius zu erkennen glaubte, blieb zuweilen stehen, und sie sah ganz deutlich, wie er sein Erstaunen kund gab, und dann, wie in großer Aufregung, weiter schritt. Die andere Person dünkte ihr der Vetter Jörg. — Sie lauschte aufmerksam, — nur undeutliche, nicht zusammenhängende Worte hörte sie. Jetzt kamen sie näher, — und blieben an dem oberen Ende des Hauses stehen. War es Neugierde oder sonst eine mächtige Regung ihrer Seele, sie konnte dem Drange nicht mehr widerstehen, den Gegenstand ihrer Unterhaltung zu erforschen. — Sie eilte daher leise in ein Zimmer nach jener Richtung hin, öffnete unbemerkt ein Fenster und hörte noch den Rest eines Gespräches, das ihre Aufmerksamkeit aufs Höchste steigerte.

„Stützen Sie hierauf eine Anklage, ich werde sie beweisen können," sagte Jörg laut genug, um es an dem halboffenen Fenster deutlich zu verstehen.

„Aber um Gottes Willen," rief Steinius, „Sie beschuldigen einen Mann der Betrügerei, der jetzt noch allgemein als ein ehrlicher und redlicher Mann gilt, und dessen Ruf ihn einst zum Commissär und jetzt wieder zum Referenten in der Trautmann'schen Sache

machte! Ihre Aussage stellt ihn in das schlimmste Licht eines Verbrechers. Und wie wollen Sie Beweise bringen? — Warum machten Sie Ihre Geheimnisse nicht zu anderer Zeit geltend, da dieselben den Amtmann Trautmann hätten vor vielem Unglück bewahren können?"

„Mich pflegt man nur den „simplen Jörg" zu nennen," entgegnete der Angeredete. „Wem ich mich auch anvertraute, — Jedermann erschrak vor meiner Aussage und überall wurde ich gewarnt, nicht damit hervor zu treten. Man drohte mir mit Gefängniß. So hielt mich in letzterer Zeit die Angst und Furcht zurück, von der Sache weiteren Gebrauch zu machen. Zu Ihnen habe ich alles Vertrauen, wenn Sie einmal dem jungen Advocaten diese Mittheilungen machen würden, es wäre ihm vielleicht doch noch möglich, Einiges zu Gunsten des Herrn Trautmann zu unternehmen. Ich habe nicht so das Herz, vor ihn zu treten und ihm die Sache aus einander zu setzen; auch bin ich der Rede nicht mächtig genug, um mit einem so feinen Herrn zu sprechen. Sie aber, Herr Steinius, kenne ich von Schönau aus, zu Ihnen kann ich schon ein Wörtchen reden. — Erst vor einigen Tagen sprach ich mit Amalien von Ihnen." —

„Von mir?" fragte Steinius in voller Freude.

„Von Ihnen," antwortete jener, „wir gedachten der Tage, in denen wir Sie kennen lernten, und Sie wie ein liebender Engel Trost und Muth in die Herzen der

unglücklichen Familie brachten. — Amalie ist Ihnen gut, lieber Herr Steinius, und sie schenkt nur guten Menschen ihre Achtung und Liebe, deßhalb habe ich auch Sie zu meinem Vertrauten gemacht, o helfen Sie, wenn noch zu helfen ist. — Halten Sie sich nur an meine einfache Erzählung. Ich sah, wie er die Handschrift meines Onkels nachmachte. Eines Tages kam er aus der Residenz, mit ihm der Jude Isaak Schinder, der größte Halunke unter der Sonne, und der Gutsbesitzer Drucker. Der Amtmann war mit seiner Familie ausgegangen, ich glaube im Pfarrhaus war Gesellschaft, und nur Johanna war zu Haus. Das gute Mädchen hatte sich von allen Vergnügungen zurückgezogen, seit sie seine Braut geworden war. — Ich befand mich in dem Zimmer meiner Schwester, welches durch eine Bretwand vom Bureau getrennt ist, wie Sie sich erinnern werden, konnte also ganz deutlich den Verlauf der Unterredung vernehmen. — Der Jude Schinder und der Gutsbesitzer Drucker beabsichtigten nämlich mehrere hundert Gulden Pacht, Steuer und sonstige Gelder an den Amtmann zu bezahlen, und da in seiner Abwesenheit Johanna oder ihre Mutter auf das Ersuchen der Schuldner und um diesen den zweiten Weg zu sparen, öfters Gelder abnahmen und diese dann dem Amtmann bei dessen Zurückkunft übergaben, die Quittungen den Zahlenden nachsandten, so bat Johanna ihren Bräutigam, den beiden Herren das Geld

abzunehmen, während sie eine Erfrischung bereiten wolle. Sie begleitete diese unter munteren Gesprächen noch ins Bureau und ging dann in die Küche. Was ich da hörte, kann ich beschwören, und an Beweismitteln wird es dann auch nicht fehlen. — „Es bleibt bei unserer Verabredung,“ sagte der Jude leise zu dem Herrn Baron, während Drucker die Blumen am Fenster bewunderte. „Wenn er das Geld hergezählt hat,“ erwiederte der Baron, „so schaffen Sie ihn hinüber ins Wohnzimmer, ich will nachher sehen, was zu machen ist. Johanna beschäftigen Sie immerfort, es wäre mir sehr unangenehm, wenn sie mich hier überraschen würde.“ — „So, nun gut,“ setzte er hinzu, als der Jude eine gewisse Summe aufgezählt hatte, und gab demselben das Geld bis auf einen kleinen Betrag zurück. „Nun aber haben Sie mir diesen Revers zu unterschreiben. Ich habe gerne Quittungen über dergleichen Sachen, obgleich ich alles Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit habe!“ Durch eine Ritze der Wand konnte ich sehen, wie der Jude ein Papier unterschrieb, und den Ort Schönau mit dem Datum untersetzte, dann wieder ausstrich und einen anderen Ort und Datum hinschrieb. Nun kam auch der Gutsbesitzer herbei und zählte mehrere hundert Gulden hin, worauf der Jude mit ihm wegging. Drucker bat zwar um eine Quittung, der Herr Baron aber schien empört zu sein, daß ihm jener so wenig Vertrauen

schenkte, und der arme Gutsbesitzer hatte seine liebe Noth, den beleidigten Herrn Baron wieder zu beruhigen, der seinen Wunsch jedoch noch zuletzt entsprach. Nachdem sich Beide entfernt hatten, sah ich, wie der Baron das Geld bei Seite legte, konnte aber nicht sehen, ob er auch davon für sich behielt. Dann nahm er einige Register zur Hand, schrieb etwas in dieselben und stellte sie wieder an ihren Platz. Ich dachte mir damals, er müsse es so machen, so sehr verdächtig mir auch seine Unterhaltung mit dem Juden vorkam. Bald darauf kam Johanna. „Immer hinter den Acten," rief sie ihm entgegen, „wenn Du in Schönau bist, solltest Du Dich mit Deiner Braut unterhalten!" „Das will ich," rief er und ließ sich mit ihr aufs Sopha nieder, so daß ich sie ganz schön beobachten konnte. „Die beiden Herren mögen einstweilen Deiner Küche zusprechen, während ich einige glückliche Augenblicke mit Dir hier verweile. Das Glück, allein beisammen sein zu können, wird uns doch so selten zu Theil." So sagte er, und zog Johanna mit Inbrunst an sich. Sie wollte zu den Gästen zurückkehren, allein er hatte sie zu fest umschlungen; und je mehr sie widerstrebte, desto mehr unterlag sie seiner Gewalt. — Sie machte ihn auf den Anstand aufmerksam, und fing an zu schmollen, aber vergeblich. — Er stellte ihr vor, daß sie, so nahe dem Traualtar, nicht nöthig hätten, die Regeln des

Anstandes so streng zu beobachten, wie dieß sonst der Fall sei. In wenigen Monaten sei sie seine Gattin und deshalb seien sie berechtigt, freier und vertraulicher mit einander zu sein, wenn sie allein seien und hätten nicht nöthig, sich länger in die Schranken zurückzuziehen und einzuzwängen, die ihr wahrscheinlich eben so lästig und drückend erschienen, wie ihm selbst, und die nur ein albernes Vorurtheil altkluger, liebloser Sittenprediger eingeführt hätte. Auf ihre standhaften Gegenvorstellungen wurde er immer leidenschaftlicher und er schien mir jetzt einer von jenen abgefeimten Wüstlingen zu sein, von denen leider die sogenannte gebildete Welt so viele aufweisen kann, die zwar in Schafskleidern einhergehen, aber auf die Tugend eines jeden gebildeten Mädchens wie reißende Wölfe Jagd machen und denen keine Sitte, keine Tugend zu heilig, keine That zu schlecht und kein Mittel zu schändlich ist, wenn es darauf ankommt, ihren Zweck zu erreichen. Was er weiter sprach, konnte ich nicht mehr recht verstehen, ich sah nur, wie Johanna bald darauf sich mit aller Gewalt von ihm loszumachen suchte und wie sie hoch erröthete, als er ihr etwas leise in's Ohr sagte. Sie wurde endlich ruhiger, und er schien jetzt durch ihre standhafte Entschiedenheit zurückgeschreckt. „Gehe, wie magst Du Dich ängstigen,“ sagte er, „ich will meinen Fehler, in welchen mich nur meine Liebe zu Dir fortgerissen hat, wieder gut machen

und Dich durch Süßigkeiten wieder zu versöhnen suchen. Bei diesen Worten übergab er ihr ein Papier, in welchem dem Anscheine nach Confect befindlich war. Sie aß davon, und wurde darauf auffallend ruhig, jedoch schienen mir ihre Wangen in fieberischer Leidenschaft zu glühen. Jetzt erhoben sich Beide, um, wie es den Anschein hatte, zu den anderen Herren in das Wohnzimmer zurück zu kehren. — Mir schien Johanna hier, in den Händen eines Menschen von solchen Grundsätzen, wie er sie so eben offenbart hatte, in der größten Gefahr, und ich lief daher spornstreichs in die Stadt und erzählte Johanna's Vater Alles haarklein, was ich gehört und gesehen hatte. Ich richtete ein schönes Feuer an! Der Amtmann ging sogleich mit mir nach Haus, und als wir in das Amtshaus kamen, war der Jude mit dem Gutsbesitzer schon früher weggegangen und Johanna noch eine kurze Zeit mit dem Baron allein gewesen. Auch dieser Letztere hatte bei unserer Ankunft in entgegengesetzter Richtung bereits das Haus verlassen, jedoch versprochen, bis zum Nachtessen zurück zu kehren. Johanna kam uns todtenbleich und sichtlich verstört entgegen. Von jener Zeit fing Johanna an zu kränkeln, sie wurde nie mehr heiter, ihr Leiden nahm täglich zu, und als der Schurke gleich darauf das Verhältniß auflöste, zeigten sich immer mehr die Spuren einer langwierigen, aber auch unheilbaren Krankheit."

„Und Brandeis?“ fragte Steinius, der dieser Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Er kehrte erst spät am Abend zurück. — Das war ein Auftritt! — Der Herr Amtmann sprach kein freundliches Wort mit ihm, sondern machte ihm solche Vorwürfe, daß es zwischen beiden Männern zu einem heftigen Wortwechsel kam, der nur durch das Weinen und Jammern der Kinder und durch das Dazwischentreten der Johanna gestillt werden konnte. — Man aß zu Nacht, — der Baron empfahl sich kalt, und seit der Zeit hat man ihn nie wieder gesehen. Er ist seitdem des Amtmanns schrecklichster Feind und Gegner geworden, hat seinen Ankläger gemacht und sucht auch sein gänzliches Verderben herbeizuführen.“

„Noch nicht,“ entgegnete Steinius. „Meinen Freund, den Doctor d'Oerwel, will ich von Allem in Kenntniß setzen; Ihre Erzählung bietet ihm wohl Anhaltspunkte genug, eine Anklage gegen Brandeis zu erheben. Sie selbst müssen noch mit dem Freunde sprechen, und es wird nicht fehlen, daß, wenn Ihre Vermuthungen nur einigermaßen Glauben finden werden, die ganze Anklage gegen Trautmann in ein Nichts zusammenfällt oder doch wenigstens sehr gemildert wird. Es ist zwar ein gewagtes Unternehmen, ohne alle Zeugen und treffende Beweismittel mit einer solchen ehrenkränkenden Klage aufzutreten; allein die Vorsicht und der durchdachte

Plan eines Advocaten haben schon viel schwierigere Fragen zu lösen verstanden, und wenn uns das Glück wohl will, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Ihre Aussage von unberechbarem Nutzen sein wird. Jene Quittung, welche durch ihre Abänderung und Verfälschung ein sehr pikantes Beweismittel gegen ihn ist, wie auch die von ihm weiter ausgefertigten Quittungen und gemachten falschen Einträge in die betreffenden Register, dienen sehr dazu, eine Anklage gegen ihn zu begründen. Vor allen Dingen werde ich mich bemühen, die Quittungen von dem Gutsherrn Drucker herbeizuschaffen, ich werde alle, nach jener Zeit erst eingezahlten und gebuchten Beträge nochmals fordern und dadurch hinter das Geheimniß dieser entsetzlichen Betrügerei kommen. — Mir gehen schreckliche Gedanken durch den Kopf! — Wer steht uns dafür, daß Brandeis' Schurkerei sich nicht auf das Elendeste an Johanna's Gesundheit dadurch verging, daß er ihr in jenem Confect verborgene, ihrer Gesundheit im höchsten Grade nachtheilige Mittel beibrachte, um dadurch das arme Mädchen seinen leidenschaftlichen Begierden zu überliefern. Es gibt geheime Kräfte in der Natur, die auf alle Gefühle, Regungen und Triebe der Menschen einen mächtigen Einfluß haben, und die, unvorsichtig angewandt, dem Unglücklichen Gesundheit, Verstand und Leben rauben und frühzeitig dem Grabe zuführen können. Mir ahnt, es müßte jener abscheuliche Mann auch dieses Mittels sich bedient haben,

um zu dem Ziele seiner thierischen Lust zu gelangen. — Wir müssen mehr darüber sprechen, und vor allen Dingen meinen Freund hierin zu Rathe ziehen. Kehren wir wieder zu den Herren zurück, die unterdessen das Testament aufgesetzt haben werden."

Beide traten in das Wohnhaus.

In demselben Augenblick schloß Amalie leise das Fenster. Sie hatte die Unterredung deutlich genug hören können; auch nichts war ihr entgangen. Tief erschüttert und auf das Mächtigste aufgeregt, vermochte sie sich kaum zu erheben. Ihr trat das entsetzliche Schicksal der Schwester und so mancherlei, was ihr bisher unerklärlich geblieben und das sie bisher in schwankendem Zweifeln erhalten, lebendig vor die Seele. Wie düstere Nachtgestalten entwanden sich auch ihrem Gedächtnisse mancherlei Beweisgründe, durch Jörgs Erzählung und des Freundes Betrachtungen angeregt und belebt. Ihr wurde so mancherlei klar in Bezug auf das Schicksal ihrer Eltern und insbesondere auf das Leiden ihrer Schwester, daß sie kalt und voll Entsetzen vor der Wahrheit ihrer Ahnungen zurückschreckte und sich nur mit Mühe zu fassen vermochte.

Der Landrichter hatte unterdessen mit d'Oerwel und dem Actuarius das Testament in üblicher Weise entworfen und vervollständigt, während der Kranke in einen unruhigen Schlaf verfallen war. Amalien's Zurückkehren hatte ihn erweckt.

„Wie viel Uhr, gute Amalie,“ fragte er diese.

„Es geht stark auf Mitternacht, lieber Onkel,“ entgegnete sie, nachdem sie sich davon überzeugt hatte.

„Der Zeiger ist dem Ziele meiner Bestimmung nahe, meine Uhr ist abgelaufen; rufe die Herren zu mir, — damit mein letzter Wille rechtgültig werde. Auch den Caplan!“ —

Amalie eilte, den Wunsch des theueren Kranken zu erfüllen und kehrte bald darauf mit dem Landrichter, dem Actuar, d'Oerwel, dem Caplan und den beiden verwandten Geschwistern in das Krankenzimmer zurück.

Den Hauptinhalt des Testamentes kennen wir, soweit er für die Personen unserer Geschichte von Bedeutung ist. Die Kirche war, wie sich später aus den versiegelten Papieren ergab, reichlich bedacht, ebenso die Schule in Schönau, und durch ein bedeutendes Vermächtniß zum Zwecke einer Armenpflege hatte er die erste Veranlassung zu dem nachher errichteten Armenverein, dessen segensreiche Wirksamkeit sich in ganz kurzer Zeit über den größten Theil des Landes verbreitete, gegeben. Zu Gunsten des Theodor Trautmann ließ er noch eine Klausel beifügen, jenes Kästchen als ein Geschenk für Amalie aufnehmen und d'Oerwel, in Betracht seiner Verdienste um den Prozeß und als Sohn seines besten Freundes, als Erbe einer kostbaren Standuhr, dem Geschenke seines Großvaters, einsetzen. Hierauf wurde

das Testament geschlossen, durch Wienau und die Zeugen unterschrieben, die Unterschriften von dem Landrichter beglaubigt und nach beigedrucktem Amtssiegel in bester Form Rechtens für richtig erkannt.

Nach dem Vollzug dieses Acts wünschte Wienau mit Amalie und dem Caplan allein zu sein. Seine Kräfte nahmen immer mehr und mehr ab, seine Stimme wurde schwächer und man sah recht deutlich, daß bald seine letzte Stunde schlagen werde.

Der Geistliche bemühte sich, ihn zu trösten und auf sein herannahendes Ende vorzubereiten. Wienau war immer sehr religiös gewesen, — hatte er ja einst auf dem Berge eine Capelle errichtet — und aus seinen eigenen Mitteln seit Jahren für sich und die wenigen Katholiken in Schönau einen Geistlichen bezahlt, — so erfaßte er auch jetzt mit der Weihe eines Gläubigen den tiefen Ernst des Augenblicks und empfing die heiligen Sacramente in christlicher Demuth und Frömmigkeit.

Gottergeben und mit der Duldsamkeit eines Heiligen ertrug er den Schmerz der letzten Augenblicke. Jeder irdische Gedanke war aus seiner lauteren Seele gewichen, deren Stimmung und gottselige Vorahnung in ergreifender Weise auf seinen leidenden Gesichtszügen ausgedrückt lagen. Sein halbgebrochenes Auge belebte sich zuweilen noch, wenn es nach Amalie blickte, und ihr schien es, als habe sie noch nie einen liebevolleren,

seligeren Blick gesehen, als überbiete die Sprache des sterbenden Auges alle Beweise seiner Liebe zu ihr. Sie saß an seinem Lager, ihr schönes Auge blickte in einem Meer von Thränen nach dem theuren Sterbenden, und beobachtete in banger Sorge jeden Athemzug, jede Bewegung, während der Geistliche seine Trostworte immer mehr und mehr verminderte, das nahe Ende des Leidenden bemerkend. Er wußte aus Erfahrung, daß die Ruhe des Sterbenden größtes Verlangen ist; — und als er in seiner Rede inne hielt, gab er Amalien ein Zeichen sich zu fassen, indem ihr der nächste Augenblick den väterlichen Freund für dieses Leben entreißen werde.

Und er hatte es richtig vorausgesehen. — Krampfhaft ergriff er Amalien's Rechte — noch einmal rief er ihren Namen — stammelte ein wenig verständliches „Lebewohl," und verschied, indem er den Namen seiner Gattin nannte.

Amalie stürzte jammernd vor das Lager des Dahingeschiedenen, und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Wenige Augenblicke trennten sie so weit von ihm, ihrem besten Freunde, ihrem Wohlthäter und Beschützer, — ein Menschenleben war zwischen Beide getreten. Der Geistliche beruhigte sie und setzte sodann die noch anwesenden Gerichtspersonen von Wienau's Ableben in Kenntniß.

Amalie hatte nämlich dafür gesorgt, daß denselben in einem Nebenbau ein Zimmer eingeräumt, und ihnen

vor ihrer Abfahrt noch einige Erfrischung geboten wurde. Steinius und Jörg sprachen mit d'Oerwel wegen jener Anklage gegen Brandeis, welche der junge Advocat aus verschiedenen Gründen, theils auch aus eigenem Interesse, mit vielem Feuer aufnahm und auf das Bestimmteste seine Zusage gab, sobald sich nur einige Anhaltspunkte vorfänden, die Sache gehörigen Orts anzuklagen. Zugleich galt es ihm aber auch darum, dem ehrlosen Treiben des Juden Isaak Schinder endlich ein Ziel zu setzen, und ihn, den niederträchtigsten Verbrecher, der Obrigkeit zu überliefern. Er war durch Theodor mit dessen ausschweifendem Leben genügend bekannt, um Mittel und Wege zu finden, ihn einer gerechten Strafe zu überliefern. Dieser Jude war Theodors Freund gewesen, wie aus dessen unbedingtem Vertrauen hervorgeht, das er ihm bewies, als er sich schämte, seinen durch ihn tief gekränkten Eltern ein Geschenk selbst zu überbringen, und daher den Juden beauftragte, die bewußten Summen an diese gelangen zu lassen. Noch mancherlei andere Umstände machten d'Oerwel mißtrauisch gegen den Juden, der, wie es ihm schien, gemeinschaftlich mit dem Postsecretair von Armbrust Theodors Verderben beabsichtigte. Sein fester Vorsatz war, ohne Verzug ans Werk zu gehen, sobald er in die Residenz zurückgekehrt sei, und dann mit allem Fleiß und Eifer eine Reihe von Schlechtigkeiten zu enthüllen, die, obgleich bisher durch einen feinen Anstand und täuschenden Schein bemäntelt, dennoch mit frecher Keckheit aufgetreten waren. Steinius

versprach, ihn in allen Stücken zu unterstützen, besonders mit Drucker wegen jenem Auftritte im Amtshause zu reden, alle Register zu revidiren und aus den gegebenen Umständen heraus zu finden, in wie weit sich der wirkliche Betrug des Geheimen Secretair von Brandeis herausstelle, um dann umgehend die Freunde davon in Kenntniß zu setzen.

Der Landrichter hatte unterdessen den aufgetischten seinen Weinen mit vielem Eifer zugesprochen und einen Grad von Redseligkeit erlangt, der weit über seine gewöhnliche Schwatzhaftigkeit hinausging. d'Oerwel nahm deshalb auch gar keinen Anstand, des Landrichters Ansichten über den Baron von Brandeis zu hören, und brachte mit vielem Geschick das Gespräch auf jenen Nachmittag, dessen er sich noch ganz genau zu erinnern vermochte.

„Ja, ja, mein lieber Herr Doctor d'Oerwel," entgegnete der Landrichter, „damals war der Herr Baron zum zweit letztenmal hier und zum letztenmal bei seiner holden Braut, denn wenige Wochen darauf lös'te sich das Verhältniß auf. Ich war gerade im Garten, als er mich mit seinem Besuche beehrte, und hörte dem Geschnatter einiger jungen Damen zu, welche in dem anstoßenden Pfarrgarten spielten. Denn mein hochmüthiger Nachbar, mit dem ich damals schon seit Wochen nicht auf dem besten Fuße stand, hatte eine große Gesellschaft gegeben, und meine Josephine von der Einladung ausgeschlossen. Ich kann mich des Tages noch ganz genau erinnern. Der damalige Amtmann war auch zugegen, wurde aber, wie ich

aus meinem Versteck hörte, wegen irgend einer wichtigen Sache von Jörg nach Haus gerufen. Meine Töchter sahen ihn damals mit diesem in der größten Aufregung an unserem Haus vorüber nach seiner Wohnung eilen, wobei er unter anderem gesagt haben soll: „Wenn sich der Schurke gegen das schutzlose Kind vergangen hat, so ist er des Todes; — es bricht mein Vaterherz!“ und was dergleichen mehr, wovon noch nach Wochen geredet wurde, was später die geschwätzige Frauenwelt mit dem Zurückgehen des Verhältnisses und den Folgen einer allzuleidenschaftlichen Liebe zusammen reimte. Ich setze voraus, daß Sie die näheren Verhältnisse der Familie Trautmann kennen und dann wohl auch wissen, daß Johanna, die älteste Tochter, seit jenem Tage kränkelte, später ein Knäbchen gebar und nun an einer unheilbaren Krankheit leidet.“

„Sie ist Mutter?“ fragte d'Derwel überrascht.

„Man hat es sich hier erzählt,“ entgegnete jener, und leerte ein Glas, ehe er in seiner gewohnten Redseligkeit fortfuhr. „Die Leute erzählen sich hier, der Geheime Secretair habe sie überlistet und verführt, — ich kann nur sagen, was man sich hierüber im Städtchen erzählt. Der Amtmann soll ihn schon damals darüber zur Rede gestellt haben, als er durch Jörg im Pfarrhaus geholt wurde. Von jener Zeit an ist der Baron von Brandeis der entschiedenste Gegner des Herrn Amtmann gewesen; er brach sein Versprechen gegen Johanna und verlobte sich, wie ich hörte, mit der Gräfin Antoinette von Steinwart, deren nähere Verhältnisse Ihnen ja bekannt sind.

Der Haß des Volkes richtete sich seit seinem Bruch mit Trautmann gegen ihn, und die Erbitterung steigerte sich bis zu tumultuarischen Auftritten, als er später, als Regierungscommissair, den neuen Amtmann in seine Stellung einsetzte. Von jener Katzenmusik und dem Gedichte des Schuhmachermeisters Alt haben Sie gewiß gehört. — Das ist Alles, was ich von den Verhältnissen des Herrn Geheimen Secretair von Brandeis weiß und bitte Sie recht sehr, lieber Herr d'Oerwel, keinen weiteren Gebrauch davon zu machen."

„Gewiß nicht," entgegnete d'Oerwel fast zerstreut, denn die seltsame Fügung, gerade gegen den Bräutigam der Antoinette von Steinwart aufzutreten, hatte seinen Geist wieder mächtig erfaßt und das Blut ihm wild durch die Adern getrieben. Er schämte sich, stillen Wünschen und Hoffnungen Raum zu geben, welche wie lockende Traumbilder aus längst bekämpften Gefühlen auftauchten und ihn in der That recht nachdenkend machten.

In demselben Augenblick trat der Caplan ins Zimmer und brachte die traurige Nachricht von dem Ableben des Gutsherrn. Der Arzt eilte ans Krankenlager, allein der biedere Wienau hatte bereits geendet, und keine Kunst, keine menschliche Macht konnte ihn wieder ins Leben zurückrufen.

Der redliche Steinius ergriff die günstige Gelegenheit, der untröstlichen Amalie Worte der Beruhigung und des Trostes zu sagen. Und wie mächtig wirkten sie auf ihr tief erschüttertes Gemüth! —

Sie hatte bisher noch immer einigen Zweifel in seine wirkliche Zuneigung und Liebe gesetzt, und war bemüht gewesen, die auflebenden Gefühle für ihn in ihrem Herzen zu unterdrücken; allein diese Stunde überzeugte sie, wie sehr er sie liebe. Jedes Wort, so weich und innig gesprochen, trug den Ausdruck der lebendigsten Gefühle. Jeder Blick verrieth ihr sein Kämpfen und Ringen, jede Aufmerksamkeit, in der Art und Weise, wie sie geschah, seine Verehrung und Zuneigung. Sie hatte Mühe, den Freudensturm ihres Herzens zurückzuhalten, denn Steinius war schon längst zum Gegenstande ihrer Liebe geworden, und wäre an und für sich der Augenblick nicht so ernst und traurig gewesen, es wäre zwischen den beiden Stillliebenden sicherlich zu einer entscheidenden Erklärung gekommen.

Nachdem sich der Arzt von dem wirklichen Ableben des Gutsherrn überzeugt und hierüber den nöthigen Todesschein ausgestellt hatte, nahm der Landrichter mit dem Actuarius die übliche und vorgeschriebene Versiegelung vor.

Schon tagte das Morgenroth im Osten freundlich auf, als die Herren nach Schönau zurückkehrten. Steinius warf Amalien beim Weggehen einen Blick voll Liebe und Begeisterung zu, den sie zu seiner größten Freude auch verstand und erwiederte.

Als die Freunde, Steinius und d'Oerwel, in der Wirthsstube des „grünen Baumes" wieder allein waren, stürzte jener an des jungen Advocaten Brust und unterrichtete ihn unter Thränen von seinem Glück. d'Oerwel

zeigte die innigste Theilnahme und wünschte ihm Glück zu der glücklichen Neigung, denn Amalie hatte einen sehr angenehmen Eindruck auch auf ihn gemacht. Ihr bescheidenes und zuvorkommendes Benehmen, ihr natürlicher und feiner Anstand, die Leutseligkeit und ächt weibliche Würde ihres Wesens, hatten auch bei ihm den größten Wohlgefallen erweckt. Sie fesselte, sie entzückte und bezauberte, ohne es zu wollen, ohne die Absicht auf irgend eine Wirkung damit zu verbinden.

Ihre Unterhaltung hierüber nicht weiter auszudehnen folgten die Freunde dem Bedürfniß der Ruhe, und begaben sich, wenn auch erst am frühen Morgen, noch zu Bett. —

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als sie sich wieder in dem Gastzimmer einfanden. Steinius hatte in süßen, seligen Träumen die Nacht verbracht und zürnte mit seinem Geschick, als ihn sein reger Geist wieder ins wache Leben rief. — Dagegen hatte d'Oerwel einen sehr unruhigen und von den gräßlichsten Traumgestalten gestörten Schlaf. Sein seltsames Verhältniß zu der Gräfin von Steinwart, die Verwicklung so mancher Verhältnisse, die ihn zu ihrem Gegner machten, während doch in seiner Seele das Gefühl der herzlichsten Liebe zu ihr eingekehrt war; dann auch, und ganz besonders, ihr Verhältniß mit dem ehrlosen Geheimen Secretair von Brandeis, den er nun einer gerechten Strafe zu überliefern gedachte, dies Alles erfaßte seinen Geist auf's Mächtigste und führte ihm der Traum auf das Man=

nigfaltigste vor. Er war sich so unsicher, und je mehr er darüber nachdachte und je mehr er seine Gefühle zu bekämpfen suchte, um so lebendiger und mächtiger wurde ihm der Gedanke, er müsse sie aus der Zwangsjacke eines unglücklichen Verhältnisses retten; denn wie wenig glücklich sie liebte, hatte ihm Theodor mitgetheilt. Sein eigenthümliches, wiederholtes Zusammentreffen mit ihr begrüßte er als eine Schickung des Himmels, und knüpfte hieran die süßesten Träume. Und dennoch trennten sie so mancherlei Umstände. Der alte Familienhaß, ihr Verhältniß zu Brandeis, die Wienau'sche Rechtssache und seine Angriffe gegen ihren angesehenen Bräutigam, dies Alles verfinsterte seine Hoffnungen. Vielleicht war sein bisheriges räthselhafte Auftreten ihr gegenüber ein Gegenstand ihrer Erbitterung, deren Verminderung er hoffte, sobald sie über seine Verhältnisse und Stellung das Nähere erfahren haben würde.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn auch heute wieder und versetzten ihn in eine recht drückende Stimmung, aus welcher er erst wieder gerissen wurde, als gegen Mittag Ernst von seiner nächtlichen Reise zurückkehrte und die Freunde von dem nächsten Erfolg von Theodor's Flucht in Kenntniß setzte.

„Theodor ist ein charmanter Bruder," sagte Ernst, nachdem er die nächtliche Flucht von Ort zu Ort, von Station zu Station aufs Genaueste und Breiteste beschrieben hatte, „das Vaterland verliert einen wackeren Bürger, der Fürst einen ehrlichen und treuen Diener, und wir ver=

lieren einen wahren Freund an ihm. Er sieht übel aus, Liebeskummer und Sorge um das Schicksal seiner Familie, besonders auch die Härte seines erzürnten Vaters, haben seiner Gesundheit sehr zugesetzt. — Er ist glücklich über die Grenze gekommen, und durch meinen Paß habe ich ihn auch aus aller Gefahr gerissen."

Die Freunde sprachen noch lange hierüber.

Nach dem Mittagessen fuhren sie nach dem Wienau'schen Gut; d'Oerwel hatte noch Vieles zu ordnen und unterhielt sich wegen der Verhältnisse ihrer Eltern lange mit Amalien, welche durch die Unterredung, die sie Abends zuvor belauschte, alles Vertrauen zu ihm gewonnen hatte.

Mit einbrechender Nacht waren die Herren nach Schönau zurückgekehrt. Am folgenden Tag verließ d'Oerwel mit Extrapost das Landstädtchen; Steinius wurde durch einen Regierungscommissair in seine Stelle als Amtmann mit 1200 Fl. Gehalt eingesetzt, und der ehrliche Ernst vergaß seine vorgehabte Berufsrichtung, indem er sich von nun an der Landwirthschaft widmete.

Wienau wurde, seinem Wunsche entsprechend, in der Kapelle an der Seite seiner frühverblichenen Gattin begraben. Es war eine schöne Leichenfeier. — Alle Bewohner des Thales hatten regen Antheil genommen; und dies zeigte, wie hoch man den Verstorbenen schätzte, wie er durch seine Grundsätze, durch sein Leben und Wirken die Herzen Aller gewonnen hatte.

Amalie blieb vorläufig noch als Wirthschafterin auf dem Gut.

Ende des ersten Bandes.

Stein, Oswald

Antoinette von Steinwart Roman von Oswald Stein

Bd.: 1

Leipzig 1856